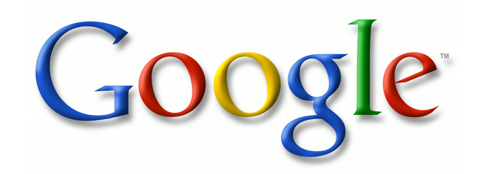




Mr. Masers de Latude

Der enthüllte Despotismus der französischen Regierung;

oder

Merkwürdige Geschichte des Herrn von Latude

während seiner unverdienten 35jährigen Gefangenschaft in verschiedenen Staatsgefängnissen.

Nach den Originalpapieren von dem Hrn. Thiery in Ordnung gebracht.

Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

C. F. A. Hochheimer.

Erster Theil.

Mit des Herrn von Latüde Bildniß.

Leipzig, 1791,
in der Gräffschen Buchhandlung.

Vorerinnerung.

Im Jahr 1787 erschien eine vorgebliche Geschichte des Herrn von Latûde unter dem Titel: „Geschichte eines neun und dreyßigjährigen Verhafts in den Staats-gefängnissen, aufgesetzt von dem Gefangenen selbst.“ Herr von Latûde kennt den Verfasser dieser kleinen Schrift, und hätte ihm vieles zu sagen. Für dießmal aber wendet er sich an das Publikum, um dasselbe zu benachrichtigen, daß er jene von ihm selbst geschrieben seyn sollende Geschichte nicht für die seinige erkenne — indem die darin enthaltenen

Thatsachen, wie man schon aus dem Titel siehet, der fälschlich eine neun und dreyßigjährige Gefangenschaft angiebt, nicht allezeit richtig sind, und es überdieß nicht eine Geschichte seiner Gefangenschaft, sondern blos eine Geschichte von drey seiner langwierigen und schmerzhaften Begebenheiten ist, die kaum einigen Aufschluß über seine wahre Geschichte giebt — und daß Herr von Latüde von allen den ihn betreffenden Nachrichten keine für ächt erkenne noch verbürge, als diejenigen, welche so wie diese Vorerinnerung, eigenhändig von ihm unterzeichnet sind.

Derjenige, welcher dieses Werk in Ordnung gebracht hat,* nimmt seinerseits sich die Freyheit, noch ein Wort von sich selbst zu sprechen. Die Umstände nöthigten ihn, seine Arbeit mit der größten Eilfertigkeit zu verrichten,

und sie, so wie er sie verrichtete, sogleich in den Druck zu geben. Er hat sie, so zu sagen, dreyen Setzern dictirt. Es ist also unmög-lich, daß nicht zuweilen kleine Versehen und Wiederholungen darin vorkommen sollten, we-gen welcher er hiermit um Verzeihung bittet. Wenn man genöthiget ist, einerley Gemälde mehrmal zu malen, so hat man zu befürchten, daß man in die Versuchung gerathe, sich im-mer einerley Farben zu bedienen.

von Latüde.

An

Herrn de la Fayette.

Mein Herr!

So war es denn einem der berühmtesten Schlachtopfer des Despotismus aufbehalten, seine erstaunenswürdige Geschichte dem großmüthigen Vertheidiger der Freyheit zu widmen!

Kaum hatten Sie die Jahre der Kindheit zurückgelegt, so versuchten Sie sich in

einer neuen Welt*) in jenen wohlthätigen Tugenden, welche dereinst Ihrem Vaterlande in den Augen des in Erstaunen gesetzten Europens Ehre bringen sollten. Damals war ich in Ketten, vergessen, abgesondert von der Welt, und Ihr Name erschallte bis in die Tiefe meines Gefängnisses. Bewunderung gesellte sich zu meiner Verzweiflung, und von der Zeit an ahndete ich Ihren zukünftigen Ruhm.

Als ich meine Freyheit erhalten hatte, sah ich Sie, und ich wagte es, Sie zu lieben. Glücklicher Gatte, glücklicher Vater, angebeteter Bürger! Die Nachkommenschaft wird

*) Man wird sich noch erinnern, daß der Marquis de la Fayette bey der Armee der Nordamerikanischen Freystaaten zu Anfang ihres Krieges mit England als Volontär gedient hat. Ueb.

erfahren, daß Sie groß waren; und ich — ich werde ihr zeigen, daß Sie Gefühl hatten.

Ich bin ehrfurchtsvoll

Mein Herr

Dero

Paris,

den 22sten April, 1790.

gehorsamster Diener

von Latüde.

Geschichte
Heinrich Masers von Latude,

ehemaligen Ingenieur's,

der fünf und dreyßig Jahre lang in der Bastille und zu Vincennes unter dem Namen Daury, zu Charenton unter dem Namen Danger, und zu Bicetre unter dem Namen Jedor in der Gefangenschaft war.

Endlich hat Frankreich, das so viele Jahrhunderte hindurch, durch die Schwäche seiner Könige, und den übermächtigen Despotismus ihrer Minister geschändet ward, seine Ketten, die es so lange Zeit drückten, und über welche es aus Feigheit gar nicht mehr zu erröthen schien, abgeworfen! Sein erstes Augenmerk, seine erste Bemühungen, waren, nachdem es von seiner schändlichen Betäubung zu sich selbst gekommen, gegen die Staatsgefängnisse gerichtet. Das aufmerksame Europa gab auf seinen Gang acht, es winkte ihm seinen Beyfall über den Muth zu, mit welchem es jene scheußliche Abgründe, die die Opfer des Despotismus, seiner Verbrechen, und seiner Rachsucht, verschlungen, einebnete. Wir preisen alle jenen Tag ewig glücklich, an welchem wir auf das erste Geschrey der Freyheit jene unwürdigen Mauern einstürzen sahen *). Aber damit die Franzosen diese Wohlthat um so mehr schätzen mögen, so sollen sie sehen, welchen Abscheulichkeiten

A 2

*) Man lese hierüber ächte und deutliche Beschreibung der Bastille rc. mit 2 Kupfern. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Leipzig 1790.

sie durch diese Handlung des Heroismus entgangen sind; sie sollen sehen, welcher Gräuelthaten die Götter dieses Höllenpfuhls fähig waren, und wie weit sie es durch beständige Uebung in ihrer Vermessenheit gebracht haben. Ich, der ich fünf und dreyßig Jahre lang ein Opfer ihrer Grausamkeiten und ihres Hasses gewesen bin, habe nur allzusehr diese schaudernden Wahrheiten erkennen gelernet.

Ja, fünf und dreyßig Jahre lang ertönten vergeblich diese höllischen Gewölbe von meinen Seufzern und von den Ausbrüchen meiner Verzweiflung. Alle Augenblicke war der Geist durch Anfälle von Raserey zerknirscht, und von Wehmuth beständig niedergeschlagen; alle meine Glieder waren durch das Gewicht und durch das Reiben der Ketten zerfleischt, der Leib wurde von dem ekelhaftesten Ungeziefer zernaget; statt der Luft athmete ich nichts als stinkende Ausdünstungen ein; und was noch das schrecklichste war, so kam man mir jedesmal zu Hülfe und stärkte mich, wenn der Tod meinen Leiden ein Ende zu machen, und mich meinen Henkern zu entreißen schien. Dieß war eine so lange Reihe von Jahren hindurch mein Schicksal! Ihr Alle, denen im Schooße des Vergnügens und der Freyheit die Zeit so schnell dahin läuft, wenn Ihr anders Euch vorstellen könnet, daß dieselbe in ihrem Lauf für den Unglückseligen, der in der Einsamkeit seines Ge-

fängnisses seufzet, einhalte, rechnet einmal nach, wie viele Jahrhunderte diese scheußliche Periode von fünf und dreyßig Jahren für denjenigen enthalten habe, dessen Muth und Kräfte durch immer neue Qualen, welche das Andenken an die bereits erduldeten noch vermehrte, beständig erschöpft wurden. Meine Absicht geht nicht blos dahin, ein kaltes und unfruchtbares Mitleiden in Euch zu erwecken, sondern ich getraue mich auch, Euch durch mein Unglück zu belehren. Wenn Ihr auf der einen Seite täglich so viele Verbrechen unbestraft sehet, so werdet Ihr auf der andern wahrnehmen, wie eine Mätresse und ihre unwürdige Gehülfen sich herausnehmen, sich wegen einer leichten Beleidigung zu rächen.

Folget mir in der schmerzhaften Laufbahn, welche ich nur allzulange durchlaufen habe; Euer empörter Geist wird öfters die Wahrheiten, welche ich enthüllen werde, für unwahrscheinlich halten. Allein, ich schwöre, daß ich keine Thatsache vorbringen werde, die es nicht wirklich sey. Von den meisten kann ich Beweise geben, oder mich auf Zeugen berufen. Zween meiner erbittertsten Verfolger leben noch; sie sollen mich Lügen strafen. Heute belange ich sie vor dem Richterstuhle des Publikums, morgen vor dem Richterstuhle der Gesetze. Da werde ich Rechenschaft fordern von einer jeden Zähre, die

sie mir ausgepreßt haben, und eben nach diesen Thatsachen werden wir gerichtet werden.

Ich bin geboren den 23sten März 1725 auf dem Schloß Craisein ohnweit Montagnac in Languedoc, das zu dem Gute des Marquis von Latude, meines Vaters, Ritters des Ludwigsordens, Obristlieutenants des Dragonerregiments Orleans, der nachher als Lieutenant de Roi zu Sedan verstorben, gehörte. Meine Erziehung war so beschaffen, wie sie einem Edelmanne, der sich dem Dienste seines Vaterlandes und seines Königs widmen soll, zukam. Ich werde mich nicht in eine umständliche Geschichte meiner ersten Lebensjahre einlassen. Die eigentliche Geschichte meines Lebens fängt erst mit der Geschichte meiner Unglücksfälle an. Ich hatte einige Anlagen und eine entschiedene Neigung zu den mathematischen Wissenschaften bey mir verspüren lassen. Meine Anverwandten gaben sich Mühe, sie zu entwickeln, und begünstigten meine Neigung, die dahin ging, meinem Genie zu folgen. In dem zwey und zwanzigsten Jahr meines Alters schickte mich mein Vater zu seinem Freund, Herrn Dumal, Oberingenieur zu Bergen op Zoom: dieser nahm mich gut auf, er stellte mich als einen Ueberzähligen an, und ließ mich Uniform tragen. Ich war ganz gerüstet, als zu meinem Unglück, im Jahr 1748 der Friede geschlossen wurde. Mein Vater wollte, daß ich

diese Zeit der Ruhe benutzete. Er schickte mich nach Paris, um daselbst die Mathematik fort zu treiben, und meine Erziehung zu vollenden. Ich war jung, ich hatte alle Rastlosigkeit meines Alters, und alle Ungeduld, welche dieselbe denen verursacht, die gern eine Rolle spielen wollen, und die Lebhaftigkeit ihres Geistes für Talent halten. Ich würde das Glück, mich hervorthun zu können, um jeden Preiß erkauft haben. Dazu aber waren Gönner nöthig; ich wollte vielvermögende haben; meine Eigenliebe, oder vielmehr meine Ruhmbegierde suchte sie in den vornehmsten Ständen; denn warum will man diese Leidenschaft, die bey einem jungen Menschen allezeit ein edles und schätzbares Gefühl ist, unter ihre Würde herabsetzen? Dem sey jedoch wie ihm wolle, ich war unbekannt, und wollte bekannt seyn. Indem ich die Mittel hiezu aufsuchte, so folgte ich blos meiner Einbildungskraft, und diese gab mir nachfolgendes ein:

Die Marquise von Pompadour regierte damals noch. Dieses herrschsüchtige Weib hat sich dadurch den allgemeinen Haß zugezogen, daß sie den König um die Ehrfurcht und die Liebe seiner Nation gebracht hatte. Zu diesem Verbrechen fügte sie noch ein anderes, welches darin bestand, daß sie einen geliebten Minister *) ihrer Rache aufopferte, indem

*) Den Grafen von Maurepas. Ueb.

sie ihn eines witzigen Scherzes wegen mit der Ungnade des Königs und mit der Verweisung bestrafte. Man sprach ihren Namen nicht anders als mit Verachtung und Abscheu aus, und man bemerkte, daß einem jeden der Mund überfloß, wessen das Herz voll war.

Eines Tages, im Monat April 1749, war ich in den Thuilerien. Zwo Personen saßen mir zur Seite, und überließen sich ganz dem lebhaftesten Unwillen, welchen sie gegen dieselbe gefaßt hatten. Das Feuer, welches sie zu beleben schien, erhitzte meinen Geist, der, stets nach dem Ziele gerichtet, wohin all mein Dichten und Trachten ging, in einem Projekt, welches er damals ausbrütete, ein sicheres Mittel zu finden glaubte, wodurch ich meine Beförderung bewirken, und mein Glück würde gründen können. Ich glaubte nicht, daß es schon genug sey, wenn ich die Marquise von Pompadour von der Stimme des Volks benachrichtigte; denn ohne Zweifel würde ich ihr hierüber nichts Neues gesagt haben. Ich ließ mir einfallen, ihr noch eine stärkere Probe von meinem Eifer zu geben, und es dahin zu bringen, daß sie aus Erkenntlichkeit sich für mein Glück verwendete. Nachdem ich einen Brief unter ihrer Addresse an die Post geworfen hatte, in den ich ein Pulver gethan, welches nicht den geringsten Schaden verursachen konnte: so lief

ich nach Versailles, erzählte ihr, was ich gehört hatte, schilderte die Begierde, welche jene zwo Personen bezeigt hatten, die Ehre, Frankreich befreyt zu haben, Andern streitig zu machen, mit starken Farben, und setzte hinzu, daß ich denselben bis an das Oberpostamt nachgegangen sey, wo sie ein Paket abgegeben hätten, welches, wie mich ihr Gespräch vermuthen ließ, wohl für sie bestimmt seyn mögte, und vielleicht irgend ein sehr subtiles Gift enthalten könnte.

In der ersten Aufwallung gab mir die Marquise die lebhafteste Rührung zu erkennen, und bot mir einen Beutel mit Gold an: ich schlug ihn aber aus, und sagte, nachdem ich ihr von meinem Stande und guten Willen Eröffnung gethan hatte, daß ich es wagte, eine sowohl ihrer als meiner würdigere Belohnung mir auszubitten. So wie sie, gleich allen Tyrannen, argwöhnisch und mißtrauisch war, so wollte sie etwas von meiner Handschrift haben, und ließ mich, unter dem Vorwande, daß sie meine Addresse zurückbehalten und aufbewahren wolle, an ihren Schreibetisch setzen, und dieselbe schreiben. Der Taumel, welchen mir mein gelungenes Projekt verursachte, und die Lebhaftigkeit meines Charakters, ließen mich diese gelegte Schlinge nicht bemerken, und ich dachte nicht daran, daß, wenn beide Addressen von einerley Handschrift wären, ich mich

verrathen würde. Ich kam wieder nach Hause, war stolz auf meinen Streich, und zählte schon alle die Stufen meiner künftigen Größe.

Die Marquise empfing das Paket: sie ließ mit dem Pulver an verschiedenen Thieren Versuche anstellen, und da sie sah, daß es ganz unschuldig war, zugleich auch bemerkte, daß die beiden Addressen von einerley Hand geschrieben waren, so sah sie diese Unbesonnenheit als die empfindlichste Beleidigung oder vielmehr als ein Verbrechen an, und ließ gegen mich die strengsten Befehle ergehen.

Den ersten darauffolgenden Mai, da ich mich noch ganz den süßesten Träumereyen überließ, kam ein Gerichtsdiener, Namens Saint-Marc, mit einigen Knechten und erweckte mich aus meinem süßen Schlummer. Ich wohnte damals in einem Hause, das mit einem Cul-de-Sac versehen war. Man schleppte mich in eine Kalesche, und ohngefähr Abends um acht Uhr wurde ich in die Bastille gebracht. Ich wurde in einen niedrigen Saal, der das Rathszimmer genennet wird, geführt, wo ich alle die Gerichtspersonen der Bastille, die mich erwarteten, antraf. Ich wurde von Kopf bis zu den Füßen ausgesucht: *) man zog mir alle meine Kleider aus, man nahm mir alles, was ich bey mir

*) Dieses pflegte von den Kerls zu geschehen, die alles, was sie fanden, für sich behielten. Ueb.

hatte, Geld, Kostbarkeiten, Papiere, und legte mir abscheuliche Lumpen an; die ohne Zweifel schon mit den Thränen von einer Menge anderer Unglückseligen getränkt waren. Diese Ceremonie, die man der Inquisition und den Straßenräubern nachmacht, wurde auf der Bastille der Willkommen eines Gefangenen genennet. Man ließ mich in ein Register schreiben, daß ich in der Bastille angekommen sey: hierauf brachte man mich in die Stube des sogenannten Winkelthurms. Man schloß über mir zwo dicke Thüren zu, und ließ mich allein, ohne mir zu sagen, worin mein Verbrechen bestehe, und welches mein Schicksal seyn werde.

Den folgenden Morgen kam der damalige Polizeylieutenant, Hr. Berryer, zu mir, um mich zu vernehmen. Ich werde mehr als einmal Gelegenheit haben, von dieser ehrwürdigen Gerichtsperson zu sprechen, und ich muß von ihm eine Schilderung geben. Ein Glück ist es, wenn man durch die Erzählung so vieler Trübsale das Mitleiden der Menschen ermüdet hat, und man kann alsdann einen Augenblick, bey dem Bilde eines schätzbaren Wesens, dessen gefühlvolle Theilnahme sie bisweilen gemildert hat, ausruhen. Ich werde diesen traurigen Vortheil nicht oft zu genießen haben *).

*) Er wurde darauf Minister bey dem Departement über das Seewesen. Ueb.

Herr Berryer flößte mir durch seine Sanftmuth und Güte ein Zutrauen ein. Er hatte, um Gutes zu thun, den Muth, sich über die Vorurtheile hinauszusetzen, und zog bey der Ausübung seines Amtes blos sein Herz und seine Pflicht zu Rathe. Gegenwärtig ist er wenig bekannt, und man darf sich nicht darüber verwundern: damals war er es nur unter den Unglücklichen. Ein solcher Mann war bey dem Hofe der Marquise nicht an seinem rechten Orte.

Ich bekannte ihm mein Vergehen, und meine dabey gehabte Absicht frey heraus. Meine Aufrichtigkeit gefiel ihm. Er sah meine Handlung blos als einen Jugendstreich an, der vielleicht seiner Absicht wegen Entschuldigung, und auf alle Fälle höchstens einen leichten Verweis verdiente. Er versprach mir, mich bey der Madame Pompadour zu vertreten, und sie um meine Loslassung zu bitten. Allein, wer es wagte, ihren Leidenschaften zuwider zu seyn, und wer eine ihr zugefügte Beleidigung nicht auf das schärfste rächte, der war bey ihr nicht zum besten angeschrieben. Sie war, wie er mir selbst gestand, unerbittlich.

Man stelle sich einmal meinen Zustand vor, in den mich diese Nachricht versetzte. Einsam, meiner Einbildungskraft überlassen, Hofnungs- und Hülflos grübelte ich Tag und Nacht meinem bevorstehen-

den Schicksale nach, und überall, wo ich hinblickte, sah ich nichts als einen schrecklichen Abgrund vor mir. Herr Berryer suchte mir alle ihm mögliche Erleichterung zu verschaffen; er stellte den Befehl aus, mir nichts abgehen zu lassen, und gab mir einen Unglücklichen zur Gesellschaft. Dieser war ein Jude, Namens Joseph Abuzaglo, der von Paris aus einen geheimen Briefwechsel mit dem englischen Hofe unterhalten hatte. Man fing aber seine Briefe auf der Post auf, und als er hierdurch war verrathen worden, mußte er in die Bastille wandern. Er hatte Kopf, und in einer jeden andern Lage würde mir sein Umgang und seine Freundschaft Vergnügen gemacht haben; allein, anstatt daß wir einander hätten Muth zusprechen sollen, so vergrößerten wir uns durch die gegenseitige Theilnahme unsre Leiden und unsre Verzweiflung. Abuzaglo hatte Weib und Kinder; er liebte sie zärtlich, und man war so grausam, daß man alle Briefe von ihnen unterschlug, und ihm, nach der in der Bastille hergebrachten Gewohnheit, nicht die geringste Nachricht von ihnen zukommen ließ *). Er hatte nicht

*) Dieses war ein allgemeiner Gebrauch auf der Bastille. Wenn auch einem Gefangenen erlaubt wurde, Briefe zu schreiben, so war das nicht von dem mindesten Effekt. Die Briefe wurden alle in das Polizeyamt gebracht, und nachdem man sie erbrochen und gelesen

so viel Muth und Stärke, seine Gefangenschaft zu ertragen, als ich, und doch hatte er noch einen Schein von Hofnung vor sich. Er war dem Prinzen von Conti ganz besonders empfohlen, und dieser hatte ihn so gnädig aufgenommen, daß er sich schmeicheln konnte, er würde sich für die Erhaltung seiner Freyheit verwenden. Er versprach mir auch, mich demselben zu empfehlen, und wir schwuren Eide einander zu, daß, wer von uns am ersten seine Freyheit erhalten würde, dessen erstes und hauptsächlichstes Geschäfte sollte seyn, auch die Freyheit des andern zu bewirken. Dieser Entwurf gab uns eine angenehme Unterhaltung, und wir fingen schon an, uns mit demselben zu trösten. Allein, es lag nicht in dem Plan meiner Verfolger, daß sie mir auch nur das Vergnügen, ein besseres Schicksal zu hoffen, ließen.

Damals wußte ich noch nicht, daß es eines der vornehmsten Geschäfte der Gefangenwärter sey, auf die Reden der Gefangenen aufzulauern; ohne Zweifel hätte man gern gesehen, wenn sie denselben auch hätten ins Herz sehen und ihre Gedanken darin

hatte, in Pakete zusammengebunden, und entweder aufgehoben, oder verbrannt. Wenn auch ein Gefangener starb, so erfuhr seine Familie nichts davon, und blieb also wegen dessen Schicksal in ewiger Ungewißheit.

lesen können. Ganz gewiß hatte man gehört, was für Versprechungen mir Abuzaglo gemacht hatte; und da er mir von dem Ansehen, in welchem er bisher stand, nicht zu viel vorgesagt hatte, auch ganz zuverlässig der erste Gebrauch, den er von seiner Freyheit gemacht hätte, der gewesen seyn würde, daß er mir auch zu der meinigen verhülfe; so wurde beschlossen, uns von einander zu trennen, und uns zu täuschen.

In der Mitte des Septembers 1749, nachdem ich ungefähr vier Monate lang eingekerkert gewesen war, kamen drey Knechte in unser Gefängniß. Einer davon wandte sich an mich, mit den Worten, daß der Befehl gekommen sey, mich auf freyen Fuß zu setzen. Abuzaglo fiel mir um den Hals, küßte mich zärtlich, und bat mich, meines Versprechens eingedenk zu seyn. Meine erste Empfindung war freylich blos Freude über meine Erlösung; allein, leider, mußte diese süße Empfindung selbst mir bald nur zu einer neuen Qual werden.

Kaum war ich über die Thürschwelle meines Gefängnisses, so mußte ich erfahren, daß ich nach Vincennes gebracht werden sollte. Man stelle sich meine Verzweiflung über diese schreckensvolle Nachricht vor. O Ihr, die Ihr dieses leset, erschöpfet hiebey Euer Mitleiden noch nicht! dieses ist nur erst der Anfang von den schrecklichen Behandlungen,

mit welchen man unaufhörlich über mich hinein-stürmte. Es war nicht genug, daß man die Staats-gefangenen mit immer erneuerten Strafen belegte; man machte sich einen Spaß daraus, auch ihre Seele zu mißhandeln. Wenn sie ganz vernichtet zu seyn schien, so suchte man sie wieder zu beleben, damit sie ihre Leiden desto besser fühlten. Die gewöhnlichen Henker dieser Inquisition sind die Gefangnenwärter, eine Menschengattung, die dieses Amtes würdig ist, und noch mehr thut, als ihr Beruf mit sich bringt. Es war schon eine Marter, sie nur um sich zu haben. Auf alle Fragen, welche man an sie that, waren sie stumm, oder beantworteten sie mit Lügen. Ich habe nachgehends erfahren, daß Abuzaglo bald darauf in Freyheit gekommen ist; allein, weil er glaubte, daß ich auch schon frey sey, und weil er überdieß erfahren hatte, daß ich mich um ihn gar nicht bekümmert habe, so gab er sich wenig Mühe, sich nach meinem Schicksal zu erkundigen, und ohne Zweifel glaubte er, daß ich verdiente, auf gleiche Weise vergessen zu werden.

Man wird sich nicht wundern, daß mein neues Gefängniß mir eine Krankheit zugezogen hat. Der ehrliche Herr Berryer besuchte mich und sprach mir Trost zu. Es verdroß ihn, daß man mich so behandelt hatte; es stand aber nicht in seiner Macht,

eine

eine andere Ordnung einzuführen, und denjenigen andere Gesinnungen einzuflößen, welchen die Aufrechthaltung derselben anbefohlen war. Er ließ mir oberhalb das bequemste Gemach einräumen. Ich hatte von da eine vortrefliche Aussicht. Aber was half sie mir? Der bloße Gedanke, daß meine Versetzung eine sehr lange und vielleicht ewige Gefangenschaft zur Folge haben könnte, mußte mir das süßeste Vergnügen vergällen. Ich würde allen Muth verloren haben, wenn ich nicht die Hofnung gehabt hätte, mich einmal selbst in Freyheit setzen zu können. Ich merkte, daß ich meine Freyheit von niemand, als von mir selbst, erwarten dürfte; und von der Zeit an dachte ich auf Mittel, es ins Werk zu setzen.

Ich sah täglich einen bejahrten Geistlichen in dem zur Festung gehörigen Garten spatzieren gehen, und erfuhr, daß derselbe schon seit langer Zeit wegen des Jansenismus gefangen säße. Der Abbe von St. Sauveur, ein Sohn des ehmaligen Lieutenants zu Vincennes, hatte die Erlaubniß, in diesem Garten mit ihm zusammen zu kommen, und er machte sich dieselbe oft zu Nutze. Unser Jansenist lehrte dabey die Kinder eines von den Knechten lesen und schreiben. Sowohl der Abbe als die Kinder gingen bey ihm aus und ein, ohne daß man sehr auf sie Acht gegeben hätte. Ohngefähr um eben die

Zeit, da derselbe seinen Spatziergang hielt, wurde auch ich in einen anstoßenden Garten geführt, der ebenfalls in dem Bezirk der Festung lag. Herr Berryer hatte Befehl gegeben, daß man mich täglich zwey Stunden in demselben zubringen ließe, um frische Luft zu schöpfen, und meiner Gesundheit zu pflegen. Zween Knechte holten mich ab und begleiteten mich. Der Aeltere von Beiden erwartete mich bisweilen im Garten; und der Jüngere öffnete die Thüre meines Gefängnisses allein. Ich suchte eine Zeit lang eine Gewohnheit daraus zu machen, daß ich geschwinder die Treppe hinunter lief als er, und ohne auf ihn zu warten, verfügte ich mich zu seinem Kameraden; wenn er dann in den Garten kam, so fand er mich allezeit bey demselben.

Einsmals faßte ich den Entschluß, es koste auch was es wolle, durchzugehen. Kaum hatte er meine Thüre eröffnet, so flog ich die Treppe hinunter, noch ehe er sich einfallen ließ mir nachzufolgen. Ich verriegelte eine Thüre welche sich daselbst befand, damit die beiden Knechte, so lange, als ich mich um meine Freyheit bewarb, nicht züsammen kommen konnten. Ich mußte durch vier Schildwachen. Die erste stand an der Thüre, durch welche man aus dem Festungsbau kommt, und die beständig verschlossen ist. Ich klopfe an, man macht auf. Ich frage

hästig nach dem Abbe von St. Sauveur, und sage: „Schon zwey Stunden wartet unser Priester „im Garten auf ihn, ich suche ihn aller Orten; „aber er soll mir meine Mühe bezahlen müssen." Ich ging dabey immer mit schnellen Schritten fort. Wie ich über den Schwibbogen, über welchem die Uhr ist, hinaus war, so kam ich an die zweyte Schildwache: ich fragte sie, ob der Abbe von St. Sauveur schon lange hinaus sey? Sie antwortete mir, sie wisse nichts davon, und ließ mich passiren. Die nämliche Frage that ich auch an die dritte Schildwache, die auf der andern Seite der Zugbrücke stand, und auch diese wollte nichts von dem Abbe gesehen haben. „Ich will ihn bald haben," sagte ich, und so lief und sprang ich voller Freuden wie ein Kind, und kam endlich an die vierte Schildwache, die eben so wenig als die drey andern dawider einzuwenden hatte, daß ich den Abbe von St. Sauveur suchte, und der es gar nicht in den Sinn kam, mich für einen Gefangnen zu halten. Ich hebe den Thürriegel aus, mache mich drüber hinaus, komme ihnen aus dem Gesichte, und bin frey.

Mein Gott! wenn ich daran gedenke, so bin ich noch voll Dankes, und eben so Freudetrunken, als damals. Der 25ste Junii 1750 war der glückliche Tag, an welchem ich entsprang, nachdem ich

gegen neun Monat zu Vincennes gefangen geses-sen hatte.

Ich lief querfeld ein und durch die Weingärten, und suchte, so viel möglich, von der Heerstraße abzukommen. Endlich erreichte ich Paris, und genoß daselbst, nach einer vierzehnmonatlichen Gefangenschaft, im Verborgenen das Glück der Freyheit.

Anfangs war es für mich eine herrliche Zeit. Allein, sie war von keiner langen Dauer. Es kam mir bald eine Unruhe an, ich mußte mich zu etwas entschließen; was sollte ich anfangen, was sollte aus mir werden? Ich konnte mir wohl vorstellen, daß man mich aufsuchen, und, falls man mich ertappte, dafür strafen würde, daß ich mich der Tyranney eines unversöhnlichen Weibes entzogen hatte. Das wußte ich gewiß, daß, wenn ich mich sehen ließe, ich auch entdeckt seyn würde. Und wenn ich flüchtete, so war ich in gleicher Gefahr. Außerdem waren auch meine Umstände nicht so beschaffen, daß ich die Hauptstadt, an die mich ohnehin meine Neigungen banden, verlassen konnte. Sollte ich dann alle Bande zerreissen, die mich fesselten? oder sollte ich mich immer im Verborgnen halten, und mich selbst zu einer Gefangenschaft verdammen, die noch grausamer gewesen

seyn würde, als diejenige, aus welcher ich entflohen war?

Bisher hatte ich blos meinem eigenen Kopfe gefolgt; ich hatte Ursache, ihm künftig nicht mehr zu trauen, und für diesmal zog ich mein Herz zu Rathe: dieses aber war für mich ein eben so schlimmer Wegweiser; bisher hatte mich meine allzugroße Lebhaftigkeit zu lauter dummen Streichen verleitet, diesmal aber stürzte mich meine Redlichkeit ins Verderben. Ich ließ mir einfallen, die Marquise von Pompadour nach mir selbst zu beurtheilen; ich glaubte sie bey ihrer Delikatesse anzugreifen, wenn ich ihr zeigte, daß ich einiges Zutrauen zu ihr hätte, oder daß ich mich wenigstens nicht vor ihr fürchtete, noch an ihrer Gnade zweifelte. Ich hoffte Pardon zu erhalten, weil ich ihn ertheilt haben würde, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre. Damals wußte ich noch nicht, daß die Gesinnungen und Leidenschaften der Menschen eine verschiedene Stimmung erhalten, je nachdem sie in einem guten oder bösen Herzen wohnen.

Ich setzte eine Bittschrift an den König auf. Ich sprach darin mit Ehrerbietung von der Madame Pompadour, und bekannte reumüthig mein gegen sie begangnes Verbrechen. Ich bat, daß sie es bey der Strafe, die ich bereits ausgestanden, bewenden lassen möchte, oder, wenn auf alle Fälle mit einem

vierzehn Monat langen Gefängnißstrafe mein Vergehen noch nicht hinlänglich gebüßet sey, so nähme ich meine Zuflucht zu der Gnade derjenigen, welche ich beleidigt hätte, und zu dem Erbarmen meines Königs. Am Schluß meiner Bittschrift zeigte ich meinen Aufenthalt mit einer Offenherzigkeit an, die meinen ehrlichen Charakter treulich schilderte, und die allein schon eine Begnadigung verdient hätte, wenn ich jemals eines Verbrechens fähig gewesen wäre.

Ich hatte auf der Festung zu Vincennes den Arzt des Königs und der Marquise D. Quesnai kennen lernen. Er bezeigte mir damals einige Theilnahme, und bot mir seine Dienste an. Ich suchte ihn auf, und stellte ihm meine Bittschrift zu. Er versprach mir, sie zu übergeben; und, leider! hat er sein Versprechen nur allzugut gehalten. Ich zweifle nicht, daß der König über mein Vertrauen auf seine Gnade nicht sollte gerührt gewesen seyn; allein, es kam ihm gar selten an, daß er den Aufwallungen seines Herzens folgte. Wie konnte ich mir wohl vorstellen, daß er in einer Sache, die ein Weib betraf, für welches er ganz lebte, nur blos sein Herz befragen würde; hatte ich nicht vielmehr Ursache zu befürchten, daß dieses Weib seinen auf so grausame Weise beleidigten Stolz an mir rächen würde, weil ich mich nicht unmittelbar an sie ge-

wendet, oder vielleicht auch, weil ich sie in ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit bey dem Könige blosgestellt hatte. Aber, wie gesagt, ich war jung; ich kannte die Herzen der Menschen wenig, und noch weniger die Herzen der Tyrannen, und konnte mir gar nicht einbilden, daß dieses Weib, dessen Seele von so vielen verschiedenen Eindrücken, die täglich auf sie gemacht wurden, ganz voll seyn mußte, noch so viel Haß gegen mich beybehalten sollte, daß sie mich unaufhörlich verfolgen, und wegen einer geringen Beleidigung, mit so vielen Qualen bestrafen könnte. Diese traurige Erfahrung habe ich nur allzutheuer bezahlt.

Ich hatte in meiner Bittschrift den Ort meines Aufenthalts angezeigt. Ich wurde von da abgeholet, und wieder auf die Bastille gebracht. Anfänglich sagte man mir freylich, daß dieses blos geschehe, um zu erfahren, auf was Art ich zu Vincennes entsprungen sey; denn es liege gar viel daran, es zu wissen, damit die andern Gefangnen es nicht eben so machten, oder damit man sich von der Treue der Gefangnenwärter versichern könne, wenn sie mir etwa meine Flucht erleichtert hätten.

Wäre das Letztere der Fall gewesen, so würde ich gewiß reinen Mund gehalten haben. So aber hatte ich meine Befreyung blos mir selbst zu danken, und ich erzählte ohne Zurückhaltung, wie ich mir

zu derselben verholfen hätte. Nachdem ich mit meiner Erzählung fertig war, so wartete ich darauf, daß man mir Wort halten, und mich zur Belohnung für meine Freymüthigkeit loslassen würde. Ich wußte noch nicht, daß alle diese falsche Versprechungen mit zu dem gewöhnlichen Protocoll gehörten, das man über alle diejenigen Gefangnen führt, die wieder in Ketten geschlagen werden sollen; ohne Zweifel geschieht dieses, um das Herz desto mehr zu zerreißen, und um das Vergnügen zu haben, die Leiden, unter denen sie seufzen, zu vervielfältigen. Dieser Gebrauch, an den ich mich in der Folge gewöhnt habe, gehört mit zu der vorgeschriebenen Ordnung, nach welcher man sich auf der Bastille zu verhalten hat. Diesmal gab man mir nach erfüllter Bedingung, unter welcher man mir meine Freyheit zugesichert hatte, nicht nur dieselbe nicht, sondern man warf mich auch in einen Kerker, und ließ mich erschreckliche Leiden ausstehen, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Doch, ich will in meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Mein alter Tröster, Herr Berryer, besuchte mich von neuem, meine Leiden mir zu erleichtern. Bey Hofe suchte er Gerechtigkeit oder Gnade für mich auszuwirken, und in meinem Gefängniß suchte er meinen Schmerz zu lindern. Ich fühlte ihn nicht so sehr, wenn er mich seiner Theilnahme ver-

sicherte. Seine Ermahnungen waren so sanft, und seine Rathschläge so liebreich. So wie man ihn reden hörte, so konnte man ihm ins Herz sehen. O Ihr, die Ihr diesen erhabenen Posten begleitet; möchtet Ihr doch einsehen, wie wenig Mühe es Euch koste, den Unglückseligen die Last ihrer Ketten, unter welchen sie seufzen, zu erleichtern. Ein einziges Wort würde oft ihre Hofnungen von neuem beleben, und ihre Thränen trocknen. Es kostet Euch so wenig, in ihren Augen ein Gott zu seyn, warum seyd Ihr denn so oft ihre Henker!

Da mein Gönner die ausgestellten Befehle nicht ändern konnte, so ließ er mich in meinem Kerker, sorgte aber dafür, daß mir eben die Kost gereicht wurde, die ich vorher hatte; und weil durch eine Scharte ein wenig Licht in mein unterirdisches Behältniß fiel, so gab er die Anweisung, daß man mich, wenn ich es verlangte, mit Büchern, Dinte, Federn und Papier versehe.

Ich bediente mich einer geraumen Zeit dieser Mittel, um meinen Gram zu zerstreuen. Allein nach einem Zeitraum von sechs Monaten erlag ich unter meiner Verzweiflung. Das Bild meiner Verfolgerin schwebte stets vor meinem empörten Geist, und erregte seinen Abscheu. Was? Sollte denn mein Leiden und ihre Rachsucht keine Gränzen haben? Diese schreckliche Ungewißheit, die unerträglichste

aller Qualen, machte mich ganz wahnsinnig und zerfleischte mein Herz. Mein ganzes Blut war von einer allzulang unterdrückten Wuth erhitzt; und wenn mich dieselbe anwandelte, so wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich meinen gerechten Unmuth über sie ausließ. Ich machte in demselben einmal folgende Verse, und beging die Unvorsichtkeit, sie auf den Rand eines von den Büchern zu schreiben, die man mir geliehen hatte: „Um den „Erhabensten von Frankreich zum Lieb„haber zu haben, hat man weder Ver„stand noch Reize nöthig, braucht man „weder schön noch eine Jungfer zu „seyn. Der Beweis hievon ist Pompa„dour.“ *)

Ich glaubte nichts weniger, als daß man diese Verse finden würde. Ich hatte meine Handschrift so gut verstellt, daß man in der Folge nicht hätte ausforschen können, von wem sie sey. Ich wußte nicht, daß es einer der strengsten Befehle ist, der am pünktlichsten auf der Bastille beobachtet wird, daß man alle Bücher, welche ein Gefangener zurück-

*) Sans esprit et sans agremens,
Sans être ni belle ni neuve,
En France on peut avoir le premier des amans;
La Pompadour en est la preuve.

gegeben hat, auf das genaueste durchblättert. Mein Wächter that ein gleiches mit dem, in welches ich obiges geschrieben hatte, und brachte es dem Gouverneur. Dieser Mann, Namens Johann le Bel, hätte leicht die ganze Sache unterdrücken können, und vielmehr einen Unglücklichen bedauern sollen, den seine Leiden allzusehr erbitterten, als daß er die Gefahr gemerket hätte, in welche er sich durch eine dergleichen Unvorsichtigkeit stürzen würde. Wenn er nur ein wenig Menschlichkeit besessen hätte, so würde er es gethan haben. Wie kann man aber von einem Gouverneur der Bastille eine solche Denkungsart erwarten! So ein Mann, der Berufs halber an allen den Grausamkeiten, die daselbst begangen werden, Theil nimmt, muß nothwendig von einem gefühllosen und wohl gar grausamen Charakter seyn. Denn welcher ehrliche und gutdenkende Mann kann wohl sein ganzes Leben hindurch die schrecklichen Scenen des Unglücks gelassen ansehen? Johann le Bel war in allen Betrachtungen seines Amts würdig; er brachte das Buch der Madame Pompadour, in der Absicht, für seinen Eifer und seine Treue eine Belohnung zu erhalten. Wahrscheinlich war es ihm auch angenehm, daß er hiedurch sich versichern konnte, daß er mich länger in Verhaft behalten würde: denn darauf denken alle seine Collegen. Es ist ihnen darum zu thun, daß

sich die Zahl der Gefangenen vermehre *): sie haben hiezu keine andern Mittel, als daß sie suchen, diejenigen, welche ihnen übergeben sind, bey sich zu behalten; und dieses wird ihnen sehr leicht gemacht.

Da man einmal gesehen hat, von was für einem Charakter die Marquise von Pompadour gewesen, so mag man sich vorstellen, in was für eine Wuth sie über meine Verse gekommen ist. Was? in Ketten und Banden, niedergedrückt von ihrem Hasse und ihrer Rachsucht, erfrechte ich mich noch, ihr zu trotzen, sie zu beleidigen? Sie läßt Herrn Berryer rufen, zeigt ihm meine Verse, und stammelnd vor Wuth, sagte sie zu ihm: „Hier lernen „Sie Ihren Clienten kennen! Unterstehen Sie sich „noch einmal, eine Fürbitte für ihn einzulegen!“

Man kann sich leicht vorstellen, daß durch diese Begebenheit meine schreckliche Lage nicht verbessert wurde; weil sie aber auch schwerlich verschlimmert werden konnte, so wurde dafür ihre Dauer verlängert. Ich blieb achtzehn Monat im Kerker. Nur erst nach Verlauf dieser Zeit glaubte Herr Berryer es auf sich nehmen zu können, daß er mir eine Stube anwiese. Er versprach mir auch einen Aufwärter zu verschaffen, und dieses ist in der That ein Vortheil, der

*) Weil sie an den für die Gefangenen ausgesetzten Unterhaltungskosten ihren Profit suchten. Ueb.

einem in dieser Hölle zu einem wahren Trost gereicht.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Knechte niemals auf irgend eine Frage, die man an sie thut, antworten. Ihr Gesicht ist allezeit finster, und ihre Zunge wie erstarrt. Es ist ihnen ausdrücklich verboten, nicht ein Wort zu sprechen, ausgenommen, wenn man die unglücklichen Gefangenen täuschen will: alsdann aber zählet man die Worte, die sie auszusprechen haben, und ein jedes derselben ist eine Niederträchtigkeit und eine Lüge. Wenn man so glücklich ist, zur Gnade die Erlaubniß zu einem Spaziergang zu erhalten, so bekommt man niemals jemand anders zu sehen, als einen und ebendenselben finsteraussehenden Knecht. Es ist also wirklich eine sehr schätzbare Gnade, wenn man auf seiner Stube einen Menschen haben darf, mit dem man sprechen und dem man seine Noth klagen kann. Wenn man an einem getreuen und gefühlvollen Aufwärter einen Tröster, einen Freund finden würde, so würde man zum wenigsten eine angenehme Erholung haben; aber wie läßt sich so ein Glück hoffen? Mir wenigstens widerfuhr es, daß das, was mich aufrichten sollte, gerade meine Leiden vermehrte.

Ich machte mir das großmüthige Anerbieten des Herrn Berryer zu Nutze. Mein unglückli-

*) S. die Anmerkung Seite 30.

cher Vater, der eben so sehr als ich selbst über mein trauriges Schicksal seufzete, würde alles aufgeopfert haben, um mir dasselbe zu erleichtern. Er gab mit Freuden Lohn und Kostgeld für einen Aufwärter her. Man gab mir einen, mit Namen Cochar, von Rosni gebürtig. Dieser Mensch war gerade so, wie ich ihn gern gehabt hätte. Er war gutherzig, mitleidig, er seufzte mit mir über meine Leiden, er theilte sie mit mir, und verringerte sie. Es dünkte mich, als ob mein Herz, das mir nun nicht mehr so schwer war, endlich meine Einbildungskraft würde blenden können, und daß ich es dadurch würde dahin bringen, daß ich weniger unglücklich wäre. Allein ich wurde nicht lange in diesem Wahn, der mir mein Schicksal hätte versüßen können, gelassen. Der arme Cochar konnte seine traurige Gefangenschaft nicht lange aushalten. Er weinte, seufzete, und endlich wurde er krank. Wenn ein Aufwärter sich an einen Gefangenen in die Bastille vermiethete, so hatte er ein gleiches Schicksal mit ihm *). Er konnte seine Loslassung nicht anders als mit ihm zugleich er,

*) Da solche Aufwärter sich immer von der Gefangenschaft zu gelinde Begriffe machten, so reuete es sie gewöhnlich gar bald, sich in dieselbe verkauft zu haben, wurden ungeduldig und überhäuften ihre gefangene Herren mit Vorwürfen, wodurch diese also eine Qual mehr auf den Hals bekamen. Ueb.

halten, oder er starb an seiner Seite im Gefängniß. Dieser unglückliche junge Mensch hatte zu seiner Genesung frische Luft nöthig, aber so wohl mein, als sein Bitten und Flehen konnte nichts über unsere Henker gewinnen. Man wollte mich an dem Todeskampfe dieses Unglücklichen, der neben mir und für mich starb, recht satt sehen lassen, und man brachte ihn nicht eher aus meiner Stube, als in dem Augenblick, da er seinen Geist aufgeben wollte. Hat wohl die Inquisition jemals so viele Gräuel auf einander begangen? — — — O Ihr! die Ihr diesem Unglücklichen Euer Mitleid und eine Thräne widmet, stellt Euch vor, wie mir zu Muthe gewesen seyn möge. Ich war nicht strafbarer als er: er wurde das Opfer seines Geizes, und ich war das Opfer der Ungerechtigkeit und der Verfolgung. Die Empfindung, die dieser Gedanke in mir erregte, mußte natürlicherweise mich noch mehr beunruhigen und quälen. Er hatte freylich seine Freyheit nicht, es gieng ihm doch aber auch nichts ab. Er war von einem gelassenen und stillen Temperament; und ich, ich war ungeduldig über die Verfolgung, unter welcher ich erlag, und fühlte bey jedem Athemzug eine neue Marter. Mein Gefühl wurde stumpf, ich wurde grämlich, und sah jeden Tag, wie meine Natur ausartete und ins Abnehmen gerieth. Dieser Mensch hat jedoch seinen Zustand nicht länger als drey

Monate aushalten können, und ich habe 35 Jahre darin ausgedauert! Und sein Zustand, wie war er? Ach! niemals habe ich in meiner Gefangenschaft eine Zeit so ruhig zugebracht, als diese drey Monate. Damals zum wenigsten war ich noch nicht in einem Kerker angefesselt, lag noch nicht auf stinkendem und faulem Stroh; damals war es noch nicht so weit mit mir gekommen, daß ich meine ekelhafte Kost mit Ratten und Mäusen theilen mußte; damals diente mein Leib dem Ungeziefer noch nicht zur Speise, welches ihn in der Folge zernagt hat. — — — Ich muß hier inne halten. Das Herz bricht mir bey diesem Gemälde, und doch ist dieses nur ein schwaches Bild von allen den Leiden, die ich ausgestanden habe.

Die Ungewißheit über das Schicksal des armen Cochar drückte mich sehr darnieder; und es fehlte nicht viel, so wäre ich unter meiner Trübsal erlegen. Herr Bertyer gab mir zu meiner Zerstreuung nochmals einen jungen Menschen, der beynahe gleiches Alters mit mir war, zur Gesellschaft. Er hatte Kopf und Feuer, hatte ein dem meinigen ähnliches Verbrechen begangen, und mußte mit mir gleiche Verfolgung leiden. Er hatte einen Brief an die Marquise von Pompadour geschrieben, in welchem er ihr die Gesinnungen des Volks in Ansehung ihrer eröffnete, und ihr die Maaßregeln angab,

durch

durch welche sie es wieder auf ihre Seite bringen und das Vertrauen des Königs erhalten könne; und weil die Nation doch einmal an sie gebunden sey, so veranlaßte er sie, sich der Achtung derselben würdig zu machen, und gab ihr zugleich die Mittel dazu an die Hand.

Dieser junge Mensch, mit Namen Alegre, aus Carpentras gebürtig, beweinte schon seit drey Jahren in der Bastille das Unglück, so gute Rathschläge gegeben zu haben. Diese aufgeblasene Hure hatte ihm so gut wie mir einen unversöhnlichen Haß geschworen, und ließ uns alle beide die Wirkungen desselben empfinden.

Alegre hatte den theilnehmenden Berryer ebenfalls für sich zärtlich einzunehmen gewußt; wir gaben ihm alle beide unsere Ungeduld zu erkennen; wir überhäuften ihn mit Briefen und Bittschriften, und er wurde niemals darüber verdrüßlich. Er gab uns Nachricht, was für Wege er eingeschlagen, was für Bemühungen er unsertwegen übernommen habe, und manchmal machte er uns einige Hofnung. Endlich aber brachte er uns die schreckliche Nachricht, daß unsere Verfolgerin nichts mehr von uns wissen wolle, und uns eine ewige Rache geschworen habe. Er verhehlte uns auch nicht, daß, wenn diese Furie nicht in Ungnade falle, oder der Tod sie wegraffe, wir an keine Erlösung zu denken hätten.

Mein Gesellschafter ließ sich von seinem Schmerz dahinreißen. Bey mir brachte der Schmerz eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Er gab mir Muth und alle Stärke der Verzweifelung. Ein junger Mensch hat in einer solchen Lage nur zwey Wege vor sich: entweder sterben, oder sich retten. Ein jeder, der nur einigermaßen einen Begriff hat von der Lage der Bastille, von ihren Ringmauern, ihren Thürmen, von der Zucht, die darin eingeführt ist, und von den unglaublichen Maasregeln, welche der Despotismus verpielfältiget hat, um seine Schlachtopfer desto sicherer darinn zu verwahren, muß denjenigen für rasend halten, dem nur der Gedanke einkommt, zu entrinnen, und muß Mitleiden mit dem haben, der so ganz von Sinnen ist, um diesem Gedanken nachzuhängen. Ich war jedoch Herr über mich selbst, als ich mich bey demselben verweilte, und man wird gleich sehen, daß man eine nicht gemeine Seele und einen ziemlich großen Geist besitzen müsse, um so ein Project zu entwerfen, einzuleiten und auszuführen.

Ich bleibe hier stehen, um meine Leser zu erinnern, daß ich geschworen habe, nicht ein Wort vorzubringen, das nicht der strengsten Wahrheit gemäß sey. Sie mögen nun, wenn sie meine folgende Erzählung lesen werden, glauben, sie seyen in eine neue Welt versetzt, oder sie mögen mir eine magische

Kraft beylegen: genug, ich lasse sie denken, was sie wollen, und fahre in meiner Erzählung fort.

Daran durfte man nicht einen Augenblick denken, daß man durch die Thore entrinnen wollte; alle physische Unmöglichkeiten trafen hier zusammen, um dieses unthunlich zu machen. Es blieb also nichts übrig, als der Weg durch die Luft. Wir hatten zwar in unserer Stube einen Kamin, wovon die Zugröhre oben zum Thurm hinausgieng. Allein es waren in derselben, so wie in allen andern in der Bastille, so viele Gitter und Quereisen angebracht, daß an manchen Orten der Rauch selbst kaum durchkommen konnte. Wenn wir nun auch bis oben auf den Thurm gekommen wären, so hätten wir unter uns einen Abgrund von beynahe zweyhundert Fuß Tiefe gehabt. Unten war erst noch ein Graben, der mit einer sehr hohen Mauer eingefaßt war, und über die man hinaus mußte. Wir waren allein, hatten weder Werkzeuge noch Materialien, wir wurden fast Tag und Nacht behorchet, und überdieß stand eine Menge Schildwachten aus, welche die Bastille umringten, und sie gleichsam zu belagern schienen.

So groß auch diese Schwierigkeiten und Gefahren waren, so schreckten sie mich doch nicht ab. Ich entdeckte mein Vorhaben meinem Kameraden; er glaubte, ich sey toll, und gab für seinen Theil alle

Hofnung auf. Ich blieb also allein bey meinem Vorhaben, dachte es durch, überlegte die ungeheure Menge Schwierigkeiten, die mir im Wege standen, und sann auf Mittel, sie zu heben. Wenn etwas daraus werden sollte, so mußte man ungeachtet der häufigen eisernen Gitter, die im Wege standen, den Schornstein hinaufklettern, und vom Thurm herunter in den Graben steigen: hiezu brauchte man eine Strickleiter von wenigstens 200 Fuß Länge; dann noch eine, die nothwendig von Holz seyn mußte, um über die Mauer zu kommen. In Fall nun, daß ich mir alle Materialien dazu verschaffen würde, so durfte kein Mensch etwas davon merken; ich durfte bey meiner Arbeit keinen Lärm machen, mußte alle meine Wächter verblenden, und machen, daß sie mehrere Monate hindurch weder höreten noch sähen; was weiß ich? ich mußte unzählige Hindernisse voraussehen und bey Seite schaffen, so wie sie täglich und alle Augenblick nach einander und eines aus dem andern entstanden, und mußte meine Arbeit aussetzen und unterbrechen; das war wahrlich einer der allerkühnsten Plane, die jemals die Einbildungskraft ausgedacht und der menschliche Fleiß ins Werk gesetzt hat: und, Leser, dieß alles hab' ich gethan, und schwöre noch einmal, daß ich nichts als die reine Wahrheit sage. Ich will nunmehro alles umständlich erzählen.

Vor allen Dingen mußte ein Ort ausfindig gemacht werden, wo wir unsere Werkzeuge und Materialien, wenn wir anders so glücklich seyn sollten, welche zu bekommen, verbergen konnten. Nachdem ich lange hin und her gesonnen hatte, so kam ich auf einen glücklichen Einfall. Ich hatte in der Bastille in mehreren Stuben logirt, und so oft eine Stube unter mir oder über mir besetzt war, so konnte ich, wenn es ein Geräusch gab, ganz deutlich unterscheiden, in welcher es war. In der Stube, in welcher ich damals war, hörte ich jede Bewegung, die der Gefangene über mir machte; allein von dem, der unter mir war, konnte ich nichts hören; und gleichwohl wußte ich, daß einer unter mir seyn mußte. Ich grübelte der Sache nach, und kam auf den Gedanken, daß vielleicht ein doppelter Boden zwischen uns beyden seyn könnte. Um mich davon zu überzeugen, bediente ich mich folgenden Mittels.

Es war in der Bastille eine Kapelle, wo alle Tage eine und Sonntags drey Messen gelesen wurden. In dieser Kapelle waren vier kleine Hallen, die so eingerichtet waren, daß der Priester niemals einen Gefangenen sehen konnte, und die Gefangenen den Priester nur von hinten zu sehen bekamen, und das zwar durch einen Vorhang, der nur so weit aufgezogen wurde, daß sie die Monstranz, wenn sie empor

gehalten wurde, sehen konnten. Wer die Messe hören wollte, mußte eine besondere Erlaubniß dazu haben, die äußerst schwer ertheilet wurde *). Herr Berryer schenkte dieselbe sowohl uns, als dem Gefangenen in Nr. 3, der nemlich unter uns wohnte.

Ich nahm mir vor, wenn ich aus der Messe kommen würde, einen Blick in die Stube dieses Gefangenen zu werfen, ehe sie wieder verschlossen wurde. Ich sagte dem Alegre, wie er mir hiezu behülflich seyn könnte. Er solle nämlich sein Etui in sein Schnupftuch wickeln, und wenn

*) Da jederzeit nur fünf Gefangene einer Messe beywohnen durften, so konnte die Reihe freylich nicht oft an einen kommen. Was zu dieser Einschränkung Anlaß gegeben, war, daß einmal ein Gefangener mitten unter der Messe seine Unschuld laut bey Gott dem Allmächtigen betheuerte, den Priester unterbrach, und ihn im Namen des Gottes, welchen er in seinen Händen hielt, beschwor, nur ein Wort zum Beweis seiner Unschuld anzuhören. Er wurde aber von dem Gefangenwärter und seinen Leuten bald zum Stillschweigen gebracht, und deßwegen ließ man in der Folge nur solche Gefangene der Messe beywohnen, von denen man versichert war, daß sie ihr Schicksal mit Geduld und Stillschweigen ertrugen.

Ueb.

wir auf das zwöchte Stockwerk gekommen seyn würden, so solle er sein Schnupftuch herausziehen, damit das Etui die Treppe hinunterfalle, und es alsdann von dem Knechte wiederholen lassen. Der Kerl hieß Daragon und ist noch am Leben. Dieser kleine Pfiff gelang vortreflich. Mittlerweile als Daragon nach dem Etui lief, gieng ich geschwind hinauf in Nr. 3., machte den Riegel auf, und betrachtete die Höhe der Decke, die nicht mehr als 10 und einen halben Fuß betragen mochte; ich machte die Thüre wieder zu, zählte von dieser Stube bis hinauf in die unsrige 32 Stufen, zog die Höhe der untern Stube von dieser Höhe ab, und auf diese Weise fand ich, daß zwischen dem Boden unserer Stube und der Decke der untern Stube ein Zwischenraum von 5 und einem halben Fuß seyn müsse. Dieser Zwischenraum konnte weder mit Steinen noch mit Holz ausgefüllt seyn, weil beides die untere Decke außerordentlich gedrückt haben würde: ich schloß also daraus, daß er vier Fuß tief hohl seyn müsse.

Wir wurden wieder eingeschlossen, und die Riegel wurden vorgeschoben. Ich fiel dem Alegre voll von Zuversicht und Hofnung um den Hals, und küßte ihn mit Entzücken: „Geduld, Freund, und gutes Muths; wir werden erlöset.“ Ich sagte ihm,

was ich bemerkt, und wie ich das Ding überschlagen hätte, mit dem Zusatz, daß, wenn wir nur unsere Stricke und Materialien verbergen könnten, wir so gut als gerettet seyn würden. „Was?“ gab er mir zur Antwort, „Sie gehen immer noch mit dergleichen Träumereyen um? Stricke, Materialien, wo sind sie, wo sollen wir sie hernehmen?“ — — „Stricke! mehr, als wir nöthig haben; hier in meinem Koffre sind welche, mehr als tausend Fuß lang.“ Ich wurde hitzig, und war so voll von meinem Projekt und von Freude über meine Entdeckung, daß ich wie ein Begeisterter redete. Er sah mich starr an, und sagte mit der beweglichsten Stimme und der zärtlichsten Theilnahme zu mir: „Lieber Freund, besinnen Sie sich, und suchen Sie wieder zu sich selbst zu kommen. In Ihrem Koffre sollen mehr als tausend Fuß Stricke seyn; ich weiß so gut wie Sie, was darin ist; nicht ein Daumenlanger.“ — — „Je doch! habe ich nicht eine große Menge Wäsche, dreyßig und ein halb Dutzend Hemden, viel Servietten, Strümpfe, Nachtmützen, und dergleichen *)? können wir nicht welche daraus machen?“

*) Viele werden hiebey sagen, daß ich aufschneide; sie werden nicht begreifen können, wie man eine so erstaunende Menge Wäsche beysammen haben könne; sie werden daraus den Schluß ziehen, daß ich sie mir jetzo nur

Alegre war wie vom Donner gerührt. Er faßte auf einmal meinen ganzen Plan und meine Entwürfe. Hofnung und Freyheit ersterben niemals in dem menschlichen Herzen. In ihm waren sie nur eingeschlafen. Ich brachte ihn bald in das

deswegen beylege, weil ich sie so eben zur Entwickelung meines Mährchens nöthig habe. So haben wenigstens die Engländer geurtheilt, als ihnen vor einigen Jahren eine ausführliche Geschichte dieser Entweichung, die in ihre Sprache übersetzt worden ist, zu Gesichte kam. Mein ehrwürdiger und rechtschaffener Freund, der Ritter von Pougens, der sich damals zu London aufhielt, erzählte mir: daß er sie unmöglich eines andern hätte belehren können. Sie läugneten die Möglichkeit der Sache, und schlossen daraus auf die Unwahrheit aller andern. Dies gieng ganz natürlich zu. Wenn auch ihre Garderoben noch so gut versehen sind, so haben sie doch wenig Wäsche. Beynahe eben so ist es auch in Paris. In der Provinz verhält es sich aber ganz anders. Hier pflegt man sich einen sehr beträchtlichen, und manchmal erstaunenden Vorrath anzuschaffen. Wenn man nun bedenkt, daß ich in der Provinz auferzogen worden bin, und daß meine Aeltern, indem ich von ihnen gegangen bin, mich so bald nicht wieder zu sehen glaubten, so wird man leicht begreifen, daß meine Angabe der Wahrheit gemäß seyn könne, besonders wenn ich noch den Umstand bemerke, daß ich nach der Plünderung von Bergen op Zoom mir Vieles sehr wohlfeil angeschafft habe.

nämliche Feuer, in welchem ich mich befand. Allein er hatte es noch nicht so weit gebracht als ich, ich mußte erst alle seine Zweifel widerlegen, und ihm seine Furcht benehmen. „Womit," fragte er mich, „werden wir alle die eisernen Gitter in unserm Schornstein losmachen? Wo werden wir das Holz zur Leiter hernehmen, die wir nöthig haben? Woher alle die Werkzeuge, die wir dazu brauchen? Wir verstehen ja nicht die Kunst, aus nichts etwas zu machen." „Guter Freund," sagte ich zu ihm, „das Genie kann alles machen. Die Verzweiflung wird uns schon welches geben. Lassen Sie es gut seyn, wir sind so gut als gerettet."

Wir hatten einen Tisch, der sich zusammenlegen ließ, wenn man zwey eiserne Kloben herauszog. Wir nahmen diese Kloben heraus, und schliffen auf den Quadersteinen unsers Fußbodens eine Spitze daran. Aus einem Feuerstahl machten wir in weniger als zwey Stunden ein gutes Federmesser, und mit diesem zwey Handgriffe an die Kloben, die vornehmlich dazu dienen sollten, daß wir die eisernen Gitter in unserm Schornstein damit losmachten.

Des Abends, wenn sich niemand mehr nach uns umsah, hoben wir vermittelst unserer Kloben einen Quaderstein von unserm Fußboden auf, und suchten auf den Grund zu kommen. In einer Zeit von

sechs Stunden hatten wir ihn durchgearbeitet, und fanden, daß meine Muthmaßungen gegründet gewesen waren, denn es zeigte sich zwischen unserm Fußboden und der Decke unter uns ein leerer Raum von 4 Fuß tief. Wir legten den Quaderstein wieder darauf, als wenn er nicht wäre aufgehoben worden.

Nach dieser ersten Operation zertrennten wir die Hemden und ihre Säume, und zogen einen Faden nach dem andern aus. Wir knüpften sie alle zusammen, und machten eine gewisse Anzahl Knäulchen daraus, die wir hernach zu zween großen Knäulen wickelten. Ein jeder Knaul enthielt 50 Fäden, jeden 60 Fuß lang. Wir dreheten diese Fäden zusammen, und machten einen Strick daraus, der ungefähr 55 Fuß lang war. Aus diesem machten wir eine Strickleiter, auf der wir uns in der Luft erhalten konnten, so lange wir alle die Gitter und eisernen Spitzen, die in unserm Schornstein waren, losrissen. Diese Arbeit, an die man nicht ohne Schaudern denken kann, war die allermühseligste von der Welt, und kostete uns sechs ganze Monate Zeit. Wir mußten dabey die allerbeschwerlichsten Stellungen annehmen, konnten es nie über eine Stunde aushalten, und kamen immer mit blutigen Händen herunter. Diese Eisen waren ausnehmend fest eingekuttet, und wir konnten die Kütte nicht anders erweichen, als wenn wir

in das Loch, so wir hinein gemacht hatten, einen Mund voll Wasser sprützten.

Man stelle sich einmal vor, was für eine Mühe uns diese Arbeit gemacht habe, wenn man bedenkt, daß wir herzlich froh waren, wenn wir eine ganze Nacht hindurch nur den zwölften Theil eines Zolls von dieser Kütte losgemacht hatten.

So wie wir die Eisen herausgenommen hatten, mußten wir sie allemal wieder in ihr Loch hinein stecken, damit bey dem öftern Nachsehen, dem wir ausgesetzt waren, niemand etwas davon gewahr würde, und wir sie alle in einem Augenblick ausheben könnten, wenn der Fall einträfe, daß wir entweichen würden.

Nach dieser langwierigen und grausamen Arbeit machten wir uns an die Holzleiter, die wir nöthig hatten, um von dem Graben aus auf die Mauer, und von dieser hinunter in den Garten des Gouverneurs zu steigen. Sie mußte 20 bis 25 Fuß lang seyn. Wir wendeten dazu das Holz an, das uns zum Heizen gegeben wurde. Dies waren achtzehn bis zwanzig Zoll lange Scheite. Wir hatten auch Kurbeln und viele andere Sachen nöthig, die nicht ohne eine Säge gemacht werden können. Ich verfertigte eine mit einem eisernen Leuchter aus dem

Stück vom Feuerstahl, welches mir von dem Federmesser übrig geblieben war. Mit diesem Stück Stahl, der Säge und dem Kloben rauhwerkten wir unsere Scheite Holz, fügten die Stücken zusammen, machten Löcher durch, wo die Sprossen durchgehen sollten, und versahen jedes mit zwey Zapfen, damit die Sprossen nicht wankten. Unsere Leiter hatte nur einen Arm und zwanzig Sprossen von funfzehn Zoll. Der Arm war drey Zoll dick, folglich stand eine jede Sprosse auf beiden Seiten des Arms sechs Zoll hinaus. An jedes Stück der Leiter banden wir seine Sprossen an den Zapfen mit einer Schnur an, so daß man sie zu Nachts leicht steigen konnte. So wie wir mit einem Stück fertig waren, so verbargen wir es unter dem Fußboden.

Mit diesen Instrumenten machten wir unser ganzes Handwerkszeug, und versahen uns mit einem Zirkel, Winkelmaaß, Richtscheit, Haspel rc., und versteckten, wie man sich leicht vorstellen kann, alles sehr sorgfältig in unser Magazin. Es war dabey eine Gefahr, die man voraussehen, und der man mit der größten Behutsamkeit ausweichen mußte. Ich habe schon erinnert, daß außer dem häufigen Nachsehen, welches sowohl die Wärter als verschiedene andere Bediente von der Bastille oft zu der Zeit, wo man sichs am wenigsten versieht, halten, auch

der Gebrauch ist, auf das Thun und Lassen der Gefangenen und auf ihre Reden ein aufmerksames Auge zu haben. Wir konnten unsere Arbeit vor ihren Augen verborgen halten, indem wir unsre Hauptgeschäfte nur bey Nacht trieben, und alles wieder sorgfältig bey Seite räumten; denn ein einziger Spahn oder das kleinste Stückchen Holz hätte uns verrathen können. Allein wir mußten auch die Ohren unserer Spionen täuschen. Natürlicherweise sprachen wir Tag und Nacht von unserem Gegenstande, wir mußten also allen Verdacht vermeiden, oder sie wenigstens dadurch auf andere Gedanken bringen, daß wir für sie eine unverständliche Sprache führten. Wir machten daher ein besonderes Wörterbuch von den Namen aller der Sachen, deren wir uns bedienten. Die Säge nennten wir Faun, den Haspel Anubis, die Kloben Tubal Kain, weil dieser zuerst vom Eisen Gebrauch gemacht hat. Das Loch im Fußboden, worin wir unsre Materialien verwahrten, hieß Polyphem, wodurch auf die Höhle des berühmten Cyclopen angespielt wurde. Die hölzerne Leiter hieß Jacob, wegen der Himmelsleiter des Patriarchen gleiches Namens. Die Sprossen hießen Zweige; die Seile, wegen ihrer weißen Farbe, Tauben; ein Knäulchen Zwirn der kleine Bruder, das Federmesser Tutu rc. Wenn jemand auf unsere Stube kam, und der Eine

von uns wurde etwas gewahr, das im Wege lag, so sagte er nur: Faun, Anubis, Jacob ꝛc., so warf der Andere gleich sein Schnupftuch oder eine Serviette darauf, und brachte es aus dem Gesicht.

Wir waren beständig auf unserer Hut, und es glückte uns, die Wachsamkeit unserer Beobachter zu hintergehen.

Nachdem wir mit den angegebenen Stücken fertig waren, so machten wir uns an die große Strickleiter, die wenigstens 180 Fuß lang seyn mußte. Wir fingen an alle unsere Wäsche auszuzupfen; Hemden, Servietten, Nachtmützen, Strümpfe, Schlafhosen, Schnupftücher, alles mußte herhalten, was entweder Zwirn oder Seide gab. Wenn wir ein Knäulchen gemacht hatten, so verbargen wir es im Polyphem. Und wenn wir eine hinlängliche Menge beysammen hatten, so wendeten wir eine ganze Nacht daran, und dreheten Stricke daraus; ich wette, der geschickteste Seiler hätte sie nicht künstlicher machen können.

Um die Bästille herum war oben ein Kranz, der drey bis vier Fuß heraus stand. Unsere Leiter hätte also beym Hinuntersteigen nothwendig hin und her schwanken müssen, und mehr brauchte es nicht, einen auch aufs beste organisirten Kopf schwindlich zu ma-

chen, und aus seiner Fassung zu bringen. Damit nun dieser Schwierigkeit abgeholfen würde, und keiner von uns im Hinuntersteigen den Hals brechen mögte, so machten wir noch ein anderes Seil 360 Fuß lang. Dieses Seil sollte über eine Kurbel oder eine Art von einer Rolle ohne Rad gehen, damit es sich nicht zwischen das Rad und die Seiten der Rolle hineinzwänge, welches verursacht haben würde, daß der, welcher hinunterstieg, in der Luft wäre schwebend geblieben, ohne den Boden erreichen zu können. Außer diesen zwey Seilen machten wir noch verschiedene kürzere, um unsere Leiter anbinden zu können, und auf unvorhergesehene Fälle damit versehen zu seyn.

Nachdem wir alle unsere Seile beysammen hatten, so maßen wir sie, und brachten eine Länge von vierzehnhundert Fuß heraus. Hierauf machten wir zweyhundert und acht Sprossen so wohl für die Holz- als Strickleiter. Ein anderer Umstand, auf den man zum voraus bedacht seyn mußte, war der, daß die Sprossen beym Hinuntersteigen nicht an die Mauer anstießen und ein Geräusch machten. Wir überzogen sie daher mit dem Futter von unsern Schlafröcken, Westen und Wämsgen.

Wir arbeiteten an diesen Anstalten achtzehn ganze Monate; aber dieß war noch nicht alles. Wir

hatten

hatten wohl dafür gesorgt, daß wir oben auf den Thurm hinauf und von da hinunter in den Graben kommen konnten; wir mußten aber auch darauf bedacht seyn, wie wir wieder aus dem Graben hinaus und weiter kommen wollten. Hiezu hatten wir zweyerley Wege. Der eine war, daß wir auf die Mauer hinauf, von da in den Garten des Gouverneurs hinunter, und dann weiter in den Graben des St. Antonthors stiegen. Allein die Mauer war oben beständig mit Schildwachen besetzt. Wir konnten zwar eine finstere und regnerische Nacht zu unserer Flucht wählen, denn alsdann gehen die Schildwachen nicht auf und ab, und wir hätten ihnen entgehen können. Allein es konnte ja in dem Augenblick, da wir unsere Reise durch den Schornstein antraten, regnen, und bis wir an die Mauer kämen, wieder hell werden; wir hätten zugleich gerade dem Ronde-Major, der die ausstehenden Posten alle Augenblicke visitirt, in den Wurf kommen und uns wegen der Lichter, die er bey sich hat, unmöglich verbergen können, und dann wären wir ohne Rettung verloren gewesen.

Der andere Weg hatte mehr Schwierigkeiten, war aber nicht so gefährlich. Er bestand darin, daß wir uns einen Ausgang durch die Mauer, welche den Graben der Bastille und den Graben des Antonthors von einander scheidet, verschafften. Ich

dachte, daß bey den häufigen Ueberschwemmungen der Seine, die alsdann in diesen Graben tritt, das Wasser wohl das Salz des Mörtels aufgelöst haben könnte, und daß wir es dahin bringen könnten, die Mauer durchzustechen. Hiezu mußten wir eine Pike haben, um damit ein Loch in den Mörtel zu machen; in dieses Loch konnten wir alsdenn die Spitzen von zwey Eisenstangen, die wir aus unserm Schornstein nehmen konnten, hineinstecken und so die Steine losreißen. Wir beschlossen, diesen letztern Weg einzuschlagen. Wir machten also eine Pike aus einem Nagel eines unserer Bettgestelle, und versahen sie mit einem Handgriff.

Ohne Zweifel fühlet der Leser bey Erzählung dieser wichtigen Operationen alles das, was wir damals empfanden, und schwebt, so wie wir, zwischen Furcht und Hofnung, indem er dem Augenblick entgegen sieht, da wir unsere Flucht beginnen würden. Wir setzten dazu den 25sten Febr. 1756 an, welches gerade der Aschermittwoch war. Die Seine war damals ausgetreten, und der Graben um die Bastille so wie der Graben des Antonthors, durch welchen wir zu entkommen suchten, hielt vier Fuß tief Wasser. Ich packte in meinen ledernen Mantelsack für uns Beide einen vollständigen Anzug ein, damit wir uns umkleiden könnten, wenn wir glücklich davon gekommen seyn würden.

Kaum hatte man uns unser Mittagsessen gebracht, so setzten wir unsere große Strickleiter in den Stand, machten die Sprossen daran, und verbargen sie unter unserm Bette, damit der Wärter, von dem wir den Tag über noch öfter einen Zuspruch zu erwarten hatten, nichts davon gewahr würde. Wir machten alsdann unsere Holzleiter, die in drey Stücken getheilt war, zurechte, steckten unsere eisernen Mauerbrecher in ihren Ueberzug, damit sie kein Geräusch machen konnten. Wir versahen uns auch mit einer Bouteille Wein, um uns damit zu erwärmen und zu stärken, wenn wir neun Stunden lang bis an den Hals im Wasser würden gearbeitet haben. Nachdem wir alle diese Anstalten getroffen hatten, so warteten wir auf den Augenblick, da man uns unser Abendessen würde gebracht haben. Dieser kam endlich.

Ich stieg zuerst den Schornstein hinauf. Ich hatte einen Fluß am linken Arm; achtete aber den Schmerz wenig. Bald aber begegnete mir ein anderer Zufall, der empfindlicher war; ich hatte mich nicht, wie die Schornsteinfeger, gegen den Staub und Ruß vorgesehen, der mich beynahe erstickte, auch hatte ich nicht, wie jene, lederne Schienen, womit sie die Elnbogen und Knie verwahren. Ich wurde an diesen Gliedern grausam zerschunden, und als ich oben

hinaus kam, so lief mir das Blut von den Händen und Füßen. Ich ließ hierauf ein Knäulchen Bindfaden, wovon ich das eine Ende in der Hand behielt, hinunterrollen, Alegre band an das andere Ende einen Strick, an den mein Mantelsack festgemacht war, ich zog diesen hinauf, machte ihn los, und warf ihn auf die Platform der Bastille. Auf diese Art zogen wir auch unsere Holzleiter, die beiden Brecheisen, und alle unsere Bündel hinauf. Die Strickleiter war das letzte; ich ließ davon das eine Ende dem Alegre, um ihm das Hinaufsteigen zu erleichtern, und hielt das andere Ende vermittelst eines Querholzes, das wir mit Fleiß dazu gemacht hatten, fest. Ich steckte dieses durch das Seil, legte es oben quer über die Mündung des Kamins, und so kam mein Kamerade ohne Blutvergießen hinauf. Von dem Schornstein, wo ich eine sehr gezwungene Positur annehmen mußte, stieg ich hierauf hinab, und so kamen wir alle Beide auf die Platform der Bastille.

Hier legten wir unsere ganze Geräthschaft in Ordnung. Zuerst wickelten wir unsere Strickleiter zusammen, und machten einen Ballen daraus, der vier Fuß im Umfang hatte, und einen Fuß dick war. Wir ließen ihn auf den sogenannten Schatzthurm, der uns zum Hinuntersteigen der bequemste schien,

sachte hinunterrollen, indem wir das eine Ende davon an eine Dachrinne festgemacht hatten. Hierauf machten wir unsere Kurbel an, und ließen das Seil, das 350 Fuß lang war, darüber gehen. Ich machte mir dieses Seil um den Leib herum an, und Alegre ließ es, so wie ich immer weiter hinunter kam, nach. Dieser Vorsicht ungeachtet, schwankte ich doch bey jeder Bewegung, die ich machte, in der Luft herum, und man kann sich vorstellen, wie mir dabey zu Muthe gewesen seyn mochte, da schon der Gedanke daran ein Schaudern erregt. Endlich kam ich glücklich in den Graben. Alsobald ließ mir Alegre meinen Mantelsack und meine andern Sachen hinab. Glücklicherweise fand ich einen kleinen Hügel, der über das Wasser empor ragte, wo ich dieselbe hinlegen konnte. Endlich folgte mein Reisegefährte meinem Beyspiel, wobey er einen Vortheil mehr hatte als ich, denn ich zog aus allen Leibeskräften das Ende der Leiter an, damit sie nicht so sehr schwanken konnte. Wir bedauerten, daß wir nicht im Stande waren, unser Seil und die übrigen Materialien, deren wir uns bedient hatten, mit fort zu bringen *). Es sind gewiß seltene

*) Am verwichnen 16ten Julii, den Tag darauf, als die Bastille weggenommen worden ist, habe ich mich auf derselben eingefunden, und daselbst mit einem unbe-

und kostbare Denkmale der menschlichen Industrie, und vielleicht gar einer Tugend, die nur die Liebe zur Freyheit gewähren kann.

Es regnete nicht; wir hörten die Schildwache, die ungefähr sechs Ruthen von uns auf- und abging. Auf die Mauer zu steigen, und von da in den Gar-

schreiblichen Vergnügen meine Strickleiter, meine Holzleiter, und viele andere der erwähnten Sachen wieder zu sehen bekommen. Sie waren in einem besondern Behältniß eingeschlossen, und man hatte sie als eine Kostbarkeit, die Verwunderung und Erstaunen erreget, aufbewahrt. Man hatte ein Protokoll dazu gelegt, das unter dem Datum vom 27. Febr. 1756, von dem Major der Bastille Chevalier und dem Kommissär Rochebrüne unterzeichnet war, wodurch also meine Erzählung ihre volle Glaubwürdigkeit erhält. Ich habe daselbst auch verschiedene Ministerialschreiben und andere mich betreffende Aktenstücke gefunden, von denen ich in der Folge sprechen werde.

Alle diese Sachen wurden der Nationalversammlung vorgezeigt, und diese hat befohlen, daß sie mir alle, als mein wohlerworbenes Eigenthum, ausgehändigt werden sollten. Nach der Hand wurden sie im innern Saale zur Schau ausgestellt; gegenwärtig hat die Strickleiter eine Privatperson in Händen, die sich vorgenommen hat, durch die vornehmsten Städte von Frankreich und England zu reisen, und sie als eins der rühmlichsten Trophäen, die der Freyheit aufgerichtet worden sind, vorzuzeigen.

ten des Gouverneurs zu flüchten, ging also nicht an. Wir versuchten daher, vermittelst unserer Brecheisen, das andere oben erwähnte Mittel. Wir gingen gerade auf die Mauer, durch welche die beiden Graben der Bastille und des Antonthors von einander abgesondert sind, zu, und machten uns unverzüglich an die Arbeit. Gerade an selbigem Orte war ein kleiner Graben, eine Ruthe breit und anderthalb Fuß tief, daher das Wasser daselbst um so viel höher stand. An jedem andern Orte würden wir nur bis mitten an den Leib im Wasser gestanden seyn, hier aber ging es uns bis an die Schultern. Es war nur erst seit ein paar Tagen Thauwetter eingefallen, das Wasser war also noch voll Eis; wir brachten darin neun ganze Stunden zu, der Leib war von der äußerst harten Arbeit ganz entkräftet, und alle Glieder starrten vor Kälte.

Kaum hatten wir unsere Arbeit angefangen, so sah ich den Rondemajor zwölf Fuß über uns daher kommen, und der Schein seiner Laternen fiel gerade auf den Ort, wo wir waren. Wir wußten uns nicht anders zu helfen, als daß wir untertauchten, und in dieser Kunst übten wir uns, so oft wir dergleichen Besuche bekamen, welches die Nacht hindurch etliche Mal geschehen ist.

Es sey mir erlaubt, hier noch eine andere Begebenheit von gleichem Schlage anzuführen, die mir im ersten Augenblick einen tödtlichen Schrecken einjagte, zuletzt aber als ein Spaß vorkam. Ich erzähle sie blos, um meinem Versprechen, daß ich keinen Umstand mit Stillschweigen übergehen wolle, getreu zu bleiben. Meine Absicht ist nicht, meine Erzählung durch Späße aufzustutzen, und Lachen zu erregen.

Eine Schildwache, die in einer kleinen Entfernung von uns oben auf der Mauer auf- und abging, kam bis an den Ort, unter welchem wir waren, und blieb gerade über mir stehen. Ich glaubte, wir wären entdeckt worden, und stand Todesangst aus. Ich merkte aber bald, daß sie blos in der Absicht hieher gekommen war, das Wasser abzuschlagen, oder vielmehr ich fühlte es, denn es ging für meinen Kopf und mein Gesicht kein Tropfen verloren; und sobald die Schildwache wieder zurückgegangen war, warf ich meine Mütze weg, und wusch mir die Haare.

Als wir nach einer neunstündigen Arbeit und Angst mit einer unbeschreiblichen Mühe einen Stein nach dem andern herausgerissen hatten, so hatten wir endlich durch eine vier und einen halben Fuß dicke Mauer ein Loch gemacht, wo wir durch-

kochen. Schon war unser Herz voller Freude, als uns eine neue unvorgesehene Gefahr aufstieß, unter welcher wir erliegen mußten. Wir gingen über den Antonsgraben, um auf den Weg nach Bercy zu kommen. Kaum waren wir fünf und zwanzig Schritte gegangen, so fielen wir in eine Wasserleitung, die sich in der Mitte befindet; wir hatten zehn Fuß tief Wasser, und unter uns zwey Fuß tief Sumpf, und konnten uns weder bewegen noch die andere Seite erreichen, obgleich die Wasserleitung nur sechs Fuß breit ist. Alegre warf sich mir auf den Leib, und brachte mich zum Fallen; wir waren beynahe des Todes, denn wir hatten nicht mehr so viele Kräfte, daß wir uns helfen konnten. Als ich merkte, daß er mich fest hielt, so gab ich ihm einen derben Schlag, worauf er mich fahren ließ, und zu gleicher Zeit faßte ich einen Schwung, und kam glücklich aus der Wasserleitung hinaus, alsdann langte ich ins Wasser, packte den Alegre bey den Haaren, und zog ihn gegen mich heran. Wir waren bald aus dem Graben hinaus, und Punkt fünf Uhr waren wir auf der Landstraße.

Von einerley Empfindung durchdrungen, fielen wir einander um den Hals, küßten und drückten uns, dann knieten wir nieder, und dankten Gott herzlich, daß er uns von so vielen Gefahren eret-

tet hatte: Dergleichen Empfindungen lassen sich fühlen, aber nicht beschreiben.

Hierauf waren wir bedacht, uns umzukleiden. Itzt sahen wir erst, wie gut es war, daß wir zur Vorsorge einen Mantelsack mitgenommen hatten, worinnen die Kleider trocken blieben. Von der Nässe waren unsere Glieder erstarrt, und wir fühlten itzo die Kälte mehr, als während der neun Stunden, da wir im Wasser und Eis gearbeitet hatten. Keiner von uns konnte sich allein aus- und ankleiden, sondern wir mußten einander helfen. Wir setzten uns endlich in eine Halbchaise, und ließen uns zu dem Kanzler des Herzogs von Orleans, Herrn Silhouette *), fahren. Ich war wohl mit ihm bekannt, und konnte auf eine gute Aufnahme rechnen. Unglücklicher weiße war er eben zu Versailles, wir nahmen also unsere Zuflucht zu einem ehrlichen

*) Von diesem Herrn Silhouette haben die Schattenbilder ihren Namen. Er war zugleich Generalcontroleur, und machte sich durch seine unüberlegten, unschicklichen und äußerst drückenden Finanzoperationen so verhaßt, daß man seinen Namen als ein Schimpfwort gebrauchte. Ein Gesicht ohne Lineamente, hieß ein Gesicht à la Silhouette. Beinkleider, die keine Taschen hatten, hießen Beinkleider à la Silhouette, weil er dem Bürger keinen Heller Geld in der Tasche übrig ließ.

Ueb-

Mann in der Abtey St. Germain, den ich ebenfalls wohl kannte. Er hieß Ronit, und war aus Digne in Languedok, seiner Profession ein Schneider.

Zwey Schlachtopfer auf einmal verloren zu haben, dieß war für die Marquise von Pompadour zu arg. Und weil ihr einmal so viel daran gelegen war, uns zu peinigen, so mußte sie freylich sehr aufgebracht seyn, daß wir ihr durch unsere Flucht ihre Freude geraubt hatten. Außerdem hatte sie auch zu befürchten, wir mögten uns an ihr rächen, wir konnten alle die Abscheulichkeiten, die sie an uns ausgeübt hatte, und denen sie noch andere Unglückliche aufopferte, öffentlich bekannt machen. Wir konnten allen unsern Mitbürgern unsere ausgestandenen Leiden erzählen, und ganz Frankreich würde an unserer Freude Theil genommen haben. Dies wußte sie auch, und deswegen soll sie niemals jemanden die Freyheit wieder geschenkt haben, den sie einmal hat ins Gefängniß werfen lassen: sie wieß ihnen auf ewig einen Kerker an, wo sie ihre Seufzer und ihre Wuth auslassen konnten.

Da wir wußten, was sie befürchtete, und was für Maaßregeln man gemeiniglich ergrieff, um ihr ihre Furcht zu benehmen, so konnten wir uns wohl

vorstellen, daß man sich alle mögliche Mühe geben würde, uns auszukundschaften. Ich hatte keine Lust mehr, mich ihr zu Füßen zu werfen, und war entschlossen, mein Vaterland zu verlassen. Es würde aber unvorsichtig gewesen seyn, wenn wir gleich in den ersten Tagen es hätten darauf ankommen lassen. Wir hielten uns also gegen einen Monat in dem Hause des ehrlichen Mannes auf, der uns eine Herberge gegeben hatte, und beschlossen, daß wir nicht mit einander zugleich abreisen wollten, damit, wenn der Eine entdeckt werden sollte, der Andere sein Unglück sich zur Warnung dienen lassen könnte.

Alegre reiste zuerst ab; er verkleidete sich in einen Bauer, und begab sich nach Brüssel, ohne daß ihm unterwegs ein Zufall aufgestoßen wäre. Er gab mir hievon abgeredtermaßen Nachricht, worauf ich mich zu ihm ebenfalls auf den Weg machte. Ich nahm den Taufschein meines Wirths, der beynahe mit mir gleiches Alters war, zu mir, versah mich mit gedruckten Aufsätzen, und Aktenstücken von einem alten Prozeß, damit ich, im Fall ich Rechenschaft von meiner Reise zu geben hätte, einen scheinbaren Vorwand haben möchte. Ich verkleidete mich in einen Bedienten, ging bey Nacht aus Paris, und wartete einige Meilen davon auf

die Valencienner Landkutsche. Es war auf derselben noch ein Platz leer, ich nahm ihn. Etlichemal wurde ich von den Ausreitern ausgefragt, und ausgesucht. Ich gab an, daß ich nach Amsterdam ginge, um dem Bruder des Herrn, nach dem ich mich nannte, die bey mir habenden Aktenstücke zu überbringen. Durch diese angewandte Vorsicht, bin ich der Wachsamkeit aller derer, die Befehl hatten mich anzuhalten, glücklich entkommen.

Inzwischen zog ich mich doch nicht allezeit so leicht aus der Schlinge. Zu Cambray wurde ich von einem Brigadier examinirt. Als ich ihm antwortete, daß ich aus Digne sey, so wie dieser Ort in dem bey mir gehabten Taufschein angegeben war, so versetzte er, daß er sich daselbst zehn Jahre aufgehalten hätte. Ich sah wohl, daß er sich hierüber mit mir in ein Gespräch einlassen wollte, das für mich sehr verdrüßliche Folgen hätte haben können. Ich nahm daher alle meine Gegenwart des Geistes zusammen, und kam selbst, um ihn auf keinen Argwohn zu bringen, mit einigen Fragen zuvor, welche die Lustbarkeiten der dasigen Gegend, und das muntere Naturell ihrer Bewohner zum Gegenstand hatten.

Allein, so gut ich mir auch zu helfen wußte, so konnte ich der Gefahr, für welcher ich mich gefürch-

tet hatte, doch nicht entgehen. Mein angeblicher Landsmann befragte mich über einige sehr merkwürdige Personen des Orts, die einem schwerlich unbekannt bleiben konnten. In meiner Verwirrung *) fiel mir die Fabel von dem Delphin ein, auf dessen Rücken sich bey einem Schiffbruch ein Affe geflüchtet hatte. Das Seethier fragte ihn, ob ihm der Pyräus **) bekannt sey? „Ja, antwortete jener dreist, der Pyräus ist einer meiner besten Freunde.“ Auf diese Worte hob der Delphin seinen Kopf in die Höhe, und als er sahe, daß er nur einen Affen trüge, so warf er ihn ins Wasser. Ich machte mir diese Lehre zu Nutze, und ohne ihm eine positive Antwort zu geben, that ich, als wenn ich mich auf die Namen der Personen, von welchen er mit mir sprach, besinnen wollte. Ich stellte mich ganz verwundert, daß ich sie nicht kennen sollte. „Uebrigens, sagte ich zu ihm, „wann war denn das, wovon Sie

*) Meine Angst war um so viel grösser, da ich wußte, daß diese Kundschafter, wenn sie sich eines verdächtigen Menschen versichern wollen, allezeit dergleichen Fragen an ihn thun, damit sie dadurch Zeit und Gelegenheit bekommen, während dem er sich auf eine Antwort besinnet, die Verwirrung aus seinem Gesichte zu lesen. Ich glaubte daher, hier eine Schlinge gewahr zu werden, und diese Schlinge gab mir zu erkennen, daß ich wenigstens verdächtig seyn müßte.

**) Der Seehafen zu Athen.

Ueb.

sprechen?" „Vor achtzehn Jahren," war die Antwort. Dieses Wort beruhigte mich auf einmal. Ich gab ihm zu bedenken, daß ich damals nur noch ein Kind gewesen wäre, und daß diese Personen ohne Zweifel schon lange todt seyn müßten. Dieser Mann that noch verschiedene andere Fragen an mich; weil ich aber befürchtete, er mögte es zu weit treiben, so ergriff ich die erste die beste Gelegenheit, dieses Gespräch, das mir immer mehr und mehr zur Last fiel, abzubrechen. Ich rufte daher unsern Condukteur, den ich vorbey gehen sah, und beurlaubte mich von diesem Manne mit einem großen Compliment unter dem Vorwand, daß ich mit demselben noch etwas abzuthun hätte.

Nach meiner Ankunft zu Valenciennes setzte ich mich auf den Brüßler Wagen. Zwischen dieser Stadt und Mons steht an der Landstraße ein Pfeiler, auf dessen einer Seite das französische und auf der andern Seite das österreichische Wappen zu sehen ist. Hier ist die Gränze von beiden Staaten. Ich ging zu Fuße, als wir da vorbey kamen. Ich war so bewegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, auf den Boden nieder zu fallen, und vor Freude die Erde zu küssen; meine Reisegefährten, die nicht wußten, was dies seyn sollte, fragten mich um die Ursache. Ich wandte vor, daß ich um eben diese Zeit, in einem der verfloßnen Jahre, einem großen

Unglücke entgangen sey, und daß ich es niemals versäumte, wenn diese Zeit wieder komme, Gott meinen Dank dafür zu bringen.

Den andern Tag Abends kam ich in Brüssel an. Ich hatte 1747 mich schon das Winterquartal über in dieser Stadt aufgehalten, und war also daselbst bekannt. Ich stieg im Coffi beym Rathhause ab, wo mich Alegre hinbeschieden hatte. Ich erkundigte mich bey dem Wirthe nach ihm, und erhielt zur Antwort, daß er nicht wisse, wo er hingekommen sey. Ich that einige andere Fragen und setzte weiter in ihn. Er wollte nicht mit der Sprache heraus; seine Verlegenheit, die ich ihm aus den Augen las, gab mir endlich den ganzen Aufschluß. Ich merkte, was meinem unglücklichen Kameraden begegnet seyn müßte, und was auch ich ohne Zweifel zu erwarten hätte. Ich that, als wenn ich ganz ruhig wäre, und ließ meine Bekümmerniß und Angst nicht merken; bestellte mir ein Zimmer, auf welchem ich gegen zehn Uhr zu Abend speisen wollte, und ging als ob ich noch einige Geschäfte hätte, auf der Stelle zur Stadt hinaus.

Alegre hätte gewiß in diesem Gasthofe auf mich gewartet; er wußte beyläufig, wann ich ankommen sollte, und wenn er ja eine nothwendige Reise zu thun gehabt hätte, so hätte er mir doch wenigstens

ein

ein paar Zeilen hinterlassen, warum, und wie lang er abwesend seyn würde. Sein gänzliches Stillschweigen, die Verlegenheit des Wirths, als ich mich nach ihm erkundigte, die zweydeutigen Antworten desselben, gaben mir nur allzudeutlich zu verstehen, daß er entdeckt worden seyn müßte, und daß ich bald auch entdeckt werden würde. Ich hielt also fürs beste, weiter zu gehen, und ohne Zeitverlust bestellte ich mir einen Platz in der Antwerpner Barke, die punkt neun Uhr abging. Ich ging in eine benachbarte Schenke, wo ich einen jungen Savoyarden antraf, mit dem ich die Reise machen sollte. Er hatte sein Weib und einige Anverwandte bey sich, die ihm Gesellschaft leisteten, bis er abging. Da dieser Savoyarde, seines Handwerks ein Schornsteinfeger, erfahren hatte, daß ich mit von der Reisegesellschaft seyn würde, so band er mit mir an. Ich war, wie gesagt, als ein Bedienter gekleidet; seine Kleidung war ziemlich sauber, und deswegen glaubte er, daß wir es wohl mit einander aufheben könnten; und wir wurden bald sehr bekannt mit einander. Er ging nach Amsterdam, und ich war entschlossen, daselbst einen sichern Zufluchtsort zu suchen. Er sprach sehr gut holländisch, und bot sich mir zu einem Wegweiser und Dollmetscher an. Wir setzten uns zu Tische, er war fröhlich über unsere gemachte Bekanntschaft, ich aber hatte bey wei-

tem nicht die glückliche Gemüthsruhe; die er zu haben schien. Unterwegs fragte ich ihn, was es Neues zu Brüssel gebe, weil ich, wie ich ihm sagte, mich daselbst nicht hätte aufhalten können. Wie erstaunte ich, als ich ihn als eine große Neuigkeit die traurige Begebenheit erzählen hörte, von der ich der andere Held seyn sollte!

Ob ich mich gleich auf diesen Schlag sollte gefaßt gemacht haben, so erschrack ich doch bis zum Tod, und es wurde mir eiskalt. Er erzählte mir, es wären zwey Gefangene aus der Bastille zu Paris entflohen; der Eine davon wäre kürzlich zu Brüssel angekommen, und im Coffi abgestiegen. Hier wäre er anfangs als ein Bauer gekleidet gewesen, man hätte ihn aber bald in einer andern Kleidung mit vornehmen Militär- und andern Personen spatzierengehen und speisen sehen. Ein Gerichtsbedienter, den man den Laman nennte, hätte Befehl bekommen, ihn zu arretiren. Dieser hätte ihn, unter dem Vorwand, als wollte er seinen Namen und Stand aufschreiben, mit sich nach Hause genommen, hätte ihn daselbst bis den andern Tag eingeschlossen, und darauf zum Großvoigt zu Brüssel gebracht, welcher ihn alsdann unter einer guten Bedeckung bis an die Thore von Lille geführt, und daselbst einem französischen Ausreiter, der sie von

Brüssel aus begleitet, ausgeliefert hätte. Mein Savoyard sagte anbey noch, daß er diese Umstände von dem Bedienten des Laman seinem guten Freund, im Vertrauen erfahren habe, weil man nicht gern Lärmen von der Sache machen mögte, bis man den andern Gefangnen auch erwischt habe, auf den man laure, und der den getroffenen Vorkehrungen schwerlich entrinnen würde.

Was empfand ich damals! und wie sollte ich gegen diesen Menschen, den ich durchaus nichts durfte merken lassen, eine heitere und ruhige Miene annehmen, da mein Herz so grausam verwundet, und mein Geist so beunruhigt war? Voll Jammer über den armen Alegre, und voll Beängstigung wegen meiner eignen Person, wurde ich von tausend Gedanken bis zur Erde gebeugt, und mußte doch gelassen aussehen. Ich faßte bald meinen Entschluß. Sobald man einmal auf mich gewartet und gelauert hatte, so war es unmöglich, daß man meinen Weg nicht errathen, und mir auf die Spur kommen sollte. Ohnfehlbar hatte mich der Gastwirth im Coffi erkannt, und mehr brauchte es nicht, daß ich alle Augenblicke in Gefahr war, arretirt zu werden. Da unsere unmenschliche Verfolgerin den unglücklichen Alegre in einem fremden Lande arretiren zu lassen gewußt hatte, so war sie zu allem fähig, um

ihre Wuth auszulassen, und es war ausgemacht, daß ich in der nämlichen Gefahr schwebte; ich mußte also einen andern Weg nehmen, und denen, die mich aufsuchten, und nothwendig glauben mußten, daß ich mich nach Amsterdam zuwendete, einen Strich durch die Rechnung machen. Es war mir auch daran gelegen, daß ich bey dem Savoyarden keinen Verdacht erregte, wenn er zu meinem Glücke anders noch keinen geschöpft hatte. Ich fragte ihn, ob die Rotterdamer Barke über Bergen-op-Zoom ginge. Er antwortete mit Nein, und dies wußte ich so gut wie er. Ich that, als wenn ich mich darüber verwunderte, und sagte, daß ich in dieser Stadt einen Wechsel zu erheben hätte; es thäte mir leid, daß wir nicht mit einander reisen könnten, und wir versprachen einander, in Amsterdam wieder zusammen zu kommen. Sobald wir in Antwerpen, wo die Barke anländet, angekommen waren, so nahm ich von ihm Abschied, und schenkte ihm, um ihn wegen des Verlusts meiner Gesellschaft zu trösten, einigen Vorrath von Brod, Schinken und Liqueur. Er war über meine Freygebigkeit höchlich erfreut, und zur Dankbarkeit wollte er mich unterdessen, bis die Barke wieder abging, auf den Weg nach Bergen-op-Zoom weisen.

Kaum hatte ich ihn aus den Augen, so nahm ich einen andern Weg. Ich hielt mich nirgends auf,

bis ich auf holländischem Grund und Boden war. Ich war innigst überzeugt, daß ich bey der Ankunft der Barke zu Amsterdam einen Brüßler Ausreiter angetroffen haben würde, der mich erwartet, und es durch irgend ein Mittel dahin gebracht haben würde, mich zu arretiren. Das Unglück des armen Alegre war ein Beweis, daß der Marquise von Pompadour nichts zu heilig war.

Bey meiner Abreise von Paris hatte ich sechs Louisd'or bey mir, und bey meiner Ankunft in Bergen-op-Zoom noch einen. Ich logirte mich in eine Scheune ein, und bezahlte täglich acht Sols Schlafgeld. Mein erstes Anliegen war, daß ich meinem Vater schrieb. Es befremdete mich sehr, daß ich in Brüssel keinen Brief von ihm antraf; nach der Hand habe ich erfahren, daß sie von einem französischen Ausreiter, der Befehl hatte, meiner zu erwarten, aufgefangen worden sind. Ich stellte meinem Vater meine Lage vor, ich kannte sein Herz, und war überzeugt, daß er mir herzlich gern geholfen hätte. Ich meldete ihm, daß ich im Begriff wäre, nach Amsterdam abzugehen, und bat ihn, seine Briefe dahin zu addressiren. Von meiner geringen Baarschaft mußte ich meinen Platz in der Barke von Bergen-op-Zoom bis Amsterdam bezahlen, und dann blieben mir noch drey Livres und zehn Sols übrig.

Ich konnte von meinem Vater so bald keine Nachricht bekommen, und es blieben mir nicht mehr als zween Wege übrig, entweder zu betteln oder von Gras zu leben. Vor dem ersteren entsetzte ich mich, und griff also zum letztern. Ich hatte hiebey mehr auf meinen Muth als auf meine körperlichen Kräfte gerechnet. Die Noth setzte mich in die Klasse der Thiere, die Natur aber hatte mir nicht die Organen dazu gegeben. Mein Magen nahm diese traurige Kost, die ich mit bittern Thränen benetzte, nicht an. Ich hoffte, daß ich die Unverdaulichkeit der Kräuter, und die Schmerzen, die sie mir verursachten, vermindern würde, wenn ich einige Bissen grobes Kornbrod, das man in der Landessprache Rockenbrod nennt, und das so schwarz und schwer wie Torf ist, darunter thun würde. Ich kaufte mir einige Pfund, und dieß war mein ganzer Vorrath, als ich mich einschiffte. So war meine Lage beschaffen, als ich nach Amsterdam reiste.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich nicht sehr um den Umgang meiner Reisegefährten werde beworben haben. Es war gar zu demüthigend für mich, mich ihnen in meiner Armseligkeit zu zeigen, und ich scheuete mich, ihr Mitleiden rege zu machen.

So bleibt, wenn man ganz und gar zu nichte gemacht worden ist, und so zu sagen alles Gefühl

verloren hat, doch noch die Eigenliebe übrig, und sie allein hält alle Leidenschaften aus. Inzwischen konnte ich doch nicht umhin, daß ich nicht zu Zeiten einen Blick auf einen meiner Reisegefährten warf. Seine ernsthafte und grobe Miene fiel in die Augen und machte, daß man sich vor ihm fürchtete. Er nannte sich Johann Teerhorst aus Amsterdam, woselbst er in einem Keller eine Art von Schenke hielt. Er betrachtete mich aufmerksam, und es schien, als ob er vornehmlich über meine kärgliche Kost seine Anmerkungen machte. Nachdem er mich genug ausstudiert zu haben glaubte, so redete er mich mit einem Ton an, der anfangs demüthiget, zuletzt aber Vertrauen einflößt, weil es der Ton der Wahrheit ist. „Bey Gott," sagte er schlecht französisch zu mir, „wenn man Sie essen sieht, so dünkt einen, Sie müßten mehr Appetit als Geld haben." Ich bekannte ihm mit einiger Verlegenheit, daß er sich nicht irre. Er sagte weiter nichts; als aber die Essenszeit gekommen war, so führte er mich an einen Tisch, wo er seinen Vorrath aufgetischt hatte, und sagte zu mir: „Ohne Umstände, Herr Franzos, setzen Sie sich nieder, essen und trinken Sie mit mir." Von dieser Stunde an kamen wir mit einander ins Gespräche, und ich wurde bald gewahr, daß dieser Mann unter seiner groben Hülle die glücklichsten Eigenschaften vereinigt hatte. Er

that Gutes, ohne sich damit groß zu machen, blos aus Neigung, und fast aus Instinkt. Wenn er es that, so schien es, als ob er es selbst nicht wüßte, noch sich ein Geschäft daraus machte. Es schien bisweilen, als ob er die so feine Kunst verstünde, die Empfindlichkeit des Unglücklichen, dem man unter die Arme greift, zu schonen; allein man sah wohl, daß es bey ihm blos Natur war. Er bat mich um einige kleine Gefälligkeiten, um mich von dem Gedanken abzubringen, daß er mir weit größere erwiese. Ich hatte ihm gesagt, daß ich aus Languedoc wäre; er gab mir zu vernehmen, daß er einen Landsmann von mir kenne, der sich die größte Freude daraus machen würde, mir nützlich zu seyn. Als wir in Amsterdam angekommen waren, so ließ er mich zu diesem Landsmann, der Martin hieß, führen. Es fand sich aber, daß er aus der Picardie war, übrigens der unempfindlichste und widerwärtigste Mensch, den ich je gesehen habe. Er redete mich schon so an, daß ich daraus die Angst abnehmen konnte, die er hatte, zu einer guten Handlung gezwungen zu werden. Ich benahm sie ihm aber bald wieder, indem ich mich ihm empfahl.

Johann Teerhorst, der nicht anders dachte, als daß ich von Herrn Martin Unterstützung zum Ueberfluß erhalten würde, wartete auf mich,

mir darüber seine Freude zu bezeugen. Aus meiner Niedergeschlagenheit und meinen Thränen konnte er leicht auf meinen kläglichen Zustand schließen. Das Schreckliche desselben stellte sich mir damals auf allen seinen Seiten vor. Dahin gebracht, daß ich mein Vaterland fliehen mußte, allein in einem fremden Lande, von den Meinigen mehr als 300 Meilen weit entfernt, ohne Beystand, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Gönner, was sollte aus mir werden? Mein großmüthiger Holländer konnte leicht sehen, wie mir zu Muthe war. Er kam zu mir, nahm mich bey der Hand, und sagte: „Nicht geweint, ich will Sie nicht verlassen. Reich bin ich nicht, aber das Herz ist gut; wir wollen thun, was wir thun können, und Sie sollen zufrieden gestellt werden." Er sprach gleich mit seiner Frau, und beide machten mir, vermittelst einer Matratze, die sie aus ihrem eigenen Bette nahmen, ein Lager in einem Wandschrank.

Grausame Menschen, die Ihr mir mein Leben verbittert und durch eine Menge Gräuel und Niederträchtigkeiten, die ich in der Folge noch erzählen werde, mich gleichsam von der ganzen Natur abgesondert habt, Euch wird die Schilderung dieser so edlen und ungekünstelten Wohlthätigkeit zur Last seyn: wenn Ihr die Erzählung meiner Leiden anhö-

ren müsset, so wird Euer Gewissen Euch Eure Verfolgungen vorhalten. Unterdrücket wenigstens Eure Gewissensbisse nicht mehr. Jetzo, da die Verblendung von Euch vorüber ist, so müsset Ihr deren empfinden. Höret sie an, sprechet über Euch selbst das Urtheil, und verdammet Euch zuerst, ehe Euch alle Herzen in dem Augenblick, da Ihr mir den Mund nicht verstopfen könnet, und da ich Eure Namen und Eure gegen mich begangenen Verbrechen aussprechen werde, verdammen werden. Ha! ich fühle es, ich würde es noch vergessen, daß dieses Gericht langsam und spät über Euch gekommen ist, und mein zum Mitleid über Eure gegenwärtige Lage gestimmtes Herz würde Euch ruhig aus Eurem Vaterlande wandern lassen, und die Bemühung, Euch zu bestrafen und mich zu rächen, gern der allgemeinen Verabscheuung, die Euch verfolgt, überlassen.

Dieses Betragen meines ehrwürdigen Hauswirths war um so viel großmüthiger, da ich ihm nothwendigerweise sehr zur Last fallen mußte. Seine ganze Wohnung bestand in einem Keller, der durch einen Verschlag in zwey Theile abgetheilt war. In dem einen, welches er seine Stube nannte, stand ein Bette, eine große Tafel, und ein Schreibtisch. Der andre Theil wurde zur Küche gebraucht. Dieß war der ganze Raum, den Teerhorst und seine

Frau, eine zwanzigjährige Tochter, ein Juwelier, ein Apotheker, der nie nüchtern wurde, und ich, inne hatten.

Teerhorst ließ es nicht bey der bloßen Herberge und der Kost bewenden, sondern er suchte mich auch zu zerstreuen und aufzuheitern; er führte mich auch in die Dorfschenken, und an öffentliche Orte, wo er glaubte, daß ich einiges Vergnügen finden würde. Eine jede von seinen Bemühungen war eine Wohlthat, deren Werth ich lebhaft fühlte. Das Andenken an den unglücklichen Alegre quälte mich auf das allerempfindlichste, ich konnte mir nichts anderes vorstellen, als daß unsere unbarmherzige Verfolgerin ihn wieder habe in Ketten legen lassen; und ich wartete mit Schmerzen darauf, daß mein Vater durch seine Unterstützung mir die Mittel verschaffete, ihn davon zu befreyen. Wenigstens war ich entschlossen, von meiner Freystätte aus, alle die Mittel zu versuchen, die mir mein Unmuth an die Hand geben würde.

Durch einen Zufall lernte ich einen sehr reichen Mann kennen, der von Montagnac, meinem Geburtsorte, her war. Er kannte mich, weil er sich schon vor sehr langer Zeit zu Amsterdam niedergelassen hatte, nicht von Person, doch war ihm mein Vater und meine ganze Familie sehr wohl bekannt.

Ganz anders gesinnt als Herr Martin, überhäufte er mich mit Freundschaftsbezeugungen und Wohlthaten. Ich mußte mich bey ihm einquartieren, er ließ mich an seinem Tische speisen, räumte mir eine Stube ein, versah mich mit frischer Wäsche, die ich seit vier Wochen nicht auf den Leib gebracht hatte, und ließ mir ein sehr sauberes Kleid machen.

Dieser rechtschaffene Franzose nannte sich Ludwig Clergue. Eben so gutmüthig und gefühlvoll als Teerhorst, nahm er eben so viel Antheil an meinem Zustande, und suchte mir denselben mit eben so rührender, nur mit weit wirksamerer Sorgfalt, zu erleichtern. Er unterhielt in seinem Hause eine sehr gute Gesellschaft. Sobald er von den nähern Umständen meines Schicksals unterrichtet war, so ließ er alle seine Freunde zusammenkommen, nicht sowohl um sie denenselben zu erzählen und ihre Neugierde zu befriedigen, als vielmehr um sich zu beruhigen, und von ihnen zu vernehmen, wie mir zu helfen seyn möchte. Die Aufhebung des Alegre zu Brüssel setzte ihn wegen meiner Person sehr in Sorgen. Er nahm daraus ab, was für eine Gewalt und was für eine Bosheit die Marquise von Pompadour besitzen müsse, und befürchtete, daß sie das, was ihr in Brabant gegen meinen Kameraden

auszuführen möglich gewesen war, auch gegen mich in Holland thun könnte.

Alle waren der Meynung, daß ich nicht das geringste zu befürchten hätte, daß die Generalstaaten und das Volk zu Amsterdam das Zutrauen, so ich gegen sie gefaßt hätte, indem ich bey ihnen eine Freystätte und Schutz suchte, nicht so schändlich erwiedern würden; und alle riethen mir, die Sicherheit, welche ich hier gefunden hätte, in Ruhe zu genießen.

Dieses alles beruhigte den rechtschaffenen Herrn Clergue noch nicht. Er befürchtete, ich möchte mich schämen, meine begangenen Verbrechen einzugestehen; denn es war ihm unbegreiflich, daß man einen Unschuldigen so schändlich verfolgen sollte. Nach diesem Grundsatz mußte er freylich glauben, daß ich mich großer Verbrechen schuldig gemacht hätte. Einesmals nahm er mich auf die Seite, und sagte zu mir:

„Eine heftige Leidenschaft, oder ein Augenblick, „da man seiner nicht mächtig ist, haben Sie viel„leicht irre führen, und zu einigen Ausschweifungen „verleiten können. Wenn man auch unschuldig ist, „so fühlt man bisweilen Gewissensbisse. Ich verlange „Ihnen nicht in das Herz zu sehen. Aber prüfen Sie

„sich. Wenn Sie sich etwas vorzuwerfen haben, so
„kann ich Ihnen an Orte verhelfen, wo Sie außer
„aller Furcht seyn können. Morgen werde ich ei-
„nen Schiffskapitän, der nächstens nach Surinam
„segelt, mit mir zum Abendessen nach Hause führen,
„und ich will es leicht dahin bringen, daß er Sie
„an Bord nimmt." Ich versicherte ihm, daß ich
ihm nichts als die reine Wahrheit gesagt, daß ich
mir schlechterdings nichts vorzuwerfen hätte, und
daß ich im festen Vertrauen auf meine Unschuld der
Bosheit meiner Verfolger Trotz bieten zu können
glaubte.

Ich glaubte es, und während dem ich mich so
einschläferte, gingen sie mit der schändlichsten Ver-
schwörung gegen mich um. Der französische Ge-
sandte erniedrigte sich so weit, daß er die Staaten
von Holland um die Erlaubniß ersuchte, mich arre-
tiren zu dürfen; und dieser stolze Senat, der ent-
weder durch Drohungen in die Enge getrieben, oder
durch ein wenig Gold *) geblendet worden, beging
die Niederträchtigkeit, sie zu bewilligen. Alle meine
Schritte wurden so ausgekundschaftet, daß, ohner-

*) Ich habe nach der Hand erfahren, und die Beweise da-
von gesehen, daß die französische Regierung zwey-
mal hundert und siebenzehn tausend Livres darauf
verwendet hat. Zweymal hundert und sie-
benzehn tausend Livres!

achtet ich zur Vorsicht meinen Namen verändert, und keinen Brief unmittelbar an mich hatte addressiren lassen, dieselben doch alle aufgefangen, und mir nur der einzige zugestellt worden, welcher dienen sollte, sich meiner Person zu versichern. Man sah wohl ein, daß es von gefährlichen Folgen gewesen wäre, wenn man mich in dem Hause des Herrn Clergue hätte arretiren lassen wollen. Er würde ein Volk, das sich mit seiner Freyheit so brüstet, zu meiner Vertheidigung aufgefordert haben, und man wäre alsdann in die Nothwendigkeit versetzt worden, die Gründe anzugeben, warum man mir die meinige raubte. Diesem vorzubeugen, bediente man sich folgenden Mittels: Man ließ mir einen Brief von meinem Vater zukommen, in welchem ein an Herrn Marcus Fraissinet, Bankier zu Amsterdam, ausgestellter und auf den ersten Junii desselben Jahres 1756 zahlbarer Wechsel eingeschlossen war. An selbigem Tage ging man mir auf jedem Schritte nach; und als ich mich Morgens um zehn Uhr bey dem Bankier einstellte, so wurde ich arretirt, gebunden, und schimpflicherweise mitten durch das Volk, dem man weißgemacht hatte, daß ich ein berüchtigter Bösewicht sey, fortgeschleppt. Der Zusammenlauf der Leute war bald so groß, daß wir nicht mehr gehen konnten. Die Knechte, die mich begleiteten, und die man in der Landessprache

Dinders nennt, waren mit großen Stöcken bewaffnet, mit denen sie auf die Leute, die uns umringten, und hauptsächlich auf mich hineinschlugen, damit ich geschwinder gehen möchte. So brachten sie mich auf das Rathhaus. Daselbst war der Zulauf von Neugierigen so groß, daß meine Dinders ihre Prügel verdoppeln mußten, um mir Platz zu machen. Ich selbst bekam einen so gewaltigen Streich in das Genicke, daß ich ohnmächtig niedersank. Ich weiß nicht, wie lange ich so liegen geblieben bin, noch auf welche Art man mich wieder vom Rathhause gebracht hat; als ich aber wieder zu mir selbst gekommen war, so sah ich mich einsam, auf ein wenig Stroh hingestreckt, in einem finstern Kerker! Welch schreckliches Erwachen! Wer besitzt jemals so viele Lebhaftigkeit des Geistes, um das Schaudervolle in seinem ganzen Umfange zu fassen! Meine Einbildungskraft, die schon seit langer Zeit mit düstern und marternden Bildern angefüllt war, schien sie nun alle auf einmal um mich herum aufzustellen, um dadurch mein Herz zu zerfleischen. Ich fand dann da wiederum diese abscheuliche Einsamkeit, diese Todesstille, die mich so oft ganz zu nichte gemacht hatte, aber ich fand sie noch viel beugender und schrecklicher. Damals hatte mich doch wenigstens die Hofnung erhalten, oft so gar in meinen Banden getröstet. Diesmal aber blieb mir nichts mehr übrig, es

blieb

blieb mir nichts mehr übrig! — — — Großer Gott! — — —

Gegen neun Uhr bekam ich einen Besuch von dem französischen Ausreiter, der mich arretirt hatte. Er nannte sich St. Marc. Dieser Elende besuchte mich, um sich über meinen Zustand zu kitzeln; er beging die Niederträchtigkeit, mich mit platten Ironien aufzuziehen. „Ich sollte," sagte er, „nicht „anders als mit Respekt den Namen der Marquise „von Pompadour aussprechen, sie verlangte mich „blos, um mir eine Gnade anzuthun; Statt mich „zu beklagen, hätte ich vielmehr die großmüthige „Hand küssen sollen, die mich schlug; ein jeder sol„cher Schlag wäre eine Gunstbezeugung und etwas „Gutes."

Ich sah diesen Kerl als einen gemeinen Bösewicht an, der mir allzuverächtlich war, als daß ich ihn einer Antwort gewürdigt hätte.

Als unterdessen Louis Clergue und seine Freunde, die meine Unschuld kannten, erfahren hatten, was mir begegnet war, so machten sie sich einen Anhang unter dem Volk, und fingen an es aufzuhetzen. Es wurde mir zu wissen gethan, daß man schon ein Gemurmel höre, daß alle Bürger meine Freyheit verlangten, daß sie frey der Magi-

rung Schuld gaben, in meiner Person das Völker- und Gastrecht beleidigt zu haben, und daß sie deswegen sogar Genugthuung forderten. Diese Nachricht war mir entsetzlich. Ich bedachte, daß ich in den Händen meiner Feinde wäre, daß, wenn sie sollten gezwungen werden, von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben, es ihnen leicht seyn würde, meinem Leben ein Ziel zu setzen, und, was sich alsdann niemand die Mühe gegeben hätte ihnen zu widersprechen, auszusprengen, ich hätte ein großes Verbrechen begangen, und um der Strafe auszuweichen, oder aus Verzweiflung, mich selbst entleibet.

Diese Furcht nahm mir den ganzen Kopf ein, als ich wieder einen Besuch von dem Ausreiter St. Marc empfing. Er wünschte mir diesmal Glück, daß ich nun Hofnung hätte, nächstens auf freyen Fuß gestellt zu werden, und um sich wieder mit mir auszusöhnen, sagte er, habe er mir da ein Paar Loth herrlichen Schnupftabak mitgebracht. Man wird sich leicht vorstellen, was mir hiebey für ein Argwohn ankam. Gerecht schien er mir zu seyn; ob er gegründet gewesen ist, weiß ich nicht. Dem sey indessen wie ihm wolle, ich nahm das Geschenk an, und in der ersten Aufwallung, da ich ganz von diesen Gedanken eingenommen war; sah ich dasselbe als eine Wohlthat an. Allein ich muß gestehen, ich

kam bald auf andere Gesinnungen. Ists denn möglich, daß in dergleichen Augenblicken das Leben noch Reitze haben könne? Und ist denn das Glück des Daseyns so groß, daß nichts vermögend seyn sollte, es entbehrlich zu machen? Ich warf den Tabak weg, und es ist leicht einzusehen, daß ich nunmehr noch weit unruhiger seyn mußte, als vorher. Alle Umstände schienen mir zu beweisen, daß es auf einen Meuchelmord angesehen gewesen war. Den Morgen darauf dünkte mich etwas Befremdendes in der Miene meines Kerkermeisters wahrzunehmen, als er in meinen Kerker hineintrat.

Den folgenden Tag erlebte ich noch einen weit grausamern Auftritt. Abends gegen acht Uhr hörte ich einen ziemlichen Lärm, und sahe auf einmal durch die Gitter meines Gefängnisses acht bis zehn Personen, wovon einige große Laternen, andre spitzige eiserne Stangen und ungeheure Hämmer trugen. Meine Thüre ging auf, und alle diese Kerls, deren Ansehen schon schrecklich war, umringten mich, ohne ein Wort zu sprechen. Wie ich ihre Instrumente sah, so suchte ich schon zu errathen, was für eines Todes ich sterben würde, und was diese Henker wohl dabey zu thun haben möchten. Es dünkte mich, als ob sie mich ziemlich lange aufmerksam betrachteten. „Wohlan!“ rief ich ihnen zu, „schla-

get zu, ich erwarte nichts anders. Allein, ohne mir zu antworten, fingen sie an die Mauern meines Kerkers zu besehn; ich glaubte, sie suchten einen Ort, wo sie einen Nagel einschlagen könnten, um mich daran zu hängen. Einige visitirten mit ihren Stangen, ob nicht etwa Steine los wären, und andere schlugen mit ihrem Hammer an die eisernen Gitter. Nachdem diese Operationen geschehen waren, giengen sie wieder von dannen, ohne den Mund aufgethan zu haben.

Ich erfuhr nachgehends, daß dieses die Kerkerschaue gewesen sey, welche in diesem Lande von Zeit zu Zeit gehalten zu werden pflegt. Ich brachte neun Tage in meinem Kerker zu, ohne weiter etwas zu vernehmen. Man hatte unterdessen bey dem Generalgouverneur von Brabant um die Erlaubniß, mich durch das kaiserliche Gebiet transportiren zu dürfen, angesucht, und man hatte keine Ursache, an der Willfährigkeit eines solchen Mannes zu zweifeln, der es gegen alle Gesetze hatte geschehen lassen, daß man vor seinen Augen den unglücklichen Alegre aufhob. Ich hätte gern den Namen des Gouverneurs verschwiegen, ja, ich wünschte, daß ich ihn selbst nicht wüßte, denn es ist mir schrecklich, den Namen Prinz Carl von Lothringen auszusprechen. Es hatte das Ansehen, als wenn es, sobald

es auf mich ankäme, nichts Heiliges mehr gäbe, und als wenn die besten und erhabensten Seelen sich selbst verläugneten und unter ihre Würde herab-setzten, wenn die Rede war, mir zu schaden.

Sobald man diese fatale Erlaubniß erhalten hatte, so brachte man mir den 9ten Junii 1756, Vormittags um zehn Uhr, in meinen Kerker einen ledernen Gürtel und legte mir denselben um den Leib; zu beiden Seiten desselben waren große Ringe mit Schlössern, in welche man meine Hände einschloß, so daß sie mir an den Seiten hinunter hingen, und festgemacht waren. Und auf diese Weise wurde ich durch eine recht ausgedachte Barbarey grausamer als irgend ein Bösewicht behandelt. Einem solchen legt man nur Fesseln an, bey welchen er die Arme bewegen und sich deren bedienen kann; meine Arme aber waren steif, und man kann, ohne es zu probiren, sich vorstellen, was das für eine Marter seyn muß. Man brachte mich hierauf auf eine Schleife; ein holländischer Ausreiter und ein Dinder setzten sich mir zu beiden Seiten, und so führte man mich zu meiner zweyten Demüthigung, vor den Augen des ganzen Amsterdamer Pöbels vorbey, und betrug diesen mit dem ausgesprengten Gerücht, als ob ich einer von jenen berüchtigten

Bösewichtern sey, denen niemals ein Staat eine Freystatt verwilligte *).

Bey meiner Ankunft am Hafen, traf ich den französischen Austreiter an. Man schiffte mich in ein geraumiges Fahrzeug, das besonders für mich gemiethet war, ein, und brachte mich nach Rotterdam, wo ein anderes bereit war, das mich nach Antwerpen bringen sollte. Ich würde nichts dawider gehabt haben, wenn meine Wächter sich einen gemächlichen Platz in diesem Fahrzeug ausgesucht hätten; da aber in demselben wenigstens zweyhundert Menschen Raum gehabt hätten, so hätten sie mir ebenfalls einen bequemen Platz anweisen können: sie begingen aber die niederträchtige Grausamkeit, mich in einen unflätigen und stinken-

*) Zu den vielen Infamien, die man gegen mich begangen hat, gehört auch diese, daß man mir nicht gesagt, wo das Geld von dem Wechsel, den ich zu Amsterdam bey Fraisinet erheben sollte, und von einem andern, der zu Brüssel unterschlagen worden ist, hingekommen. Auf der Bastille hatte ich allezeit das Geld, so mir mein Vater schickte, richtig empfangen. Der Regimentsadjutant, Herr von Cabanac, an den es eingehändigt wurde, stellte es dem Polizeylieutenant zu. Ich muß also dieses Diebstahls blos den Austreiter St. Marc zeihen, der mich statt aller Rechnung damit abspeiste, daß er davon dem Johann Teerhorst seine für mich gehabten Auslagen bezahlt habe.

in Winkel zu werfen, und schickten die Dinders zum Essen zu mir hin. Ich beschwerte mich vergeblich gegen diese Infamie, man hörte mich nicht einmal an, und ich mußte in der Gesellschaft dieses Auswurfs von Menschen aushalten. Das war noch nicht alles. Weil meine Arme angeschlossen waren, so konnte ich die Hände nicht an den Mund bringen, und mußte mir also zu essen geben lassen. Wie ich sah, daß diese Kerls, deren Unreinlichkeit Grauen erregt, dieses Amt an mir versehen sollten, so nahm ich länger als vier und zwanzig Stunden nicht das mindeste zu essen an: aber den Tag darauf brauchte man Gewalt. Meine Dinders brachten mir ein Stückchen Rindfleisch mit vieler Brühe, nahmen es mit den Händen, und steckten es mir in den Mund. Hierauf nahmen sie Brodkrumen, tauchten sie in die Brühe, und steckten sie mir ebenfalls in den Mund. Während dieser grausamen Operation schneuzte sich einer von diesen Kerls mit den Fingern, und ohne sich abzuwischen, tauchte er mit denselben das Brod in die Brühe, und hielt mir es vor den Mund, ich wollte den Kopf umdrehen, aber es war zu spät; ich hatte gesehen, wie er damit umgegangen war, und mir ekelte gewaltig. Ich bekam ein lang anhaltendes und erschreckliches Erbrechen, und wurde davon äußerst matt und kraftlos. Als ich mich wieder erholt hatte, so bat ich mir's

gleichsam zur Gnade aus, daß man mir die Fesseln an Hände und Füße legte, und dafür den fatalen Gürtel abnähme. Meine Bitte würde vermuthlich kein Gehör gefunden haben, wenn nicht ein Bedienter des französischen Ausreiters, den mein kläglicher Zustand bis zu den Thränen gerührt hatte, über die barbarische Behandlung gelärmt, und gedrohet hätte, mit seinem eignen Messer, das er herauszog, den Gürtel aufzuschneiden, wenn man mir ihn nicht gleich losmachen würde. Man meldete dieses Begehren und meine Bitte dem Ausreiter, der sich mit einem Mädchen die Zeit vertrieb, das er von Paris mitgenommen und zugleich zum Spionen gebraucht hatte. Auf seinen Befehl nahm man mir den Gürtel ab, und legte mir dafür eine Fessel an den rechten Arm. Diese Fessel hing vermittelst einer ungefähr einen Fuß langen Kette mit einer andern Fessel zusammen, welche um den linken Arm eines meiner Dinder gemacht war. Hiedurch wurde ich von diesem abhängig, denn keiner von uns Beiden konnte ohne den andern sich bewegen noch etwas vornehmen, so der Andere nicht gesehen hätte. Nachdem wir im Hafen zu Rotterdam angelangt waren, so legte man mir den höllischen Gürtel wieder an, weil ich, von einer Menge Zuschauer begleitet, zu Fuß durch die Stadt gehen mußte. Von hieraus bis Antwerpen mußte ich im untersten

Theile des Schiffes zubringen. Zu Antwerpen empfing uns der Großvoigt von Brabant mit drey Gerichtsdienern; diese Letztern setzten sich zu uns in die Postchaisen, mir wurden die Hände auf den Rücken gebunden, und so fuhren wir bis nach Lille.

Sobald wir hier angekommen waren, so ließ der Ausreiter die Gerichtsknechte, die uns begleitet hatten, wieder abgehen, er für seine Person aber fand für gut, in dieser Stadt von seinen gehabten Strapazen auszuruhen, und mich mittlerweile in das königliche Gefängniß zu bringen, wo der Wächter für meine Person haften mußte. Dieser kam, um sich meiner desto besser zu versichern, auf den Einfall, mich an die Kette eines Deserteurs anzuschließen, der zu seinem Regimente gebracht, und den andern Tag gehenkt werden sollte. Dieser unglückliche junge Mensch war kaum neunzehn Jahr alt; man kann sich vorstellen, was für eine Nacht wir mit einander gehabt haben. Mein betrübter Kamerade suchte mich zu versichern, daß ich auch gehenkt werden würde, und das geringste, was er in Vorschlag brachte, war, daß wir uns aus unsern Hemden Stricke machten, und uns in Gesellschaft erhiengen.

Mit solchen Gedanken giengen wir um, als ich den Tag darauf zur Fortsetzung meiner Reise abge-

holt wurde; St. Marc setzte sich, nachdem er mir vorher zur Vorsicht die Fußeisen hatte anlegen lassen, in die Postchaise neben mich. Er hatte Pistolen bey sich, so wie auch sein Bedienter, der neben dem Schlag herlief, und Befehl hatte, auf die geringste Bewegung, die ich machen würde, auf mich zu schießen; dafür, glaube ich, würde ich mich wenig gefürchtet haben, wenn ich mich nur hätte bewegen können.

Auf diese Weise kamen wir den folgenden Tag Vormittags gegen zehn Uhr in der Bastille an. St. Marc wurde wie eine wohlthätige Gottheit empfangen. Alle Festungsbediente liefen vor ihm her, um durch ihre Begleitung seinem Einzuge desto mehr Ansehen zu geben; sie wünschten ihm Glück, sie umarmten ihn; man machte großes Aufheben von der vielen Mühe, die er sich gegeben hätte, man bedauerte ihn wegen gehabter Strapatzen; es schien, als ob ein jeder durch irgend eine feine Bemerkung ihn dafür schadlos zu halten suchte. Was mich anbelangte, so wurden mir wieder die Kleider vom Leibe gezogen, dagegen, so wie das erstemal, halbverfaulte Lumpen, an die Hände und Füße aber Fesseln angelegt, und so warf man mich in einen Kerker auf ein paar Hand voll Stroh. Ich bekam die nämlichen Wächter wieder, deren Wachsamkeit

ich das vorige Mal entwischt war, und die dafür mit dreymonatlicher Kerkerstrafe belegt worden waren.

Ich will meinen Lesern nicht mit einer abermaligen Schilderung meines schrecklichen Zustandes beschwerlich fallen; sie werden sich denselben leicht selbst vorstellen können, ohne daß ich nöthig hätte, ihr Mitleiden von neuem rege zu machen.

Vier ganze Monate hinter einander lag ich in Banden, und ward der Tyranney meiner unmenschlichen Verfolger und allem, was mein Schicksal Schreckliches hatte, preißgegeben.

Ich werde anderswo das wegen meiner ausgestellte Attestat eines Wundarztes beybringen, und man wird schaudern, wenn man lesen wird, was ich damals ausgestanden habe. Für diesmal wollen wir es bey dem, was ich von meinen Martern und meinen Henkern schon gesagt habe, bewenden lassen, und uns einen Augenblick bey dem, was mir in meinem Kerker Trost und sogar Linderung verschaffte, verweilen.

Ja, wahrlich Linderung! ich brachte es dahin, daß ich mir welche verschaffte. Natürlicherweise konnte ich sie nicht von Menschen erhalten, von diesen war nichts zu erwarten: ich fand sie aber

in der Gesellschaft derjenigen Thiere, vor welchen wir den größten Abscheu haben; ich fand sie, indem ich mich in ihre Spiele und in ihre Vergnügungen mischte, und indem ich es, wenn ich so sagen darf, dahin brachte, daß sie mich liebten. Rechtschaffene Leser! deren edles und gefühlvolles Herz sich in meine Lage setzet, und Antheil an derselben nimmt, haltet mir die umständliche Beschreibung, die ich davon geben werde, zu gut. Ohne Zweifel habt Ihr, im Verdruß über so viele Grausamkeiten, eben so wie ich, das Bedürfniß gefühlt, den Anblick der Menschen zu fliehen, und Euch mit den Thieren zu trösten.

Ich habe lange Zeit unter meine physischen Leiden auch dieses mitgezählt, daß ich von einer Menge Ratten, die in meinem Stroh ihre Zuflucht und ihre Nahrung suchten, unaufhörlich beunruhigt wurde. Oft liefen sie mir, wenn ich schlief, über das Gesicht, und verursachten mir durch ihr Beißen einen empfindlichen Schmerz. Da es nicht in meinen Kräften stand, sie zu verscheuchen, und ich einmal mit ihnen leben mußte, so kam ich auf den Einfall, sie mir zu Freundén zu machen. Sie würdigten mich bald, mich unter sich aufzunehmen, und ihnen hatte ich die einzige glückliche Zerstreuung zu danken, die ich während den fünf und dreyßig Jah-

ren meines Unglücks genossen habe. Diese merkwürdige Gesellschaft wurde folgendermaßen errichtet.

Die Kerker in der Bastille sind alle achteckigt. Der meinige hatte dritthalb Fuß über dem Boden eine Scharte, die inwendig zwey Fuß in der Länge und gegen achtzehn Zoll in der Breite aus einander ging, außerhalb des Kerkers aber sich bis auf drey Zoll verengerte. Durch diese Oeffnung erhielt ich das Wenige frische Luft und Tageslicht, das man mich genießen ließ; die Platte, auf welcher die Scharte aufsaß, diente mir auch statt eines Stuhls und eines Tisches, wenn ich nicht mehr auf dem faulen und stinkenden Stroh liegen konnte, und mich an die Scharte machte, um frische Luft zu schöpfen. Ich legte da, um mir meine Fesseln leichter zu machen, meine Elnbogen und Arme auf die Platte, und indem ich einsmals in einer solchen Stellung war, so sah ich an der äußern Seite der Scharte eine große Ratte zum Vorschein kommen. Ich lockte sie, sie sah mich an, ohne eine Furcht merken zu lassen; ich warf ihr sachte ein Stückchen Brod vor, und nahm mich in Acht, daß ich sie nicht durch eine zu starke Bewegung verscheuchte. Sie kam, nahm das Stückchen Brod, verzehrte es etwas weiter davon, und schien noch eins zu verlangen. Ich warf ihr noch eines hin, jedoch ein

wenig näher, dann wieder eins, und noch näher, und so noch andere mehr. Dies dauerte so lange fort, bis ich kein Brod mehr hinzuwerfen hatte; denn so wie sie ihren Hunger gestillt hatte, so steckte sie alle die übrigen kleinen Bissen in ein Loch.

Den andern Morgen kam sie wieder, und ich war eben so freygebig; ich gab ihr sogar noch ein bißgen Fleisch dazu, welches sie dem Brode vorzog. Diesmal verzehrte sie ihre Speise neben mir, welches sie den Tag vorher nicht gethan hatte. Den dritten Tag war sie schon so vertraut mit mir, daß sie mir die Bissen, so ich ihr darreichte, aus der Hand wegnahm.

Ich weiß nicht, wo ihr Aufenthalt vorher gewesen war, es schien aber, als ob sie denselben verändern, und sich näher zu mir machen wollte. Sie wurde an beiden Seiten der Scharte ein Loch gewahr; eines davon war ziemlich tief: sie untersuchte sie beide, wählte aber zu ihrer künftigen Wohnung das Loch auf der rechten Seite, das ihr am bequemsten zu seyn scheinen mochte. Den fünften Tag schlief sie das erstemal darin. Den Tag darauf machte sie mir sehr früh ihren Besuch, ich gab ihr ein Frühstück. Sobald sie es verzehrt hatte, so verließ sie mich, ließ sich nicht eher als den andern Tag wieder sehen, und kam dann wie gewöhnlich.

Als sie aus ihrem Loche kam, so merkte ich, daß sie nicht allein darinnen war; ich sah ein Weibchen, das nur den Kopf hervorstreckte, um, wie es schien, sehen zu wollen, was wir mit einander machten. Ich mochte ihr immerhin locken, und Brod und Fleisch hinwerfen, sie schien nur scheuer zu werden, und holte es nicht gleich. Unterdessen getrauete sie sich doch nach und nach aus ihrem Loche heraus, und holte, was ich ihr mitten in Weg gelegt hatte; bisweilen stritt sie sich mit dem Männchen, und wenn sie die Oberhand behalten hatte, so flüchtete sie sich in ihr Loch, und nahm ihre Beute mit; das Männchen suchte alsdann seinen Trost bey mir, und fraß dem andern zur Strafe, was ich ihm gegeben hatte, in einer ziemlichen Entfernung vom Loche, damit jenes es ihm nicht wieder rauben mögte; es that aber immer, als wenn es ihm sein Stück zeigte, um es damit zu necken. Es setzte sich alsdann auf seinen Hintern, hielt, wie die Affen, mit seinen Vorderpfoten das Brod oder Fleisch, und machte, während dem es so knusterte, ein grimmiges Gesicht dazu. Einmal aber überwältigte doch die Selbstliebe bey dem Weibchen die Schüchternheit; es sprang hervor, und packte mit seinen Zähnen den Bissen, welchen das Männchen zwischen den seinigen hielt. Keines wollte ihn fahren lassen, und das Weibchen, das dem Loche am nächsten war,

zog so das Männchen mit sich in dasselbe hinein.

Was für einen Contrast machte dieses Schauspiel mit meinen Leiden und dem Andenken an dieselben? Im Geräusche der Welt und in ihren Zerstreuungen denkt man nicht, daß man sich bey so etwas aufhalten und dergleichen Vergnügungen sich ganz überlassen könne. Doch, ich irre mich. Wer bisweilen in sich selbst geht, und ein gefühlvolles Herz hat, der wird so gut als ich begreifen, wie man daran ein Vergnügen finden könne, und wird auch die Reize dieses Vergnügens zu schätzen wissen. Aber alle Betrachtungen beyseite, die uns zerstreuen könnten! Wir wollen uns wieder zu meinen liebenswürdigen und unschuldigen Gesellschaftern verfügen.

Sobald man mir mein Mittagsessen gebracht hatte, so rufte ich ihnen; das Männchen lief herbey, das Weibchen aber näherte sich nach seiner Gewohnheit nur mit langsamen und furchtsamen Schritten. Endlich aber faßte es doch das Herz und kam zu mir heran, und alsdann gewöhnte es sich bald, mir aus der Hand zu fressen. Nach einiger Zeit kam eine dritte Ratte zum Vorschein; diese machte nicht so viel Umstände: gleich bey ihrem zweyten Besuche war sie bey mir wie zu Hause, und es gefiel ihr so wohl, daß sie, gleich ihren Kameraden, an meiner

meiner Freundschaft und an meinen Gunstbezeugungen Antheil haben wollte. Den folgenden Tag kam sie in Begleitung von zwo andern, und diese brachten innerhalb acht Tagen noch fünf mit, so daß in nicht gar vierzehn Tagen unsere Gesellschaft aus zehn großen Ratten und mir bestand.

Ich gab einer jeden ihren eigenen Namen; und es währte nicht lange, so verstanden sie ihn, und kannten einander. Wenn ich ihnen rufte, so kamen sie und aßen mit mir aus der Schüssel oder auf meinem Teller; allein diese Vertraulichkeit wollte mir nicht behagen; und ich war wegen ihrer Unreinlichkeit genöthigt, für sie einen besondern Tisch zu decken.

Ich hatte sie so zahm gemacht, daß sie sich unter dem Hals kratzen ließen, und es schien ihnen wohlzuthun. Am Rücken aber wollten sie sich niemals angreifen lassen. Bisweilen machte ich ihnen zum Zeitvertreib ein Spiel, und spielte mit. Wenn ich ihnen einen sehr heißen Bissen vorwarf, so fielen die gierigsten darüber her, brennten sich, schrieen, und ließen ihn wieder fahren; unterdessen hatten die andern, die nicht so gefräßig waren, gewartet, und nahmen ihn erst, wenn er abgekühlt war, setzten sich sodann in einen Winkel, und theilten ihn mit einander. So hielt ich auch ein Stückchen Fleisch

oder Brod in die Höhe, und ließ sie darnach springen. Es war ein Weibchen darunter, dem ich wegen seiner außerordentlichen Munterkeit den Namen Rapino-Hyrondelle gegeben hatte. Mit diesem nahm ich ungemein gern diese Uebung vor. Es war seiner Ueberlegenheit über die andern so gewiß, daß es niemals darnach sprang, wenn ich ihnen etwas hinhielt. Es nahm gerade die Stellung an wie ein Hund, wenn er ein Wildpret stellet, und ließ nach dem Bissen in die Höhe springen, wer da wollte. Sobald ihn aber eine erlangt hatte, so machte es einen Sprung, und nahm es mit seiner Schnauze der andern in der Luft weg. Wehe der, die es nicht fahren ließ, denn alsdann packte sie dieselbe beym Halse, und biß sie mit ihren Zähnen, die so spitzig wie Nadeln waren, durch und durch. Diese schriee vor Schmerzen, und ließ ihre Beute fahren; und während dem sie sich an irgend einen Ort machte, um sich von ihren Wunden zu kuriren, so ließ sich Rapino-Hyrondelle den Bissen wohlschmecken.

Mit diesen so simpeln und unschuldigen Spielen, habe ich mir zu meinem Glücke, zwey Jahre lang meine grausame Langeweile vertrieben. Manchmal vergaß ich mich während diesem Zeitvertreib selbst. Gewiß eine wohlthätige Gottheit hatte für meine Einbildungskraft diesen neuen Zauber erschaffen.

Schon durfte ich mir nicht mehr Gewalt anthun, um mich ihm zu überlassen. In diesen glücklichen Augenblicken gab es für mich keine Welt mehr. Wenn ich damals an die Menschen und an ihre Grausamkeiten zurück dachte, so war mir's wie ein Traum. Mein geistiger Wirkungskreis erstreckte sich nicht über die Mauern meines Kerkers hinaus. Meine Sinne, mein Herz, und mein Geist zogen sich in dieselben zusammen. Ich befand mich in dem Schooße meiner Familie, sie war mir ahgelegen, sie liebte mich. Warum sollte ich mich wieder in eine andere Welt versetzen, wo ich nichts als Meuchelmörder und Henker angetroffen habe?

Allein, leider, kam diese süße und wohlthätige Philosophie meinem Muthe nicht immer zu statten, und ich mußte alsdann für diese kostbare Entsagung, für dieses Vergessen meiner Trübsale wieder sehr büßen. Inzwischen gab doch einmal ein glücklicher Zufall meinem Geiste von neuem Mittel an die Hand, wodurch ich mir durch den Sinn fahren, und meine Vergnügungen durch die Abwechselung vervielfältigen konnte.

Als man mir einsmals frisches Stroh gebracht hatte, so wurde ich in demselben ein Stück von einem Hollunderrohr gewahr, mit dem man es zusammengebunden hatte. Diese Entdeckung verur-

sachte mir eine unbeschreibliche Gemüthsbewegung; ich kam sogleich auf den Einfall, mir ein Flageolet daraus zu machen, und war darüber entzückt. Bis hieher hatte ich in meinem Kerker keinen andern Ton gehört, als den meine Ketten und Schlösser verursachten; ich dachte also künftig das Schreckliche desselben durch eine süße und bewegliche Melodie mildern, und meine Seufzer wenigstens nach dem Takte auslassen zu können, und so wie ich durch dieses Mittel die allzu langen Stunden des Unglücks abkürzen würde, so würde es vielleicht manchmal meine Leiden wegzaubern und meiner Bekümmerniß Einhalt thun. Was für eine reiche Quelle von Freuden! Allein wie sollte ich dieses Flageolet machen? Meine Hände waren in zween starke eiserne Ringe eingefesselt; ich konnte sie nicht anders als mit vieler Mühe bewegen, und hatte überdieß keine Instrumente. Meine Wächter würden mir um alles in der Welt nicht einmal ein Stückchen Holz gegeben haben. Ich kam also auf den Einfall, die Schnalle von meinem Hosengurt loszumachen, und bediente mich meiner Fußeisen, um sie zuzurichten, zu biegen und eine Art von einer kleinen Scheere daraus zu verfertigen. Sie war aber so schwach, daß ich nur mit vieler Mühe das Hollunderrohr abschneiden, den Kern herausbringen und ihm die gehörige Gestalt geben konnte. Nachdem ich verschie-

dene Monate daran gearbeitet und es auf mancherley Art probirt hatte, so war ich doch endlich so glücklich, meine Absicht zu erreichen. Ich nenne es ein Glück, denn es wurde mir in der That zu einer wahren Wohlthat. Ich spiele noch bis itzt alle Tage darauf. Ich besitze dieses kleine Instrument seit vier und dreyßig Jahren, und während dieser ganzen Zeit ist es nicht eine Minute lang von mir gekommen. Es hat mir lange Zeit meine Langeweile vertrieben, und gegenwärtig giebt es meinem Vergnügen noch mehr Leben. Wenn es noch zur Aufheiterung der letzten Tage meines Lebens gedient haben wird, so soll es nach meinem Tode bey einem Apostel der Freyheit niedergelegt werden, damit, wenn es dereinst in einem ihrer Tempel aufgestellt werden wird, es mit so vielen andern Denkmälern des Despotismus die Vergehungen desselben in Erinnerung bringe.

So lange ich diese wichtigen Arbeiten unter Händen hatte, versäumte ich ein wenig meine häuslichen Angelegenheiten, und gab mich nicht sehr mit meiner kleinen Familie ab. Diese hatte sich unterdessen ziemlich vermehrt, und war in weniger als einem Jahr bis auf sechs und zwanzig angewachsen. Daß hierunter keine fremde war, wußte ich gewiß; denn wenn sich eine fremde dazu gesellen wollte, so wurde

sie sehr übel empfangen. Sie mußte sich alsdann nothwendigerweise mit den ersten, die ihr in den Weg kamen, balgen, und diese Balgereyen waren für mich ein angenehmes Schauspiel. Sobald die zwey Kämpfer zusammenkamen, so schien es, als ob sie, ehe sie es darauf ankommen ließen, zuerst beurtheilten, welcher von ihnen beiden am stärksten seyn möchte. Der stärkste klapperte alsdann mit den Zähnen, und der schwächere fing an zu schreyen, und ging rückwärts ohne ihm den Rücken zu kehren, damit sein Gegner nicht auf denselben springen und ihn beißen könne. Auf der andern Seite packte der Stärkere niemals von vorn an, weil er sonst in Gefahr war, daß ihm die Augen ausgekratzt wurden, sondern bediente sich eines sinnreichen und lustigen Kunstgriffs: er faßte nämlich seinen Kopf zwischen die beiden Vorderpfoten, und machte zwey oder dreymal einen Purzelbaum, daß sein Rücken gerade auf die Schnauze seines Gegners traf. Dieser ergriff alsdann die Flucht, und in dem Augenblick fiel der andre über ihn her, klammerte sich auf ihm an, und manchmal bissen sie sich blutig. Wenn andre Ratten dabey sind, so geben sie blos Zuschauer ab, und niemals streiten zwey gegen eine.

Diese Thiere scheinen nach meiner Bemerkung von sehr kalter Natur, und zur Liebe wenig aufge-

legt zu seyn. Ich habe sie mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet und ihnen oft ganze Nächte hindurch aufgelauert, aber niemals gesehen, daß sie sich gepaart hätten. Nur eine einzige Bemerkung habe ich hierüber gemacht, die sonderbar scheinen könnte. Wenn in einem Liebesstreit das Männchen den Sieg davon zu tragen schien, so begnügte es sich damit, daß es sich fest auf den Beinen hielt, und auf diese Art das Weibchen erwartete. Dieses thut zwey- oder dreymal einen Schrey, und kriecht alsdann auf dem Bauche zwischen die vier Pfoten des Männchens, welches ihm hierauf auf den Rücken pißt.

Ich überlasse diese verschiedenen Bemerkungen aufgeklärtern Beobachtern, und unterwerfe sie gern ihrem Urtheil.

Ich hätte eben so auch gern einige Spinnen zahm gemacht, ich war aber nicht so geschickt, wie der unglückliche Pelisson. Ich bediente mich eines sonderbaren Mittels, sie zu fangen. Ich band eine Fliege an eines von meinen Haaren an, und hielt sie über ein Loch, wo ich wußte, daß eine Spinne darin war. Diese kam heraus und fing die Fliege. Ich konnte sie alsdann hintragen, wohin ich wollte; denn weil sie am Haar nicht hinauflaufen und von der Fliege sich nicht losmachen konnte, so blieb sie in meiner Gewalt.

Ich band alsdann das Haar an ein Gitter, und setzte ein Glas Wasser darunter, die Spinne spann sich hinunter, und wenn sie das Wasser berührte, so lief sie wieder hinauf an die Fliege. Auf diese Art konnte ich sie lange Zeit erhalten; allein ich mochte anfangen was ich wollte, so konnte ich niemals eine zahm machen.

Ich habe diese tröstlichen Erzählungen so viel möglich ausgedehnet, eben so wie ich während meiner Gefangenschaft jene glücklichen Zerstreuungen, deren Andenken sie in mir erneuern, zu verlängern bemühet gewesen bin. Ich verlor dadurch die Menschen aus dem Gesichte, ganz aber konnte ich sie nicht vergessen. Sie kamen mir bisweilen wieder vor, und mit ihnen alle meine Qualen und ihre Grausamkeiten. Dann aber mußte ich wieder neue Zerstreuungen suchen, und unter andern fiel mir eine bey, die einen sehr starken Eindruck auf mich machte.

Mein lebhafter und rascher Geist fühlte allezeit das Bedürfniß, beschäftigt zu seyn. Wenn ich über den Gebrauch meiner Gaben Herr gewesen wäre, so würde ich diesen meinen Eifer auf nützliche Gegenstände gerichtet haben. In meinen Banden aber diente er mir zu nichts, als daß er mir Mittel an die Hand gab, dieselben zu zerreißen. Dießmal

glaubte ich einen Plan ausfindig zu machen, der beiden Absichten entsprach; ich schmeichelte mir zum wenigsten, daß, wenn ich mich um mein Vaterland würde verdient gemacht haben, ich zu meiner Belohnung die Freyheit erhalten würde.

Es war mir nämlich schon lange auffallend, daß bey unserer Armee die Officiers und Unterofficiers kein ander Gewehr führten als Hellebarden, mit welchen sie während einem großen Theil des Treffens, und bisweilen das ganze Treffen hindurch sich wenig zeigen können. Hieraus entstehen viele nachtheilige Folgen. Bey einem Treffen kommt es nicht allezeit zum Handgemenge, oder es geschiehet immer nur auf die Letzte. Was können aber bis zu diesem Zeitpunkt alle die Unteroffiziers mit ihren Piken und Hellebarden für Thaten thun? Und doch machen sie zusammen über den zwanzigsten Theil der Armee aus, und sind zum wenigsten der Kern von der ganzen Armee. Zuverläßig weiß ein Feldwäbel, der seine Stelle wegen seiner Tapferkeit und wegen seiner geleisteten Dienste erhalten hat, besser mit einer Muskete umzugehen, als ein einfältiger Rekrute oder ein wenigexercirter gemeiner Soldat, der, wenn er das Niedermetzeln sieht, in Furcht und Angst geräth, und mit zitternder Hand einen blinden Schuß thut. Wie konnte ein solcher Mißbrauch so lange

unverbessert bleiben, und was für Vortheil würde Frankreich gleich aus der ersten Bataille ziehen, wenn es diese neue Einrichtung, die ich umständlich aus einander zu setzen und die Leichtigkeit davon zu zeigen willens war, treffen würde! Wie stolz könnten wir seyn, wenn wir hierin dem preußischen Helden eine neue Lehre und ein Muster zugleich geben könnten!

Ich hatte ein großes Verlangen, dem König und dem Kriegsminister diese Gedanken, die vor ihrer Ausführung nothwendig geheim gehalten werden mußten, zu eröffnen. Allein auf was sollte ich sie schreiben, wie sollte ich es anfangen, um sie Andern eben so einleuchtend zu machen, als sie es mir waren? Während meines erstern Verhafts hatte es Herr Berryer auf seine Verantwortung genommen, daß man mir Dinte und Papier gab; dießmal aber war gemessener Befehl, daß man mir diese Erleichterung nicht zukommen ließ. Also auch dießmal mußte ich die Mittel, meinen Plan ohne Feder und Papier zu entwerfen und vorzulegen, in meinem Kopf, und wenn ich so sagen darf, in meinem Muth und in meiner Industrie suchen.

Statt des Papiers nahm ich die Brosamen von meinem Brode, feuchtete sie mit meinem Speichel an, knetete sie in meinen Händen, machte sie als

dann eben, und bildete Täfelchen daraus, die ungefähr sechs Quadratzoll groß, und zwey Linien dick waren. (Man kann die Probe damit machen, und man wird sehen, daß diese Täfelchen zur Noth statt des Papiers dienen können.) Den Mangel der Feder ersetzte ich durch die dreyeckigte Gräte, welche man unten an dem Bauche der Karpfen findet. Diese Gräten sind breit und stark, wenn man sie spaltet, und man kann sich ihrer leicht statt der Federn bedienen. Nun fehlte mir nichts mehr als die Dinte. Diese konnte mein Blut ersetzen. Ich zog in dieser Absicht einige Fäden aus meinem Hemde, schnürte damit das vordere Glied meines Daumens fest zusammen, daß die Spitze desselben davon auflief, und stach alsdann mit dem Dorn von einer meiner Schnallen hinein. Allein ich bekam nur wenig Tropfen Blut von einem Stich, und ich mußte immer wieder neue Stiche thun. Alle meine Finger waren schon voll von dergleichen Stichen. Sie entzündeten sich und schwollen hoch auf, so daß ich wegen der Folgen in Sorgen war. Außerdem geronn das Blut bey jedem Worte, das ich schrieb, und ich mußte daher meine Feder immer wieder frisch eintauchen. Um diesen beiden Schwierigkeiten abzuhelfen, ließ ich einige Tropfen Blut in ein wenig Wasser in meinen Becher fallen, rührte es unter einander, und erhielt dadurch eine Dinte, die sehr gut floß, so

daß ich nunmehr sehr leserlich schreiben, und einen Aufsatz von meinen oben erwähnten Ideen machen konnte.

Hiemit aber war es noch nicht gethan, mein Aufsatz mußte auch ins Reine auf Papier geschrieben werden, damit er dem Minister vorgelegt werden könnte. Einen solchen Dienst aber konnte ich von keinem meiner Wächter, noch von irgend einem andern auf der Bastille, erwarten; denn entweder hätten sie meine Täfelchen zerbrochen, oder sie hätten meine Arbeit für die ihrige ausgegeben, und sich selbst die Ehre der Erfindung beygemessen. Gleichwohl kam niemand zu mir, außer ein Wärter, der allein das Recht hatte, in meine Gruft zu dringen.

Ich mußte also meine Zuflucht abermals zur List nehmen. Ich verlangte den Major zu sprechen; und obgleich diese Herren es sich eben nicht sehr angelegen seyn lassen, sich nach dem Verlangen der Gefangenen zu fügen, so nahm ich doch einen ziemlich herzhaften Ton an, um ihn dadurch zu veranlassen, daß er mich nicht lange auf sich warten ließ. So wie er in meinen Kerker trat, so fragte ich ihn, ob denn die Absicht der Marquise von Pompadour sey, daß mein Leib und meine Seele mit einander zum Teufel fahren sollten? „Sie sehen," sagte ich zu ihm, „daß ich „diese schrecklichen Martern nicht lange mehr ausste-

„hen kann; ich verlange, daß man mir doch wenig„stens die Gnade wiederfahren lasse, die man den „größten Uebelthätern nicht verweigert." Er versprach mir, daß mir diese Gnade zu Theil werden solle, und daß er in diesem Augenblick den Beichtvater von der Bastille zu mir schicken wolle. Denn man muß wissen, daß dieses ein besondres Amt auf der Bastille ist, und daß der Priester, welcher es bekleidet, mit zum Stab gehöret, und also ein Untergeordneter desselben und zugleich einer von seinen Spionen ist. So trug man in dieser scheußlichen Höhle, in der man alles wagte, kein Bedenken, unsre heiligsten Geheimnisse zu entweihen, und so gab es Diener des Gottes des Friedens, die niederträchtig genug waren, ihr heiliges Amt zu schänden, und barbarisch genug, um sich so vieler Gräuel mitschuldig zu machen.

Damals hatte der Pater Griffet, ein Jesuit, der sich in der gelehrten Welt zu seinem Vortheil bekannt gemacht hat, dieses Amt auf sich. Er kam, und ohne sich auf den Gegenstand einzulassen, weswegen ich mir ihn ausgebeten hatte, ja ohne einmal das Wort: Beichte, nur in den Mund zu nehmen, that er tausend Fragen an mich wegen meines vergangenen Lebens, wegen meiner Entspringung und der dazu gebrauchten Mittel. Ich suchte

ihn einzunehmen, und als ich glaubte, so weit mit ihm gekommen zu seyn, so redete ich mit ihm von meinem Plan, und bat ihn inständig ihn zu lesen, und mir sein Urtheil darüber mitzutheilen. Er ließ sich dazu geneigt finden. Ich überreichte ihm hierauf meine sechs Täfelchen, auf welchen er verzeichnet war; und als er sah, daß sie mit meinem Blute gefärbt waren, so ließ er eine mit Entsetzen vermischte Verwunderung an sich bemerken. „Warum," sagte er zu mir, „haben Sie nicht einen „Kardinal von Richelieu oder einen König von „Preußen zu Ihrem Herrn! die würden Ihr Genie, anstatt es in einem Kerker zu ersticken, anders aufmuntern und belohnen." Ich antwortete ihm hierauf, daß unsre Minister von diesen beiden großen Männern nur den wüthenden Despotismus besäßen, und mit demselben die Niederträchtigkeit verbänden, die mit der Geistesschwäche und einem durchaus leeren Kopfe vergesellschaftet wäre; daß aber hier zwischen uns Beiden hauptsächlich die Rede von meinem Plan wäre. Ich las ihm denselben vor, er fand ihn gut, und versprach mir auf der Stelle mit dem Polizeylieutenant davon zu sprechen, und mir zu Dinte und Papier zu verhelfen, damit ich ihn abschreiben und alsdann vorlegen lassen konnte. Er hielt auch sein Versprechen, und mein Plan wurde den 4ten April 1758 dem Könige überreicht.

Ohne Zweifel hat er ihn gelesen, und meine Bemerkungen mußten wahrscheinlich einen Eindruck gemacht haben, weil man auf der Stelle Gebrauch von ihnen gemacht hat. Von dieser Zeit an also, und gleich nach der Uebergabe meines Plans, wurden bey unsern Regimentern alle Unterofficiers mit Flinten versehen, und dadurch die Tapferkeit von mehr als 20000 guten Soldaten in Thätigkeit gesetzt, die bisher ohne allen Nutzen gewesen war.

Wenn der Liebling eines Großen oder irgend einer Hofdame dieses Projekt ausgedacht hätte, so würde man ihn mit Ehrenstellen und ansehnlichen Pensionen belohnt haben; und wollte Gott, daß diese nur denjenigen zu Theil geworden wären, die sie auf eine solche Art verdient hätten. Ich für meine Person verlangte keine andre Belohnung, als nur den Vortheil, noch weiter nützlich seyn, und nach Erhaltung meiner Freyheit, meinem Vaterlande noch mehrere und ausgezeichnetere Dienste leisten zu können. Ich dachte nicht, daß, wenn ich unter der Regierung der Marquise von Pompadour durch dergleichen Mittel mich um meine Freyheit bewürbe, es zu nichts dienen würde, als mir meine Ketten noch schwerer zu machen und mich in dieselben noch fester zu schließen. Je mehr ich Thätigkeit und vielleicht auch Talente blicken ließ, desto gefährlicher schien ich ihr zu

seyn. Wahrscheinlich dachte sie wie Ludwig XI. *), dessen Geist und Gesinnungen sie so gut kennen mußte: Schaffet mir diesen Feind vom Halse, damit er mich nicht beiße. Bey solchen Grundsätzen mußte sie freylich nicht sehr geneigt seyn, von meinem Eifer Gebrauch zu machen. Allein, konnte ich wissen, daß sie nur ganz allein die Triebfeder sey, die alles in Bewegung setze? Leider war dieses nur allzu wahr! Sie behielt von den Ministern keine bey, als die, welche aus Feigheit sich für ihr fürchteten, und aus Niederträchtigkeit sich nicht schämten ihr zu dienen.

Nachdem ich drey Monate vergeblich auf den Preiß gehofft, den ich auf diesen Dienst gesetzt hatte, und um den ich als wie um eine Gnade betteln mußte, da ich ihn doch von Rechtswegen fordern konnte, so glaubte ich, ich müßte den König und seine Minister wieder daran erinnern, und sie durch Vorlegung eines neuen Plans auf ihrer empfindlichen Seite angreifen. Mein erster Plan konnte die Treffen zum Nachtheil unserer Feinde blutiger machen; mein zweyter zielte darauf ab, das Uebel, welches der Krieg nach sich zieht, auf Unsrer Seite zu mildern.

Ich

*) Eines der grausamsten Ungeheuer, die jemals den Thron geschändet haben. Ueb.

Ich hielt es für etwas Abscheuliches, daß die Witwe eines Officiers oder eines gemeinen Soldaten, der für das Vaterland gestorben ist, ihre Thränen fruchtlos vergieße, und daß der Staat, für den sie leidet, und für den sie manchmal ins Elend geräth, nicht suche ihre Schmerzen zu lindern. Der König von Preußen hatte vor kurzem Pensionen für alle diese Witwen ausgesetzt, und dieser Zug, der von seiner Gerechtigkeit und seinem empfindsamen Herzen zeuget, hat ihm vielleicht mehr Ehre, als alle seine wohlüberlegten Batallien und seine in die Augen leuchtenden Triumphe, gemacht. Ueberall hatte ich von ihm mit Begeisterung sprechen hören. Ich wäre stolz darauf gewesen, wenn ich meinen König mit gleicher Ehre hätte krönen können; dazu aber fehlten die Fonds. (Der verschuldete Staat konnte wohl für die Verschwendungen einer Maitresse, und für die Habsucht der Hofleute, nicht aber für die Ausgaben, die die Gerechtigkeit und Menschlichkeit fordern, Mittel schaffen.) Ich zeigte ein Mittel an, wie ein jeder Bürger diese Schuld, die er für seine Person allen schuldig sey, ohne seine Beschwerde entrichten könnte. Es bestand darin, daß man das Briefporto um drey Denier erhöhete. Ich bewies, daß nach der geringsten Berechnung dieser Impost, der allen großen und kleinen zur Last fiele, mehr als hinlänglich dazu sey, und zeigte zugleich,

wie die Austheilung zu machen und in Gang zu bringen seyn möchte.

Ich suchte dem Monarchen die Ausführung dieses so schönen, so natürlichen und so einfachen Projekts einleuchtend zu machen; ich führte ihm zu Gemüthe, daß man nur, insofern als man Andere glücklich mache, glücklich zu seyn verdiene. Sein Herz war dazu geschaffen, diese Wahrheit einzusehen, und er würde ihr Platz gegeben haben, wenn sein Geist sich nicht so leicht durch fremde Gegenstände, die man ihm vorhielt, hätte zerstreuen lassen.

Dießmal verfehlte ich den eigentlichen Endzweck, den ich mir vorgesetzt hatte, bey weitem. Anstatt dem Staat zu dienen und ihm Ehre zu erwerben, mußte ich zu meiner Kränkung sehen, daß man sich meiner angegebnen Mittel bediente, ihm mit neuen Auflagen beschwerlich zu fallen. Kaum ist mein Aufsatz bey Hofe vorgelegt worden, so steigerte man das Briefporto, und zwar wirklich unter dem Vorwand, daß aus dieser Revenüe ein Fond für die Officiers- und Soldatenwitwen errichtet werden sollte; allein dieser Vorwand war eine häßliche Lüge, mit welcher man das Volk mißbrauchte. Die Minister schalteten über den Ertrag dieses Impostes nach Belieben, und die Witwen bekamen nichts.

Und ich? Für mich war also alle Hofnung aus? Keines von meinem Geschrey, das ich aus der Tiefe meines Kerkers empor schickte, konnte mehr gehört werden, ich mochte entweder meine Unschuld und meine Martern, oder meine geleisteten Dienste, oder wenigstens mein Verlangen und meine Gabe, meinem Vaterlande nützlich zu werden, anführen.

Nun war ich schon neun Jahre lang eingeschlossen, verfolgt, mit entehrenden Ketten beladen, und man hatte mir noch gar nicht gesagt, worin mein Verbrechen bestehe; man hatte mir noch keinen Ankläger, noch keinen Zeugen gestellt; man hatte mir keinen Richter gesetzt. Ich rief die Gesetze an, und sie waren stumm, und alle ihre Diener gegen mein Geschrey taub. Bürger! So spielt man also mit Eurem Leben; so konnte eine gemeine Hure, so konnten sogar ihre Knechte, oder Eure Minister, die so oft zu weiter nichts taugten als zu solchen Stellen, diese schrecklichen Thore nach Willkühr für Euch öffnen und verschließen; so hatten sie keine andre Richtschnur ihrer Handlungen als ihre Leidenschaften, und keinen andern Richter, als ein in Verbrechen erstorbenes und keiner Bisse mehr fähiges Gewissen!

Diese elenden Despoten konnten sich also einbilden, daß, so wie Ihr Euch aus Gewohnheit unter

ihr Joch gebeugt habe, Ihr nunmehr auf immer mit Ehrerbietung die verhaßten Ketten küssen würdet, womit sie Euch beluden. Die Thoren! Sie konnten nicht begreifen, daß, wenn sie Euch dieselben allzuschwer machten, sie Euch dadurch einen Wink gäben, daß Ihr Euch emporhübet, und Euch selbst kennen lerntet. Sie konnten nicht voraussehen, daß sie selbst über ihren Häuptern das Gewitter zusammenzögen, welches sie treffen sollte.

So durfte ich mir also nicht mehr schmeicheln, daß ich das Ende meiner Leiden sehen würde! So sollte ich also auf diesem Stroh, das ich so lange mit meinen Thränen benetzt hatte, mein Sterbebette finden! Gnade, Gerechtigkeit, Erbarmen, alles flehte ich umsonst an. Mit was für einem Namen soll man diesen entsetzlichen Despotismus belegen? Wenn es gegründet ist, was ein berühmter Schriftsteller gesagt hat:

„daß eine Gerichtsbarkeit ohne Gesetz und ohne „Appellation auch unter den Händen der Billigkeit selbst in eine Tyranney ausarten würde, „wenn sie sich nicht davor entsetzte, sie anzu„nehmen." *)

wie soll man diese Meuchelmorde benennen, die man nicht einmal in die Form Rechtens einkleidete,

*) L'ami des hommes Tom. VI. p. 72.

und die auf das Wort der verächtlichsten Menschen, oder solcher Weibsbilder, bey deren Namen sich schon gute Sitten und Schamhaftigkeit empörten, ungestraft begangen worden sind? Das waren die Frevelthaten, durch die so viele Franzosen aufgeopfert worden sind, und die so lange ihren Mitbürgern zur Schande gereicht haben, welche sie aus Feigheit geschehen ließen, und aus Sorglosigkeit sich nicht davor fürchteten.

Ich wurde hiedurch in jenen schrecklichen Zustand versetzt, wo der Unglückliche, der sich an nichts mehr zu halten weiß, die Gesetze, die ihn verwahrlosen, und sein Gewissen, dessen Stimme er nicht mehr höret, nicht mehr anerkennt, und das Verbrechen für seine Pflicht hält; ja ich gestehe es, in der Verzweiflung versuchte ich es, das Ziel meiner Leiden durch meine eigne Hand abzukürzen. Ich will meinen Fehler nicht rechtfertigen; wer wird mich aber anklagen können, ohne mich wenigstens zugleich zu bedauern? Um sich eine Vorstellung von meinen Martern zu machen, soll man mir nun nicht mehr auf mein Wort glauben. Ich habe aber hier einen unverwerflichen Zeugen, der für mich sprechen kann. Unter den meinen Verhaft betreffenden Papieren, die man mir den 16. des verwichenen Julii auf der Bastille eingehändiget hat, fand sich auch folgender Bericht

eines Wundarztes, der von dem Herrn von Sartines den Auftrag erhalten hatte, mich zu besuchen und von meinem Zustande Bericht zu erstatten. Wenn dieser Mann ein ehrlicher Mann gewesen ist, so verdient er allen Glauben. War er es aber nicht, so würde man ihm doch schwerlich Schuld geben können, daß er dem Despotismus habe Grausamkeiten aufbürden wollen, die er nicht begangen habe. Er kann auf alle Fälle nicht verdächtig seyn.

„Mein Herr!

„Auf Dero Befehl habe ich den Gefangenen „auf der Bastille zu verschiedenenmalen besucht. „Nach genauer Besichtigung seiner Augen, und „reiflicher Ueberlegung dessen, was mir dieser Ge„fangene gesagt hat, finde ich darin gar nichts Auf„serordentliches, daß er sein Gesicht großen Theils „verloren hat. Dieser Gefangene ist schon viele „Jahre lang der frischen Luft und des Einflusses der „Sonne beraubt. Seit vierzig Monaten liegt er „an Händen und Füßen gefesselt im Kerker. Solche „Umstände setzen der Natur zu. In so großen Lei„den ist es unmöglich, daß man nicht weinen sollte. „Wenn ein allzustarker Speichelfluß die Brust, ja „sogar den ganzen Körper angreift, so ist es keinem „Zweifel unterworfen, daß eine allzureichliche und

„allzulang anhaltende Vergießung der Thränen
„nicht auch das Gesicht dieses Gefangenen schwä-
„chen sollte.

„Im Jahr 1756 und 1757 war der Winter über-
„aus streng. Die Seine war, wie im verwiche-
„nen Winter, gefroren. Gerade um diese Zeit lag
„der Gefangene im Kerker an Händen und Füßen
„gefesselt, auf einem Bund Stroh, ohne Decke.
„Sein Kerker hat zwey Scharten, die ungefähr
„fünf Zoll breit und fünf Fuß hoch sind; es sind
„weder Fenster noch Tücher davor, womit sie könn-
„ten zugemacht werden. Tag und Nacht ging ihm
„die Kälte und der Wind ins Gesicht, und nichts
„ist dem Gesichte so nachtheilig als ein kalter Wind,
„besonders wenn man schläft. Das Wasser, so ihm
„aus der Nase lief, machte, daß seine Ober-
„lippe bis unter die Nase sich spaltete, sei-
„ne Zähne standen alsdann blos, von der
„Kälte spalteten sie sich alle. Die Haarwurzeln
„von seinem obern Bart vertrockneten; er wurde
„ganz kahl. Ich habe diese vier Stücke mit vieler
„Aufmerksamkeit untersucht, man kann sie gegen-
„wärtig noch sehr leicht an ihm sehen.

„Wenn nun die Zähne und die Oberlippe bis
„unter die Nase sich von Kälte gespaltet, und die
„Wurzeln seines Bartes ausgetrocknet sind, so
„daß er davon ganz kahl geworden ist, so ist gar

„leicht einzusehen, daß seine Augen, die viel zärter
„und empfindlicher sind, als vorbemeldete vier Theile,
„ungleich mehr müssen gelitten haben und in Abnah-
„me gekommen seyn.

„Was das Fenster dieses Gefangnen anbelangt,
„so besteht solches aus vier eisernen Gittern. Die
„Stäbe sind sehr dicke, und liegen dergestalt übers
„Kreuz *), daß, wenn man nur einen einzi-
„gen Gegenstand durchsehen will, man ihn dreyßig
„Mal siehet. Mit der Zeit theilt dieses alle Seh-
„nerven, und dies thut den Augen sehr wehe. Die
„Mauern der Bastille sind neun bis zehn Fuß dick,
„die Behältnisse müssen also sehr feucht seyn **),
„die Feuchtigkeit aber macht alle Theile des Körpers
„schlapp, und schwächt alle Lebensgeister.

*) Eigentlich hatte ein jeder Kerker ein einziges Luftloch,
das mit drey eisernen Gittern, eins von innen, das
andere in der Mitte der Mauer, und das dritte von
außen, vermacht war. Die eisernen Stäbe liefen kreuz-
weise über einander, und der dichte Theil des Gitters
paßte gerade auf den leeren Raum des andern, wo-
durch zum Durchsehen kaum ein Raum von zwey
Zoll übrig blieb, obgleich jede Lücke vier Zoll breit war.
Ueb.

**) Sie sind zugleich oberhalb der Erde; dieß machte sie,
wie Linguet sagt, im Winter zu einer Eisgrube,
und im Sommer zu einem Schwitzkasten. Ueb.

„Weil dieser Gefangene seine Leiden nicht mehr „ertragen konnte, so faßte er den Entschluß, sich „den Tod anzuthun. Er blieb in dieser Absicht drey „und dreyßig Stunden ungegessen und ungetrunken; „man brach ihm den Mund mit Schlüsseln auf, und „ließ ihn mit Gewalt das Essen hinunterschlucken; „da er sich wider seinen Willen zum Leben zurückge„bracht sah, so schnitt er sich mit einem Glas vier „Adern ab. Die Nacht hindurch verlor er all sein „Blut, und behielt vielleicht keine sechs Unzen in „seinem ganzen Leibe. Er war einige Tage ohne „Bewußtseyn; dieser große Blutverlust hat alle seine „Kräfte erschöpft, und seine Lebensgeister entkräf„tet. Obgleich dieser Gefangene wieder ziemlich bey „Leibe zu seyn scheint, so darf man daraus doch „nicht auf seine Gesundheit schließen; denn sein Blut „ist so erschöpft worden, daß es nicht mehr die ge„hörige Wärme und Stärke hat, um die Feuchtig„keiten durch die Ausdünstung auszutreiben. Diese „Feuchtigkeiten koaguliren, gerinnen, und erzeugen „ein gewisses Fett, aus welchem alle Arten von Krank„heiten entstehen; denn wir sehen, daß Leute, die auß„serordentlich fett sind, mit Flüssen, Verstopfungen, „Geschwüren, und mit dem Podagra geplagt sind. „Und dieß alles entsteht blos aus einer Entkräftung, „aus einem Mangel der Ausdünstung: der Gefan„gene klagt ebenfalls über Flüsse und andere Zufälle,

„die er sich gleichergestalt in dem Kerker zugezogen „hat. Ich lasse mich jedoch nicht auf diese Krank„heiten ein, weil sie nicht in mein Fach gehören *).

„Der Verlust seines Gesichts schreibt sich also „hauptsächlich von seinem Blutvergießen her; dieses „wird durch unzählige Personen bekräftiget, die „sich über ein kurzes und sehr schwaches Gesicht „beklagen, und sagen, daß sie sich dieses Uebel „durch das viele Aderlassen in ihren vorigen Krank„heiten zugezogen haben.

„Dieser Gefangene beklagt sich, daß sein Ge„sicht sehr trüb sey, und täglich mehr abnehme. „Der Mann ist nicht mehr jung, er hat schon die „Hälfte seines Alters zurückgelegt: zwey und vierzig „Jahre. Er hat eine rauhe Bahn durchwandert. „Nun leidet er schon fünfzehn Jahre hinter einander. „Seit sieben Jahren ist ihm Feuer, Tageslicht, fri„sche Luft, und Sonnenschein benommen. Weiter „ist er, wie ich schon erwähnt, acht und fünfzig „Monate im Kerker gewesen, und vierzig Monat „lag er an Händen und Füßen gefesselt, ohne Decke, „auf Stroh.

*) Herr Dejean, der diesen Bericht aufgesetzt hat, war nur Augenarzt.

„Unter solchen Umständen muß wahrlich die „Natur von vielem Weinen und Leiden erschöpft „werden. Wenn dieser Gefangene den Kopf vor„wärts hängt, oder wenn er lesen oder schreiben „will, so giebt's ihm im obern Theile des Gehirns „Stöße, als wenn man ihn stark mit der Faust „schlüge, und zu gleicher Zeit vergeht ihm auf eine „bis zwey Minuten das Gesicht. Dieses rührt von „einem allzugroßen Ueberfluß von Feuchtigkeiten her. „Die Theile, welche ihre Spannung verloren haben, „senken sich in die Gegend der Augenhöhlen, hin„dern das Blut in der Sehader am Rücklauf, diese „Ader schwillt dadurch an, und drückt den Sehner„ven; dadurch verliert er so lange, bis die Feuchtig„keiten wieder in ihren Lauf gekommen sind, das „Gesicht. Dieser letzte Umstand ist sehr gefährlich, „und man hat alles zu befürchten, daß aus diesen „Zuckungen nicht eine Verstopfung des Sehnervens „oder eine Zerreißung der Gefäße erfolge, welche „einen Schlag oder eine Lähmung in den Sehner„ven nach sich ziehen könnten.

„Durch Augensalben, Balsame, zusammenge„setzte Brühen, und aromatische Räucherungen, „habe ich den unwillkührlichen Thränenfluß gänzlich „gestillet; und die Entzündung der Augen vollkom„men gehoben. Ich habe es sogar dahin gebracht, „daß die Muskeln um den Augapfel herum, die

„äußerst ausgedehnt waren, ihre gehörige Span„nung wieder bekommen, und hiedurch würde er „sein Gesicht wieder erhalten haben, so wie es vor„her war, wenn die Abnahme desselben nur von „diesen beiden Zufällen allein entstanden wäre. Da „aber der Verlust seines Gesichts von der Vergießung „der Thränen und des Bluts herkömmt, so ist es „unmöglich, ihm dasselbe wieder zu verschaffen. Ich „habe geglaubt, Ihnen, mein Herr, hievon Mel„dung thun zu müssen, weil es ganz unnütz seyn „würde, den König zu Ausgaben für Arzneyen und „meine Besuche zu veranlassen, indem diesem Ge„fangnen schlechterdings durch nichts als durch die „Befreyung von seinen Leiden, freye Luft und eine „starke Leibesbewegung, das Wenige, so er noch von „seinem Gesichte übrig hat, noch erhalten werden kann. „Die Luft wird alle Theile seines Leibes stärken, und „eine starke Leibesbewegung wird die allzugroße Men„ge Feuchtigkeiten in seinem Kopfe zerstreuen, wel„che ihm seine häufigen Zuckungen verursachen, und „ihn vollends um sein Gesicht bringen werden, wenn „er noch fortfährt zu leiden."

Dejean.

Das Blut steht einem in den Adern still, wenn man solche grausame Mißhandlungen erzählen hört: was wird man aber erst empfinden, wenn man er-

fahren wird, daß der heilsame Rath dieses Wundarztes, und die schreckliche Schilderung, die er von meinem Zustande gegeben, keinen Eindruck auf meine Verfolger machte, und daß ich immer noch in meinem Kerker blieb? Erst lange hernach, als er bey einer Ueberschwemmung der Seine voll Wasser stand, brachte man mich aus demselben heraus. Man darf aber ja nicht meinen Henkern die Ehre anthun und glauben, daß das Mitleid sie zu dieser Veränderung bewogen habe. Man erhielt den Befehl, mich in einen der Thürme zu versetzen, blos deswegen, weil der Knecht, der mir aufwartete, allezeit wenn er zu mir kam, im Wasser waten mußte, und sich darüber auf das bitterste beschwerte.

Endlich athmete ich doch nicht mehr eine so dicke Luft, und konnte den Himmel deutlicher sehen. Man räumte mir die erste Stube in dem Thurm, der die Comtee genennet wurde, ein. Sie hatte keinen Kamin, und dadurch wurde sie meinem Kerker ziemlich ähnlich. Wahrscheinlich glaubte man, ich möchte mich zu bald an einige Milderung gewöhnen. Eine andere Ursache, warum man mich gerade in diese Stube versetzte, war die, daß sie zu dem Bezirk eines gewissen Daragons, des allerunbarmherzigsten Kerls von der Welt, gehörte. Da er meinetwegen schon gestraft worden war, so konnte

es nicht fehlen, daß er nicht unter dem Vorwand einer genauern Aufsicht um so mehr seine Grausamkeiten an mir ausließ.

Man beschuldige mich nicht, daß ich meinen Feinden so abscheuliche Bewegungsgründe unterschiebe. Wer allen ihren Bewegungen nachgegangen ist, wird mir diesen Vorwurf nicht machen. Wenn man einmal die Denkungsart meiner Verfolger kennet, so wird man leicht den Beweis zu meiner Behauptung finden. Wenn man von ihrem Grundsatze ausgeht, so kommt man zuverläßig auf seine Folgen. So wird es dem Mechanikus leicht, das Gewicht und den Umfang eines Hebezeugs zu beurtheilen, wenn er den Körper, welchen dasselbe treibt, sich bewegen sieht.

Doch, was sage ich? Ich habe von Beweisen gesprochen. Ach! wenn man Einen will, so kann ich ihn geben, und man wird darüber zittern.

Ich habe gesagt, daß meine neue Wohnung in vielen Stücken mit dem Kerker, den ich eben verlassen hatte, übereinkam. Sie war zwar nicht so feucht und nicht so dumpfig; oder vielmehr, meine Stube war nur ungesund, anstatt daß mein Kerker vergiftet war, und mir bey jedem Athemzug ein grausames Schneiden im Leibe verursachte. Dieß

war der ganze Unterschied, und der war freylich groß, dafür fand ich aber auch hier nicht, was mich dort zerstreuet und in meinen Qualen getröstet hatte. Ich konnte meine kleine Familie nicht mit mir nehmen; ich bedauerte es ungemein, bis ein glückliches Uhngefähr mir Mittel an die Hand gab, diesen Verlust zu ersetzen.

Es setzten sich oft Tauben auf mein Fenster: ich kam auf den Gedanken, einige davon zahm zu machen, und hoffte, daß, wenn mir dieses gelingen sollte, sie mich leicht wegen des Velusts meiner Ratten schadlos halten würden. Um wie viel süßer mußten ihre Schmeicheleyen, um wie viel rührender mußte ihre Freundschaft seyn! Da ich ganz von diesem Gedanken eingenommen war, so suchte ich ihn zur Wirklichkeit zu bringen. Ich machte aus einigen Fäden, die ich aus meinen Hemden zog, ein kleines Netz, stellte es vor mein Fenster, und fing damit einen prächtigen Täuber; ich bekam auch bald die Täubin, welche Lust zu haben schien, an seiner Gefangenschaft Theil zu nehmen. Ich gab mir alle mögliche Mühe, sie wegen ihrer Gefangenschaft zu trösten. Ich half ihnen ihr Nest bauen, und ihre Jungen wärmen und füttern, und hatte eben so viel Sorgfalt und Zärtlichkeit gegen sie, als die Alten selbst. Sobald einmal diese rührende und wechsel-

seitige Freundschaft zwischen uns errichtet war, so beschäftigte ich mich einzig und allein mit ihnen. Ich beobachtete ihre Handlungen, vergnügte mich an ihren Schnäbeln, und so vergaß ich mich oft selbst bey ihnen, und träumte in meiner Einbildung ihre Vergnügungen.

Alle Bediente von der Bastille kamen zu mir, um dieses Schauspiel mit anzusehen, und verwunderten sich über meine Geschicklichkeit. Ich hatte mein Vergnügen daran, wenn ich sie über die Lustbarkeit, die ich mir damit machte, in Verwunderung setzen konnte. Da sie wenig Gefühl hatten, so konnten sie sich keine Vorstellung davon machen. Den Daragon verdroß es, daß ich hieran ein Vergnügen hatte, und er nahm sich vor, mich in demselben zu stören. Dieser Elende war außer sich vor Bosheit, wenn er sah, daß nicht jeder Pulsschlag für mich eine neue Marter war. Er hatte einige von den Vorgesetzten auf seiner Seite, gegen welche er sich schmiegte, und welche ihn zu allen seinen Infamien berechtigten. Alles, was er sich unterstand, das hieß man gut. Er nahm sich also vor, mich um meine Tauben zu bringen, oder mich die Erlaubniß, sie halten zu dürfen, theuer bezahlen zu lassen. Ich schenkte ihm alle Sonntage eine von den sieben Bouteillen Wein, die ich wöchentlich empfing; er war so unverschämt und forderte vier. Ich

stellte

stellte ihm vor, daß ich bey meiner gegenwärtigen Kraftlosigkeit dieses Labsal und diese Stärkung unmöglich entbehren könnte. Nun, sagte er hierauf, so wolle er auch keine Körner mehr für meine Tauben kaufen, wenn ich ihm auch viermal so viel Geld dafür geben würde. Ich wurde über diese Unverschämtheit aufgebracht, und antwortete ihm ein wenig herzhaft. Er ging fort, schäumte vor Bosheit, kam aber bald wieder, und kündigte mir an, daß er von dem Gouverneur den Befehl hätte, meine Tauben zu erwürgen. Bey diesem Worte war meine Verzweiflung entsetzlich; ich war ganz von Sinnen, und ich hätte mein Leben darum gegeben, wenn ich meine nur allzugerechte Rache an diesem Ungeheuer hätte auslassen können. So wie er eine Bewegung machte, diese unschuldigen Opfer meines Unglücks zu ergreifen, so fiel ich drüber her, nahm sie, und erwürgte sie in meiner Wuth selbst.

Dieses war vielleicht der abscheulichste Augenblick in meinem ganzen Leben. Wenn ich daran dachte, so zerriß es mir das Herz. Ich wollte damals einige Tage lang keine Speise genießen. Die Wehmuth und die Erbitterung bemächtigten sich wechselsweise meines Herzens; statt zu seufzen heulte ich, und verabscheute die Menschen.

Wir bekamen bald darauf einen neuen Gouverneur, und diese Veränderung bewirkte auch eine Veränderung in unserem Schicksal. Der Graf von Jumilhac, der recht gemacht war, einem solchen Posten Ehre zu bringen, war großmüthig und mitleidig; er gab sich mit seinen Gefangenen ab, und allezeit suchte er ihre Leiden zu lindern, und sie zu beruhigen. Es schien, als ob ihm mein Unglück zu Herzen ginge, er versprach, für mich zu sorgen, und hielt, wie er immer gewohnt war, mehr als er versprochen hatte.

Er verschaffte mir eine Audienz bey dem Polizeylieutenant, dieses war damals Herr von Sartines; und dieser tritt nunmehr auf, und wird künftig in der Geschichte meines Lebens eine große Rolle spielen.

Er hörte meine Erzählung aufmerksam an; vornehmlich machte mein militärisches Projekt einen starken Eindruck auf ihn. Er gab mir die Versicherung, daß, sobald ich meine Freyheit würde erhalten haben, er mir zu einer, meinem geleisteten Dienste angemessenen Belohnung behülflich seyn wollte, und dieses Wort gab er mir im Beyseyn des Gouverneurs, des Lieutenants Ferrant, und des Majors Chevalier; dieser Letzte ist noch am Leben. Weiter versprach er mir, daß mir erlaubt

seyn sollte, oben auf den Thürmen, oder auf der Platforme der Bastille, täglich zwey Stunden spazieren zu gehen.

Mein Zutrauen zu ihm nahm stufenweise zu, so wie er in seiner Begegnung gegen mich weiter ging. Für diesmal gewährte er mir das erwähnte Vergnügen, bisweilen schien es, als wenn er mich mit Theilnehmung betrachtete. Ich bezeigte ihm dafür meine Erkenntlichkeit, und suchte ihm Proben davon zu geben, indem ich zum Beweis meines in ihn gesetzten Vertrauens zween neue Plane, die ich ausgesonnen hatte, seinen Bemerkungen unterwarf.

Der erste Plan hatte das Finanzwesen zum Gegenstand. Die Kassen waren damals eben so wie itzo erschöpft, in der größten Unordnung, und es fehlte durchaus an klingender Münze. Wie stolz mußte ich seyn, da ich in dieser neuern Zeit sah, daß der Grund, auf welchen ich damals baute, gerade eben derjenige war, auf welchem der neuerlich von der Nationalversammlung decretirte Finanzplan beruhet. Sie hat auf eine Zeitlang die Einführung des Papiergeldes gutgeheißen, und verordnet. Ich schlug eine Münze vor, die eben den Endzweck haben, zu eben dem Gebrauch dienen, und durch eben dieselben Mittel wieder eingewechselt werden sollte. Die Schwierigkeiten, die man mir entgegen halten

konnte, waren eben die, welche man der Nationalversammlung vorgestellt hat, um die neue Einrichtung zu hintertreiben. Ich beantwortete sie mit eben den Gründen, mit welchen dieselbe ihr System behauptet hat. Dieß war also mein Plan, den ich zu derselben Zeit aufgesetzt hatte, und der nach der Hand von einer Menge angesehener Personen gelesen worden ist, die die Sache bezeugen können.

Das zweyte Projekt, das mir den 17ten Julii 1777 von dem Kommissär Chesnon mit Gewalt weggenommen worden ist, betraf die Errichtung der Fruchtmagazine, wodurch den schrecklichen Uebeln im Staate, die schon der bloße Gedanke einer Hungersnoth nach sich zieht, vorgebeugt werden sollte. Ich hatte das allereinfachste Mittel angegeben, wie diese Magazine erbauet und angefüllt werden könnten. Man sollte nämlich eine leichte Auflage auf die Heirathen legen, welche zwar nicht erzwungen werden sollte, aber gewiß von reichen Leuten, oder solchen, die reich scheinen wollen, herzlich gern gegeben worden wäre, denn ich hatte die List gebraucht, die Eitelkeit dabey zum Grunde zu legen. Man wird kaum begreifen können, was für eine erstaunende Summe ich durch eine leichte und ganz natürliche Berechnung herausbrachte. Wie viele nützliche Wahrheiten, die man nicht achtet oder mißkennet,

würden nicht auf diese Weise durch die bloße Zusammenstellung in einem großen Lichte erscheinen! Ich gab zuverläßige Mittel an, wie man bey einem Mißwachs jede Provinz in Frankreich, jede Stadt, jedes Schloß, jedes Dorf, vor der Hungersnoth bewahren könne. Was würden wir uns nicht von dergleichen Einrichtungen, besonders gegenwärtig versprechen können, da die Wuth unserer Feinde es sogar, abscheulicher Weise, darauf anträgt, uns auszuhungern, und die Güter, welche uns die Natur schenkt, unnütz zu machen, damit das Volk in einer Anwandlung von Verzweiflung gezwungen werden möge, die Grundsäulen unsers künftigen Wohlstandes niederzureißen.

Wenn man die unbeschreiblichen Vortheile, die dergleichen Magazine gewähren, erst zu beweisen nöthig hätte, so könnten wir uns auf einen kleinen Staat, der seitdem zu unsern Provinzen gezogen worden ist, berufen. Lothringen hatte ehemals eine Einrichtung von dieser Art der wohlthätigen Fürsorge eines Souverains zu verdanken, dem man erlaubt hatte, es auf eine Zeitlang glücklich zu machen. Dieser brachte es unter einer guten Administration, mit einem geringen Fond dahin, daß die Provinz mit Hülfe der Früchte, die diese Einrichtung in kurzer Zeit verschaffte, allezeit eine mehrere Jahre

dauernde Theurung aushalten konnte. Nach dem Tode des Königs Stanislaus hat man diese Magazine eingehen lassen, und Lothringen hat seit dieser Zeit eben die schreckliche Hungersnoth, wie alle andere Provinzen, erfahren. Dieses Staatsverbrechen, worüber es mehr als einmal seufzete, hat der Gouverneur, welcher es damals unterdrückte und sein Obergericht begangen, welches sich dadurch desselben mitschuldig gemacht hat, weil es die Feigheit hatte, es zuzulassen *).

Einige Zeit darauf, als ich dem Herrn von Sartines die beiden Aufsätze über die erwähnten Projekte hatte zustellen lassen, kam der Adjutant von der Bastille, Herr Falconet, zu mir, that

*) Der Gouverneur von Lothringen war damals der Herr de la Galaiziere, gegenwärtig Gouverneur vom Elsaß. Der Redacteur dieser Geschichte, welcher diese Thatsache angeführt hat, ist dafür Bürge. Er hat sie in der Hauptstadt von Lothringen, seinem Vaterlande, wo er bis itzo sich aufgehalten hat, selbst erlebt. In seinen jüngern Jahren zielte er, in der Lobrede auf Sully, auf diese Wahrheit; man hat ihm Stillschweigen auferlegt. Gegenwärtig aber, wo man reden darf, wie man denkt, und denken darf, wie man überzeugt ist, macht er sie bekannt, und befriediget dadurch das Bedürfniß, das er immer gehabt hat, seiner Ueberzeugung zu folgen, und seinen Unwillen auszulassen, den der Gedanke von Unterdrückung immer in ihm erregt hat.

mir die Ehre an, sich in meinem Gefängniß mit mir in ein Gespräch einzulassen, und sagte in diesen eigenen Ausdrücken zu mir: „Wenn Ihnen der Herr „von Sartines eine Pension von funfzehnhun„dert Franken, richtig ausgezahlt, aber „richtig ausgezahlt, aussetzte, würden „Sie wohl Ihr Projekt von den Magazinen ihm ab„treten?“

Da mir der Kopf von meinen Ideen voll war, und ich durch diese Frage ins Feuer kam, so antwortete ich ihm auf der Stelle und ohne mich zu besinnen, daß ich um funfzigtausend baare Thaler nicht der Ehre entsagte, dieses Projekt gemacht zu haben. „Allein,“ versetzte der Adjutant, „in Ihren „gegenwärtigen Umständen! Wenn ich an Ihrer „Stelle wäre, ich hielte es für ein nur zu großes „Glück, so belohnt zu werden.“ — „Das glaube „ich wohl,“ war meine Antwort; „und ich würde „es auch herzlich gern annehmen, wenn ich Falco„net wäre.“

Sobald er fortgegangen war, so dachte ich über meine unschickliche Antwort nach. Diese Unbesonnenheit konnte mir Verdruß verursachen: um also diesem vorzubeugen, oder mir meine Furcht zu vertreiben, bat ich mir noch einmal den Pater Griffer aus, mit dem ich bey seinem ersten Besuche Ursache

hatte zufrieden zu seyn. Ich erzählte ihm, was wir mit einander gesprochen hatten, und er kam auf eben die Gedanken, wie ich. „Seit der Zeit, da „Sie auf der Bastille sind, hätten Sie dieselbe „doch wohl kennen lernen sollen. Ganz gewiß ist der „Offizier von dem Herrn von Sartines zu Ihnen „geschickt worden. Er mag nun Ursachen gehabt ha„ben, welche er wolle, so wird ihn Ihre Weige„rung und die Art, mit welcher Sie dieselbe vorge„bracht, in eine üble Laune gesetzt haben, und ich „fürchte, es wird Sie gereuen.“

Ich habe nachher nicht das geringste mehr von diesem Projekte sprechen hören; dafür hörte ich aber auch nichts mehr von den Versprechungen, die mir Herr von Sartines gethan hatte. Da mir sein Stillschweigen unerträglich wurde, so ließ ich Briefe und Bittschriften an ihn ergehen; er antwortete aber nicht darauf. Einsmals machte ich einen Umschlag über die vier und zwanzig Buchstaben des Alphabets, und bat ihn, mir zu wissen zu thun, wie ich sie zusammensetzen müßte, um ihn zu erweichen, und an sein Versprechen zu erinnern.

Es ist leicht zu begreifen, daß er mir auf diese Epistel eben so wenig als auf die andern geantwortet hat; dem ungeachtet aber änderte man nichts an meinem Schicksal, und was man mir einmal erlaube

hatte, das verwehrte man mir nicht. Ich hatte die Erlaubniß, auf den Thürmen spatzieren zu gehen, dieß war eine Gnade, die man nur Personen von Stande genießen ließ; die ordinären Menschen, die Glieder des Tiersetat, durften nur in den Höfen herumgehen, wo man keine Aussicht hat, da man hingegen von der Platform aus den ganzen reichen Grund übersehen kann, wo Paris mitten inne liegt.

Man hat genug ausführliche Beschreibungen von der innern Zucht der Bastille. Da ich hierüber nichts neues zu sagen weiß, so will ich sie nicht wieder aufwärmen. Es sey mir aber wenigstens erlaubt, ein Wort von der Kost zu sagen, die man darinnen giebt; denn dieser Gegenstand kann wohl ein besonderes Kapitel in der Geschichte meiner Leiden ausmachen.

Die Nothwendigkeit, Speise zu sich zu nehmen, wurde denen, die auf der Bastille oder überhaupt in einem jeden Staatsgefängniß gefangen saßen, zu einer von ihren Martern: nicht, als ob man nicht reichlich mit Nahrungsmitteln versorgt würde, sondern weil sie so nachläßig und unreinlich oder vielmehr auf eine solche Art zugerichtet wurden, die wenigstens zu erkennen gab, daß man sich nichts daraus machte. Was die Kost noch mehr verleidete,

und allein einen Ekel beybringen konnte; war das ewige Einerley, mit welchem man immer die nämlichen Gerichte auftischte, und das mit einer solchen geometrischen Genauigkeit, daß ein Gefangener auf ein ganzes Jahrhundert hätte voraus sagen können, was man Montags, Dienstags und alle übrigen Tage in der Woche bekommen würde. Da gab es Rindfleisch, das nach dem Hackstock roch, nicht gargekocht oder ausgetrocknet war; Zugemüse, bey dem man nicht gewußt hätte, daß es mit Butter gekocht worden wäre, wenn man sie nicht an ihrer Stärke gerochen, und allezeit Magenbeschwerden davon gehabt hätte; Fische, die manchmal stinkend, allezeit aber ohne Kraft und ohne Geschmack waren; Schweinsfüße, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, abzuschaben; oder endlich manchmal schlechtes halbgares Backwerk; die Suppen und der Wein waren abscheulich. Dieß ist der ordinäre Tisch an diesen Orten, wo doch der König für jeden Gefangenen täglich sechs bis zehn Livres Kostgeld bezahlt. Es mögen nun entweder die Gouverneurs die üble Beschaffenheit der Kost nicht kennen, weil sie sich nicht die Mühe geben, darüber die gehörige Aufsicht zu halten, oder sie mögen vielmehr aus schändlichem Geiz sie gut heißen, so war es doch allemal sehr grausam, sich aus den Martern der Gefangenen ein Spiel zu machen, dieselben zu verviel-

fältigen und zu vergrößern, und ihnen also den einzigen Genuß, dessen sie fähig waren, zu vergällen.

Ich will mich nicht über diese Nebendinge beschweren, sie trugen zwar vieles dazu bey, mir meine Gefangenschaft unerträglich zu machen, es war mir aber nicht allezeit möglich darauf zu achten, weil die Jahre meines Leidens mit so vielen unglaublichen Begebenheiten angefüllet waren, wovon immer eine auf die andre folgte, oder die sich vielmehr alle zusammenhäuften, um mein Herz zu zerfleischen.

Einsmals ließ ich mich bey meinem Spatziergange mit der Schildwache, die mich bewachte, in ein Gespräch ein. Sie wußte nicht, wer ich war; sie hatte unter meinem Vater gedient, und meldete mir, daß derselbe gestorben wäre. Dieser Donnerschlag, auf den ich gar nicht vorbereitet war, schlug mich zu Boden, und ich fiel in Ohnmacht.

Ich wußte, daß mein unglücklicher Vater alle ihm mögliche Mittel versucht hatte, meine Unterdrücker zu erweichen; ich schmeichelte mir immer, daß sie über lang oder kurz sich von seinem Bitten und Flehen würden rühren lassen; und auch diese Hofnung, die einzige, die mir vielleicht noch übrig war, wurde mir benommen! Täglich mußte ein neuer Zufall meine Ketten fester anschließen, und sie mir

schwerer machen. Es schien, als ob die ganze Natur sich wider mich verschworen hätte, und alle ihre Kräfte anwendete, um mich vollends ganz nieder zu drücken und zur Verzweiflung zu bringen.

Ich habe gesagt, daß mir durch den Tod meines unglücklichen Vaters meine letzte Hofnung wäre geraubt worden. Ach, sollte ich diejenigen Hofnungen vergessen, die ich in der übergroßen Zärtlichkeit meiner Mutter fand? Meine Thränen benetzen gegenwärtig eine Menge von ihren Briefen, die ich vor mir liegen habe. Man mußte Mutter seyn, wenn man so empfinden und sich so ausdrücken wollte. Das Herz brach ihr, und sie suchte mich noch zu trösten. Sie peinigte alle Minister mit ihrem Geschrey und Flehen. An Herrn Berryer schrieb sie, in einem Brief vom 17. Junii 1758.

„Soll ich mich denn ins Grab legen, und mei„nen Sohn, meinen lieben Sohn, den ich so „zärtlich liebe, nicht mehr sehen? Ach was für „schreckliche Leiden macht mir sein Unglück! Sein „trauriges Schicksal bringt mich ums Leben!“

Wir wollen hören, wie sie sich unter ebendemselben Datum an meine Verfolgerin wendet:

„Madame! Mein Sohn beseufzet schon seit lan„ger Zeit in der Bastille sein Unglück, Sie belei-

„digt zu haben, und ich beseufze es noch mehr,
„als er selbst. Sein trauriges Schicksal martert
„mich Tag und Nacht; ich empfinde seine Leiden
„in ihrer ganzen Bitterkeit, ohne an seinem Ver-
„gehen Theil gehabt zu haben. Was sage ich?
„Ach, ich weiß nicht einmal, worin er Ihnen miß-
„fällig gewesen ist; er war damals noch jung,
„und sicherlich hat er sich von Andern dahin reißen
„lassen. Ach! wie viel anders wird er itzt denken!
„Das Nachdenken eines Gefangenen ist von den
„eiteln Gedanken eines jungen Menschen, der
„seine Freyheit hat, sehr verschieden. Wenn Er
„nicht Verzeihung verdienen sollte, Madame könnte
„Ich sie nicht an seiner Statt verdienen? Lassen
„Sie sich doch mein Schicksal zu Herzen gehen, er-
„barmen Sie sich einer gebeugten Mutter; lassen
„Sie sich durch meine Thränen erweichen. Der
„Tod wird mir bald die Augen zudrücken; lassen
„Sie die Begnadigung meines Sohnes nicht an-
„stehen, bis ich im Grabe liege. Ich habe nur
„dieses einzige Kind, den einzigen Abkömmling die-
„ses Stamms, die einzige Stütze meines Hauses,
„die einzige Hofnung in meinem Alter. Schen-
„ken Sie mir ihn wieder, Madame; Sie sind
„so gut!“

Ach, meine Mutter! Sie sprechen von ihrer Güte,
Sie erniedrigen sich bis zu diesem Zwang! Großer

Gott! So kann denn die Zärtlichkeit einer Mutter sich so überweit erstrecken?

„Verweigern Sie mir nicht meinen Sohn, Madame, den einzigen Trost in meinem Alter, „schenken Sie ihn zur Gnade meiner Bekümmerniß, schenken Sie ihn meinen Seufzern, „schenken Sie ihn meinen Thränen, schenken „Sie ihn meinen Herzstößen!“

Und dieses Ungeheuer konnte unerbittlich bleiben!

Viele andre Personen hielten um meine Befreyung an. Meine Anverwandten, meine Freunde brachten es mehr als einmal dahin, daß einige von ihren oder des Herrn von Sartines Creaturen sich für mich verwendeten, aber allezeit schreckte man sie mit diesen Donnerworten ab: „Hüten Sie sich, „für diesen Unglücklichen um Gnade zu „bitten; Sie würden sich entsetzen, „wenn Sie seine Verbrechen wüßten.“ Es war also diesen schändlichen Verfolgern nicht genug, nur meinen Leib zu martern; sie suchten mich auch zu brandmarken und um meine Ehre zu bringen! Sie haben ihre Abscheulichkeit so weit getrieben, daß sie mich von meiner Familie entfernten, daß sie mich mitten auf der Erde in eine Einöde versetzten, daß sie mich der ganzen Welt zu einem Ab-

schen und Gräuel darstellten, und ich war unschuldig!

Meine Seele, die lange Zeit in diesem grausamen Nachdenken versunken war, erwachte einsmals bey einem Strahl von Hofnung, der sie anschimmerte und ihr einigen Trost einflößte. Ich habe schon zu erkennen gegeben, wie ich die geringste Idee, die mir ein Mittel zu meiner Befreyung zeigte, fest halten konnte. Ich wurde gewahr, daß es möglich wäre, oben von den Thürmen, wo ich spatzieren ging, ein Paket in die Antonsstraße zu werfen. Allein dieß war erst Ein Schritt, mit dem noch nichts ausgerichtet gewesen wäre. Es mußte auch etwas in das Paket eingeschlossen werden, und auch dießmal hatte ich weder Feder und Dinte noch Papier. Man hätte auch den ungefähren Zufall lenken müssen, der für sich allein nicht gerade in dem Augenblick, da ich das Paket hinüber warf, eine rechtschaffene Person in die Antonsstraße gegen mir über geführt haben würde, und diese Person hätte noch dazu großmüthig genug seyn müssen, um sich eines unbekannten Unglücklichen anzunehmen; sie hätte mitleidig genug seyn müssen, um mir einen Dienst zu erweisen, und für mich besorgt zu seyn; sie hätte zugleich auch Herzhaftigkeit genug besitzen müssen, um meinen Feinden trotzen zu können; und endlich hätte ich dann auch die Wachsamkeit meiner Wäch-

ter, die mich nicht einen Augenblick aus den Augen ließen, und die gelernt hatten, daß mir nicht zu trauen wäre, noch einmal hintergehen müssen. — Man hat schon gesehen, daß mich keine Schwierigkeiten abschrecken konnten, und auch hier fand ich keine, die mir hätten den Muth benehmen sollen.

Mein erstes war, daß ich mir meine Begleiter auf meinem Spatziergang vom Halse zu schaffen suchte. Gemeiniglich begleitete mich Herr Falconnet, von dem ich schon gesprochen habe, mit einem Unteroffizier. Falconnet war der Mann nicht, der verdient hätte geschont zu werden; er war noch unter seinem Posten, der für sich selbst nur sehr wenig über die gemeine Klasse erhaben war. Einer seiner geringsten Fehler war der, daß er ein großer Schwätzer war. Wenn er einen Gefangenen begleitete, so verließ er ihn nicht eher, als bis er ihm alle seine großen Thaten, und seinen dadurch erworbenen Ruhm, hundertmal vorgesagt hatte. Es war eine schwere Sache, mich von diesem Menschen loszumachen, und ihn von seiner Thorheit, mir alle Tage seine Lobrede zu halten, abzubringen. Ich schlug den Weg ein, daß ich ihm alles widersprach; alle Thatsachen, die er vorbrachte, läugnete, und ihn bey jedem Wort mit Spöttereyen stichelte. Dieses Mittel half. Wenn er von mir ging, so war er allezeit über mich aufgebracht, und

endlich

endlich verdammte er sich selbst bey mir zum Still-schweigen. Dieß war aber noch nicht hinlänglich. Ich mußte ihn auch gewöhnen, daß er mir nicht auf jeden Schritt nachging, und dieses hielt noch viel schwerer; denn hier mußte er seine Schuldigkeit thun, und da ich ihm die Lust benahm, mit mir zu sprechen, so wußte er dafür nichts beßres zu thun, als seiner Schuldigkeit nachzukommen; inzwischen fand ich doch noch ein Mittel, das einschlug. Ich ging nämlich auf meinen Spatziergängen so geschwind als möglich, oder lief vielmehr. Das erstemal wollte Falconnet mir diese Uebung wehren. Er rief mir: „gehen Sie nicht so geschwind," und ich antwortete ihm: „gehen Sie nicht so langsam; ich „gehe nicht Ihretwegen spazieren, sondern Sie sind „meinetwegen hier, und ich muß machen, daß ich „in Schweiß komme." Er mußte mich wohl gehen lassen, und nach und nach wurde er es gewohnt, daß ich laufen und springen konnte, wie ich wollte. Er für sich ging seinen Schritt, und weil er nicht mit mir schwatzen konnte, so hielt er sich dafür bey meinem andern Wächter schadlos, und beide gaben bald so wenig auf mich Acht, daß es ihnen gar nichts fremdes mehr war, wenn sie mich gerade gegen sich über auf der Plattform sahen; ich verweilte mich daselbst manchmal eine ganze Viertelstunde, während dem sie bey ihrem Gespräche in Hitze kamen, mich dar-

über aus dem Gesichte verloren, und sichs gar nicht mehr einfallen ließen, nach mir zu sehen.

Nachdem ich auf diese Art die erste Batterie aufgerichtet hatte, so ging ich darauf aus, wie ich jemand ausfindig machen möchte, der mich vernehmen könnte und auch wollte, und der gleich so aussähe, daß ich ihm das Geheimniß meines Lebens anvertrauen könnte. Ich konnte von der Plattform aus deutlich die Zimmer in den umliegenden Häusern unterscheiden. Ich befleißigte mich alle die Personen kennen zu lernen, die sie bewohnten, und vornehmlich sahe ich mich zu Ausführung meines Vorhabens nach Frauenzimmern um. Ich hätte gern gesehen, daß sie noch jung gewesen wären; ihr liebendes und sanftes Herz ist des Mitleids fähiger; das Unglück rührt sie lebhafter; ihr Gefühl wird nicht so geschwind müde, und macht sie zu größern Anstrengungen fähig. Die Natur giebt uns diese Wahrheiten ein; ich fühlte sie damals, allein ich kannte sie noch nicht. Wie gut habe ich nach der Hand erlernet sie zu ergründen! Wie sehr haben Sie mich davon zu überzeugen gewußt, o Sie! wahrhaft heroische Frau *), die Sie meine Bande

*) Madame Legros, deren Betragen gegen mich vielleicht alles übertrifft, was wir in den Annalen der Tugend je unserer Bewunderung würdiges finden. Die nähern Umstände werden in der Folge dieser Geschichte am gehörigen Orte eingerückt werden.

zerbrochen haben; Sie, die, ohne mich zu kennen, und auf die bloße Erzählung meiner Unglücksfälle, ohne Freunde, ohne Fürsprache, ohne Glücksgüter, ohne einen andern Leiter als Ihr Herz, meine Feinde mit Ihrer Tugend darniedet geschlagen und ihrer Wuth getrotzt haben; Sie, mit der mein Herz und alle andre Herzen ohne Unterlaß zu beschäftigen, mir ein so dringendes Bedürfniß geworden ist. Ach! wie sehr hält meine für meine Ungeduld allzulangsame Feder den Augenblick auf, da ich durch Ihr Beyspiel werde zeigen können, bis auf welchen Grad ein wohlthätiges, von einem lebhaften aber so seltenen Gefühl belebtes Wesen, hier auf Erden das erhabene Bild der Gottheit darstellen könne.

Ein glücklicher Zufall kam mir sogar über meine Erwartungen zu statten. Ich bemerkte in einem Zimmer zwey junge Frauenzimmer, die für sich allein arbeiteten. Ihre Gesichtsbildung kam mir sanft und artig vor, und ich betrog mich nicht. Als die eine davon ihre Augen auf die Seite wendete, wo ich war, so warf ich ihr mit meiner Hand einen Gruß zu, und suchte ihm ein ehrbares und ehrerbietiges Ansehen zu geben. Sie benachrichtigte hievon sogleich ihre Schwester, und als hierauf beide zugleich nach mir hinsahen, so grüßte ich sie auf die nämliche Art, und beide erwiederten es mit einer

theilnehmenden und gutherzigen Miene. Von diesem Augenblick an errichteten wir unter uns eine Art von Korrespondenz. Ich machte ihnen täglich meinen Besuch, und beide stellten sich eben so pünktlich ein. Sie verstanden meine Zeichen vollkommen, und gaben mir durch die ihrigen auf die ausdrückendste Weise zu verstehen, daß sie mir gern ihre Dienste anbieten wollten. Ich bedeutete sie durch ein Paket, welches ich ihnen zeigte, und das ich, wie sie mir zu verstehen gaben, hinüber werfen sollte, daß es noch nicht die rechte Zeit sey, daß ich ihnen aber bald ein andres zuwerfen würde.

So bald ich wieder in meine Stube gekommen war, so dachte ich auf Mittel, von ihrem guten Willen Gebrauch zu machen. Ich wußte eigentlich selbst noch nicht recht, auf welche Art ich das Vermögen, mich außerhalb des Bezirks meines Gefängnisses vernehmlich zu machen, benutzen wollte. Nachdem ich einen Augenblick darüber nachgedacht hatte, so blieb ich bey einem Gedanken stehen, der mir den einzigen Weg zu zeigen schien, den ich noch einschlagen konnte.

Es würde außer allem Zweifel ganz vergeblich gewesen seyn, wenn ich mich noch ferner um irgend eine Vermittelung bemühet hätte, ich hatte dieses schon gar zu oft und allezeit vergeblich versucht; es

schien vielmehr, als ob meine Verfolgerin durch meine Bemühungen, sie zu besänftigen, nur noch mehr aufgebracht würde, und alle die Thränen meiner Freunde, die inständigen Bitten meiner Gönner, hatten zu weiter nichts gedient, als sie mehr in Harnisch zu jagen, und ihren Haß wirksamer zu machen. Da ich sie nicht erweichen konnte, so nahm ich mir vor, sie zittern zu machen. Ich konnte mitten von meinem Kerker aus, sie den Augen von ganz Frankreich, das ohnehin sehr erbittert auf sie war, blos stellen, und sie ihrem Liebhaber ganz nackt zeigen, der, wenn er sie in ihrer Häßlichkeit gesehen hätte, sich vor ihr entsetzt haben würde. Sie war auf dem Thron, und ich in Ketten; sie konnte über meine Tage gebieten, und ich konnte über ihre Ehre gebieten, oder vielmehr, damit dieses ehrwürdige Wort nicht entweihet werde, ich konnte ihr die Maske vom Gesichte reißen, die sie statt derselben vorhielt. Ich durfte nur die Geschichte ihrer Herkunft *) und

*) Sie war aus der niedrigsten Volksklasse, und hatte einen Perükenmacher, Namens le Norman, zum Manne. Ihr Vater hieß Poisson, und zog ihr, da er nach ihrer Erhebung seinen Aufenthalt bey Hofe bekam, durch sein tölpelhaftes Wesen manche Demüthigung zu. Er wurde einmal von einer Schloßwache, die ihn nicht kannte, angehalten: „Ich bin ja,“ sagte er, „der Vater von des Königs Mätresse.“ Ueb.

ihrer Schmach, die mir bekannt war, in sichere Hände spielen. Wenn sie mir das Leben genommen hätte, so mußte sie sich vor meinem letzten Seufzer fürchten; er würde schrecklich für sie gewesen seyn, und erst in meinem Grabe würde ich ihr furchtbar geworden seyn. Nichts hätte alsdann die Streiche aufgehalten, mit welchen ich sie hätte zu Boden schlagen können. Die guten Freunde, in deren Schooß ich mein Rachschwert niedergelegt hätte, würden sie von diesen Gefahren benachrichtiget und ihr nur so viel Zeit gelassen haben, daß sie denselben hätte zuvorkommen und mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen können. Ich sah sie schon mich um Gnade anflehen, und den Arm aufhalten, der das Schwert zuckte. Ich sah dieses stolze Weib sich zu meinen Füßen niederwerfen, mir meine Bande selbst losmachen, und mein Stillschweigen und ihre Begnadigung durch eine Menge Niederträchtigkeiten erkaufen. Schon genoß ich das Glück, ihr zeigen zu können, daß ich sie zu sehr verachtete, als daß ich sie der Strafe würdigte.

Ich hatte gute Freunde, auf deren Eifer und Herzhaftigkeit ich mich verlassen konnte. Ich nahm mir vor, diesen Aufsatz vornehmlich an den la Beaumelle zu addressiren, der durch seine schätzbaren Werke, und durch den Haß des Herrn von Voltaire, in der gelehrten Welt zu seinem Vor-

theil bekannt geworden ist. Voll von diesen Ideen, beschäftigte ich mich diese Arbeit in Ordnung zu bringen. Ich gestehe, daß ich sie mit meiner ganzen Seele machte, und meine Feder in die Galle tauchte, mit der sie überschwemmt war.

Als ich zur Ausführung schreiten wollte, so fiel mir erst bey, daß ich noch keines von den zum Schreiben nöthigen Stücken hatte. Ich setzte diesem Hinderniß die Unterstützung entgegen, mit welcher ich zu allen Zeiten alle Hindernisse überstiegen habe; ich meyne die Geduld, und ein immer angestrengtes Nachdenken über einen und ebendenselben Gegenstand. Und auch dießmal gelang es mir, und ich erreichte meinen Zweck.

Täfelchen konnte ich nicht mehr dazu gebrauchen, ich hätte deren eine allzugroße Anzahl nöthig gehabt, ich würde mehr Schwierigkeiten gehabt haben, sie so lange zu verbergen, bis ich sie alle vollgeschrieben hätte, und dann würden sie auch zuverläßig in Stücken gegangen seyn, wenn ich sie oben vom Thurm auf das Pflaster geworfen hätte. Ich hatte aber Bücher. Herr von Sartines hatte mir erlaubt, mir einige zu kaufen; ich riß die Blätter aus und schrieb auf den Rand und zwischen die Zeilen. Ich hätte mich statt der Feder wieder, so wie das erstemal, der Karpfengräten bedienen können; allein ich

fand, daß man mit denselben nicht fein schreiben konnte, wie doch zwischen die Linien eines gedruckten Buches geschrieben werden mußte. Ich bediente mich also eines andern Hülfsmittels. Ich nahm ein Zwey-Liardstück, schlug es so dünne wie ein Blatt Papier von der Größe eines Thalers, bog es hierauf zusammen, und machte eine vortrefliche Feder daraus, von der Art, wie man täglich in den Reißzeugen sieht. Nun fehlte mir nur noch die Dinte. Ich zitterte, meine Zuflucht wieder zu einem so grausamen Mittel, wie das erstemal, zu nehmen. Denn außerdem, daß es mich sehr schmerzte, wenn ich zu wiederholten Malen mit dem Dorne mir die Finger durchstach, so war ich lange in Furcht, es möchte sich der Krebs ansetzen; und dieses hätte ich bey einer zweyten Operation noch weit mehr zu befürchten gehabt. Ich mußte also abermal auf eine neue Erfindung ausgehen. Ich hätte wohl Dinte von Ruß machen können; aber wo sollte ich den herbekommen? Seit acht Jahren bekam ich weder Feuer noch Licht. Meine Feinde, deren gewöhnlichster Gedanke war, ich würde noch Mittel erfinden, aus der Hölle zu entkommen, hatten bey geschärftester Strafe verboten, mir nicht einen Stecknadelknopf unter den Händen zu lassen, und ich mußte aus Nichts Etwas machen, wenn ich ihre Aengstlichkeit rechtfertigen wollte.

Fürs erste suchte ich Schwamm zum Feuerschlagen zu bekommen. In dieser Absicht wendete ich heftige Zahnschmerzen vor, und bat den Unteroffizier, der, wenn er mit mir oben auf den Thurm herumging, Tabak rauchte, daß er mir seine Pfeife liehe, um mir damit eine Linderung zu schaffen. Ich bat ihm zugleich mich stopfen und anzünden zu lassen. Er war's zufrieden. Seinen Stahl und Stein konnte ich in zwar nicht nehmen, ich entwendete ihm aber ein Stückchen Schwamm. Da ich einmal diesen kleinen Schatz besaß, so dachte ich auf nichts, als mir Feuer zu machen. Bey meiner Zurückkunft in meine Stube stellte ich mich, als wenn ich eine entsetzliche Kolik hätte, und ließ den Wundarzt rufen. Er verordnete mir Oel, und dieß war eben das, was ich haben wollte. Ich hatte einige Töpfchen von Fayence, worin Pomade gewesen war; ich machte einen Dacht darein; dann drehte ich eine Schnur von Fäden, die ich aus meinen Tüchern gezogen hatte, nahm ein Rohr aus meinem Stuhl, band die Schnur ganz locker daran, damit ich einen hölzernen Nagel, den ich an einem Ende zugespitzet, am andern aber abgerundet hatte, mit derselben umwinden konnte, und verfertigte mir also eine Art von Fiedelbogen. Auf einem meiner Spatziergänge hatte ich mich mit ein Paar Stückchen sehr trocknen Holzes, die ich von der Lavette einer

Kanone *) genommen hatte, versehen. Ich hatte sie so zugerichtet, daß die Spitze des hölzernen Nagels in sie hineingehen konnte. Nachdem ich solchergestalt alles in Bereitschaft gesetzet hatte, so nahm ich die beyden Stückchen Holz zwischen meine Knie, setzte auf das abgerundete Ende des Nagels einen Becher, den ich mit der linken Hand fest hielt, zog und trieb hierauf meinen Fiedelbogen; dieses machte daß der Nagel herumging; und weil ich ihn sehr geschwind hin- und hertrieb, so wurde er in kurzer Zeit warm, und steckte die beiden Stückchen Holz in Brand. Ich zündete davon meinen Schwamm an, legte ihn in ausgezupfte Leinwand, die ich dazu in Bereitschaft hatte, blies sie an, und erhielt Feuer, womit ich meine Lampe anzünden konnte.

So wie ich dieses Licht sah, so war ich nicht mehr Herr über meine Bewegungen; ich hüpfte und tanzte um dasselbe herum, und hatte einige Augenblicke nöthig, um meine Sinne zur Ruhe zu bringen, und den glücklichen Wahnsinn, in dem ich umher taumelte, zu vertreiben.

*) Es standen dreyzehn Kanonen oben, welche bey öffentlichen Feyerlichkeiten, z. E. bey erfochtenen Siegen, bey der Geburt eines Prinzen vom Geblüt rc., gelöset wurden. Ueb.

Ich setzte hierauf einen glasurten irdenen Teller, den ich mit Fleiß von meiner Abendmahlzeit zurückbehalten hatte, über die Lampe, um den Ruß darin aufzufangen; und so wie sich eine gewisse Menge davon angelegt hatte, so sammelte ich sie in einem Stückchen Papier, und so brachte ich innerhalb sechs Stunden eine ziemlich beträchtliche Düte voll Ruß zusammen. Ich wollte alsdann diese Schwärze mit Wasser anreiben, allein es war mir nicht möglich, sie schwamm immer oben und vermischte sich nicht mit dem Wasser. Endlich aber brachte ich es doch vermittelst ein wenig Syrups, den ich mir den andern Tag unter dem Vorwand, als ob ich einen heftigen Katharr hätte, geben ließ, dahin, und verschaffte mir, indem ich meine Schwärze mit Syrup und Wasser anrieb, eine vortrefliche Dinte.

Als ich nun alles beysammen hatte, was mir zum Schreiben nöthig war, so setzte ich die Schrift auf. Ich will mich über den nähern Inhalt derselben, der gegenwärtig nicht mehr interessiren kann, nicht einlassen. Das Publikum hat schon lange sein Urtheil über dieses Weib gefällt, und ich würde ihm nichts sagen können, worüber es sich verwundern, oder der Mühe werth halten würde, aufgebracht zu werden.

Dieser Geschichte meiner Verfolgerin fügte ich noch die nöthigen Anweisungen an den la Beaumelle bey, und im Fall dieser nicht anwesend seyn sollte, so addressirte ich alles an einen andern guten Freund, Namens Ritter von Mehegan: die Noten, die Anmerkungen, die Briefe, alles war im besten Stand. Endlich fügte ich noch eine besondere Instruktion für meine beiden liebenswürdigen Gönnerinnen bey. Ich bat sie, mit den angezeigten Personen gemeinschaftliche Sache zu machen, oder die Stelle derselben zu vertreten, im Fall sie dieselben nicht sollten ausfindig machen können, und sich für die Erhaltung meiner Freyheit bestens zu verwenden. Ich legte dieses alles in ein Paket zusammen, und steckte dieses in zwey lederne Säcke, wozu ich das Futter von einem Paar meiner Beinkleider genommen hatte. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich mir dieses Paket vom Halse schaffen könnte. Ich mußte befürchten alle Augenblicke ausgesucht zu werden, und wenn man diese Schriften bey mir gefunden hätte, so wäre ich auf ewig verloren gewesen. Ich mußte also sehr auf meiner Hut seyn, und List gebrauchen; und so entging ich dann doch endlich der Gefahr. Ich winkte meinen beiden Nachbarinnen einige Tage hinter einander, daß sie auf die Straße gehen und mein Paket in Empfang nehmen möchten. Sie wollten

mich aber nicht verstehen. Endlich aber, den 21sten Sept. 1763, wurde ich gewahr, daß die eine davon sich auf mein gegebenes Zeichen auf der Straße einfand; und in dem Augenblick, da mir meine Wächter den Rücken zukehrten, warf ich ihr mein Paket aus allen Leibeskräften, und zwar so geschickt zu, daß es ihr gerade vor die Füße fiel. Ich sah, wie sie darüber herfiel, es aufhob, und damit geschwinde auf ihr Zimmer ging, wo ihre Schwester auf sie wartete. Es dauerte keine Viertelstunde, so sah ich alle beide ausgehen, und mir mit den rührendsten Geberden zuwinken, daß sie das Paket an die angezeigten Addressen hintrügen.

Ich schrieb in dem Briefe, den ich an sie besonders gerichtet hatte, daß, sobald ich meine Freyheit würde erlangt haben, meine erste Pflicht und mein erstes Vergnügen seyn würde, ihnen meine Rührung über ihr edles Betragen zu bezeugen. Ach! Schon beynahe dreyßig Jahre liegt mir noch diese heilige Schuld schwer auf dem Herzen. Eine davon ist gestorben; die andre aber lebt noch, und befindet sich nicht in den besten Umständen. Ich konnte ihr bisher meine Dankbarkeit nicht anders, als mit meinem Herzen, ausdrücken. Meine verhaßten Verfolger haben mich durch ihre ununterbrochenen Grausamkeiten auf der Erde gewissermaßen isolirt,

und mir die Kränkung zugezogen, daß ich nur vom Almosen leben muß, und zu meinem innigsten Leidwesen diejenigen, welche so viele Sorgfalt für mich gehabt haben, in ihrem Schicksale nicht trösten noch ihre Tage verschönern kann. Sie leben im Ueberfluß und ich, ich — — — Ach! wenn sie mich doch wenigstens in den Stand setzten, so viele Wohlthaten nach Würden vergelten zu können. Das Urtheil, welches sie brandmarken und zur Schande und Schmach verdammen wird, ist noch nicht ausgesprochen; ich kann es zurückhalten: ich fühle es, ich kann ihnen um diesen Preiß verzeihen.

Mit welcher Ungeduld wartete ich auf den Augenblick, da ich meine Gönnerinnen wiedersehen würde! Als sie sich den folgenden Tag wieder zeigten, so machten sie mir vielerley Zeichen, die ich aber nicht verstand. Das Beste, was ich noch daraus abnehmen konnte, war, daß sie eine sehr vergnügte Miene annahmen, und mir dabey zu verstehen gaben, daß dieselbe blos mich angehe. Ihre Freude schien täglich lebhafter zu werden, ich konnte mich aber dabey nicht beruhigen. Dieses Zuwinken dauerte schon vierthalb Monat fort, und ich wußte immer noch nicht, wie ich daran war. Endlich, den 18. April 1764, Morgens ein Viertel auf zehn Uhr, sah ich sie sich an ihr Fenster setzen, und eine

Rolle Papier aufmachen, auf welcher ich deutlich diese Worte, die mit sehr großen Buchstaben geschrieben waren, lesen konnte:

Die Marquise von Pompadour ist gestern, den 17ten April 1764, gestorben *).

Es war mir, als wenn sich mir der Himmel aufgethan hätte. Ich ließ mir's gar nicht einfallen, daß man nur einen Tag anstehen lassen könnte, mich von meinen Banden zu befreyen. Ich hatte mich in meinem ganzen Leben keines Vergehens schuldig gemacht, das mir die Rache der Gesetze hätte zuziehen können. Mein ganzes Verbrechen bestand darin, daß ich dieses gebieterische Weib zum Zorn gereizt hatte; sie war nicht mehr. Hätte man glauben sollen, daß ihre Denkungsart sie überleben sollte. Herr Berryer hatte mir allezeit gesagt, und alle die, welche mich zu trösten suchten, wiederholten es, daß ihre Ungnade oder ihr Tod das Ende meiner Leiden seyn würde. Ich hielt mich davon so versichert, daß ich schon alle meine Sachen zusammenpackte, und jede Minute dachte, es würde

*) Es fiel sie auf einer Lustreise nach Choisi eine harte Krankheit an, die sich mit der Auszehrung endigte, alt 43 Jahr. Ueb.

einer kommen, und mir verkündigen, daß der Befehl zu meiner Befreyung angekommen sey. Wie erstaunte ich, da mehrere Tage verstrichen, ohne daß ich das geringste vernommen hätte! Ich schrieb auf der Stelle an den Herrn von Sartines; ich erinnerte ihn, daß, da ich nicht strafbar sey, und niemals einen Ankläger noch Richter in meiner Sache gesehen hätte, ich nicht anders als auf die bloßen Befehle der Marquise von Pompadour hätte eingesetzt werden können. Da aber diese nunmehr gestorben sey, so hoffte ich, daß mit ihrer Rache auch meine Gefangenschaft ein Ende nehmen würde *).

Alle Bediente auf der Bastille hatten den strengsten Befehl, den Gefangnen nichts von dem Tode der Marquise zu sagen. Wie erstaunte der Polizeylieutenant, als er meinen Brief las! Er kam gleich selbst gelaufen, und ließ mich vorführen; er fragte mich mit der größten Hastigkeit, wo ich diese Nachricht her hätte?

*) Dieß war auf der Bastille nicht Mode. War jemand der persönlichen Rache eines Mannes aufgeopfert worden, so verschaffte ihm auch sogar der Fall desselben keine Erleichterung. Sein Nachfolger war vielmehr darauf bedacht, eben dieses Mittel zu benutzen. Der Gefangene blieb in der Bastille, nicht blos darum, weil man wünschte, daß er darin bleiben mögte, sondern, weil er einmal darin war. Ueb.

hätte? Diese Frage, und besonders der Ton, mit welchem er sie vorbrachte, ließen mich befürchten, es mögte für diejenigen, die mir diese Nachricht gegeben hatten, von verdrießlichen Folgen seyn, wenn ich so schwach wäre, daß ich sie nennte. Ich gab daher dem Herrn von Sartines zur Antwort: es schiene, daß ihm an meinem Elend allzuviel gelegen wäre, als daß ich nicht den Beweggrund, der ihn dazu antriebe, errathen könnte; und daß ich nicht so einfältig wäre, um die Folgen nicht vorauszusehen, die mein Geständniß nach sich ziehen würde; er mögte mir lieber die Eingeweide aus dem Leibe reißen, als daß ich es gestände. Er drang in mich, und trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er mir sagte: „Reden Sie aus, Ihre Freyheit steht darauf." Ich war nicht mehr Herr über meinen Verdruß, und antwortete ihm: „Ich glaubte Mahomet den zweyten vor mir zu sehen, der zwölf seiner Sklaven den Bauch aufreißen ließ, um zu sehen, welcher von ihnen ihm fünf Feigen weggegessen habe." Er wußte nicht, was er hierauf sagen sollte, wurde roth, ging fort, und versprach, sich meiner anzunehmen.

Ich ließ einige Tage vorbeystreichen; als ich aber nichts weiter davon reden hörte, so schrieb ich an ihn, und überhäufte ihn mit Bittschriften und

Vorstellungen; ich wollte ihn, da er nicht zu erweichen war, durch meine Zudringlichkeit ermüden. Er ließ mir hierauf zur Antwort sagen, daß er mich nicht vergessen hätte, daß er wirksam für mich arbeite. Der Bediente, der mir diese Nachricht brachte, gab dem Worte wirksam vielen Nachdruck; er war etliche Mal gegenwärtig, als mir Herr von Sartines versprochen hatte, daß er für meine geleisteten Dienste eine angemessene Belohnung auswirken wollte. Ich nahm alsobald meine Feder zur Hand, und meldete dem Herrn von Sartines, „daß, wenn ich die Gewiß„heit, eine Belohnung zu erhalten, nur durch ein „paar Tage Gefangenschaft erkaufen sollte, ich hie„mit förmlich auf dieselbe Verzicht thäte; und daß, „wenn ich nach Verlauf von sechs Monaten hun„derttausend Thaler bekommen sollte, mir dieselben „viel zu theuer zu stehen kämen, wenn ich noch so „lange auf der Bastille zubringen sollte; daß ich „mir zur Gnade blos die mir in so vielen Betrach„tungen schuldige Gerechtigkeit ausbäte; daß ich „auf alles Verzicht thäte, alles verziehe, dafern „man mir meine Freyheit schenken würde."

Ich hörte weiter nichts mehr davon sprechen. Unter solchen Umständen währen einem die Tage sehr lang. Kann es wohl einen schrecklicheren Zustand geben, als wenn die mit Ungeduld, Hofnung und

Verzweiflung befangene Seele sich in dieser Verwirrung verliert, und unaufhörlich wieder in sich selbst zurückkehrt? Es schien, als ob es die Bedienten auf der Bastille selbst verdrösse, und als ob sie vielleicht das erstemal einiges Mitleiden bey sich verspürten. Einer davon brachte mich auf den Argwohn, daß die Erben der Marquise, aus Furcht, es mögten die so zahlreichen Schlachtopfer des Hasses derselben ihre gerechten Beschwerden anbringen, die Minister bestochen haben mögten, von denen es abhing, noch die letzten Seufzer derselben zu ersticken. Zu diesem Gedanken kam noch die Erinnerung an den ausgestellten Befehl, den Gefangnen die Nachricht von dem Tode der Marquise zu verschweigen, an die Wuth des Herrn von Sartines, als er erfahren, daß ich von demselben benachrichtigt sey, an seine Drohungen, mit welchen er mir mein Geheimniß zu entreißen suchte, und überhaupt an sein geäußertes ganzes Betragen, das zum wenigsten sonderbar war. Diese Bemerkungen und Zusammenstellungen brachten mich vollends außer mir, und ich glaubte ohne Rettung verloren zu seyn, ich glaubte, daß sich eine neue Verschwörung gegen mich angesponnen hätte, die noch schrecklicher wäre als die vorhergehende. Ich war das Opfer der Tyranney eines aufgebrachten Weibes gewesen, und nun sollte ich das Opfer der Niederträchtigkeit eines

Ministers werden: diese schien mir um so viel grausamer, je weggeworfener sie war. Die erstere konnte sich legen, oder ein Ende nehmen; die zweyte, die mehr überlegt ist, müßte ewig währen.

Da ich ganz von diesen Gedanken eingenommen und darüber erbittert war, so folgte ich blos meiner Wuth, ließ sie auf dem Papier aus, und schickte solches in einem Anfall von Wahnsinn dem Herrn von Sartines. Weil ich diesen Mann nicht beschämen konnte, so wollte ich ihn wenigstens zwingen, daß er mich vollends umbrächte, und meiner Qual dadurch ein Ende machte. Allein, um diese neue Gewaltthätigkeit zu begehen, hätte er sich gewissermaßen in Harnisch werfen müssen, und dazu war sein Geist nicht fähig.

Ich höre schon, daß alle gutdenkend seyn wollende Leute mich tadeln, und vielleicht gar mit meinem Betragen die abscheulichen Grausamkeiten, unter denen ich so lange geseufzet habe, rechtfertigen; oder daß sie glauben sehr großmüthig gegen mich zu seyn, wenn sie alle ihre angebliche Empfindsamkeit zusammennehmen, und mich aus Mitleiden entschuldigen. Ach, möchten doch diese kaltblütigen Vernünftler vielmehr einen Unglücklichen beklagen lernen, der vor allzugroßer Empfindlichkeit sich nicht zu helfen weiß; möchten sie doch einsehen lernen, wozu man durch den heftigen Druck der Leiden und

durch die Verzweiflung gebracht werden kann; möchten sie doch hauptsächlich bedenken, daß der, welcher ehrerbietig die Hand des Tyrannen, die ihn unterdrückt, küssen kann, nur ein Niederträchtiger ist, der kein Mitleiden verdient; und daß uns vielleicht Sokrates nur deswegen so groß scheint, weil er den Muth gehabt hat, dem Anytus Trotz zu bieten.

Dieses Schreiben schickte ich den 27sten Julii 1764 an ihn ab. Ein großmüthiger Tyrann, — denn bisweilen kann ein Tyrann großmüthig seyn — wäre darüber betroffen worden, wenn er es las, er hätte sich geschämt, und hätte verziehen. Herr von Sartines ließ mich in einen Kerker werfen; dieß war seine ganze Antwort, und die war seiner würdig.

Ich blieb in demselben bey Wasser und Brod bis zum 14ten Aug. Wahrscheinlich bedachte er, daß die Bedienten auf der Bastille, die mit angehört hatten, was er mir versprochen, und die wußten, wie er mir damals begegnet hatte, seine Bewegungsgründe leicht errathen würden; er machte es daher wie alle Despoten, die in dem Augenblick, da sie uns mit ihren Lastern zu Boden drücken, Tugenden vorgeben, und ließ auf der ganzen Festung aussprengen, daß er geneigt wäre, mir meine Freyheit zu geben; damit ich mich aber erst nach

und nach an eine neue Luft gewöhnen mögte, so wolle er mich auf eine Zeit lang in ein Mönchskloster versetzen. In dieser Gemäßheit holte man mich in der Nacht vom 14ten bis 15ten Aug. 1764 aus meinem Kerker, legte mir allerhand Arten von Fesseln an, und brachte mich unter der Aufsicht eines Austreiters, Namens Roullier, und unter Bedeckung von zwey Knechten in eine Halbchaise. Hier ging ein Auftritt vor, der vielleicht abscheulicher ist, als alles, worüber man sich bisher entsetzt hat, weil die Grausamkeit mit mehrerer Kaltblütigkeit verübt worden ist, und daher desto mehr empört.

Meine Wächter legten mir eine Kette um den Hals, und zogen das Ende davon um die Kniekehlen. Der eine legte mir die eine Hand vor den Mund, und mit der andern hielt er mich hinten am Kopf, während dem sein Kamerade aus allen Kräften die Kette anzog. Hiedurch bogen sie mich vollkommen in der Mitte zusammen; dieß verursachte mir so heftige Schmerzen, daß ich glaubte, alle meine Ribben gingen entzwey; und schwerlich kann man mehr ausstehn, wenn man gerädert wird. In einem solchen Zustande brachte man mich von der Bastille nach Vincennes. Herr von Sartines mußte wohl sehr zufrieden darüber seyn, daß seine Henker seine Befehle so getreulich vollzogen hatten. Er ließ sich, um desto mehr seine Lust zu büßen,

von dem ganzen Vorgange Bericht abstatten. Ich habe diesen Bericht, den Roullier aufgesetzt hatte, in meinen Händen. Aber wir sind noch nicht am Ende, wir kommen von einer Abscheulichkeit zur andern, und ich werde noch solche entdecken, vor denen sich auch ein Tyrann entsetzen muß.

Der Polizeylieutenant hatte mir, seitdem ich ihm den Brief vom 27sten Julii geschrieben habe, den Untergang geschworen. Der Tod wäre für seine Rache noch zu gelinde gewesen; wenn sie sollte gesättiget werden, so mußte er mich martern, und mich deswegen noch mehr als auf der Bastille einschränken. Er konnte mich aber nicht aus eigener Macht an einen andern Ort versetzen, sondern dieses mußte auf Befehl des damaligen Ministers, Grafen von Florentin, geschehen. An diesen gab er folgenden Bericht ein; die beiden Pachtverwalter haben ihn den 16ten des verwichenen Julii auf der Bastille gefunden, und mir zugestellet. Gewiß hatte ein Gott, ein Gott, der die Verbrechen bestrafet, diese Schrift aufbewahrt, damit man diesen verhaßten Minister in der Folge davon überführen, und ihn kennen lernen könnte.

Ehe ich diesen Bericht anführe, muß ich noch erinnern, daß ich auf der Bastille den Namen Daury führte. Es war daselbst gebräuchlich, daß man den Gefangenen, die etwa mächtige Fürspre-

cher hätten haben können, bey ihrem Eintritt einen andern Namen gab, damit man denjenigen, die ihre Freyheit zu bewirken suchten, zur Antwort geben konnte, daß man auf der Bastille unter den Gefangnen keinen kenne, der so hieße *). Hier ist der Ort nicht, mich über diesen Gegenstand in Betrachtungen einzulassen. Vor Unwillen eile ich, den Herrn von Sartines selbst sprechen zu lassen:

Bericht an den Herrn von St. Florentin, vom Herrn von Sartines [1]).

„Je länger Daury gefangen sitzt, desto boshafter und unbändiger [2]) wird er.

*) Wenn auch ein Bedienter von der Bastille einen Gefangenen täglich sahe, so behauptete er doch gegen jeden, der ihn darum befragte, daß er ihn nie gesehen noch gekannt habe. Linguet erzählt, daß der Gouverneur verschiedenen seiner Freunde auf Ehre und Kavalierparole zugeschworen, daß er nicht auf der Bastille sey. Ueb.

1) Dieser Brief ist von der Hand des damaligen Oberverwalters Duval. Die Anmerkungen, die auf dem Rande stehen, sind des Herrn von Sartines Handschrift; diese enthalten unter andern die Worte: „Zur Ausfertigung" (bon pour les ordres) — „dem Herrn Guyonnet zu melden, daß er ihn in Kerker werfen lasse." — Ich habe noch andere Briefe von diesen beiden Her-

„Er läßt an sich merken, daß er sich zu den größten Verbrechen verleiten lassen, und einen bösen Streich spielen würde, wenn man ihn wieder in Freyheit setzte [3]).

ren in Händen; man kann zu mir kommen, und die Handschriften mit einander vergleichen.

2) Unbändig. — — Meine Freunde, meine zahlreiche und verehrungswürdige Gönner, antworten Sie hierauf an meiner Stelle! Sagen Sie, ob Sie mich jemals boshaft und unbändig gesehen haben! Wie oft haben Sie sich nicht, wenn ich Ihnen meine ausgestandenen Leiden klagte, über die Sanftheit meines Charakters gefreuet! Mein Geist hat freylich nicht jene Lebhaftigkeit, jene liebenswürdige Delicatesse, die man nur in der großen Welt, nicht aber im Gefängniß sich erwerben kann: allein mein schändlicher Verfolger klagt mein Herz an, und dieses haben Sie doch allezeit liebreich und empfindsam gefunden; wäre es anders geworden, wenn es einen Augenblick hätte unbändig seyn können? Ich werde zwey Briefe des Gouverneurs zu Vincennes an ihrem Orte einrücken, der meine natürliche Sanftheit und Gelassenheit bezeuget, und der sie dem Herrn von Sartines bezeuget. — —

3) Man kann es aus meinem Betragen, so oft ich mich in Freyheit gesetzt hatte, abnehmen. Man wird besonders da sehen, was für einen Gebrauch ich von meiner Freyheit gegen den Herrn von Sartines gemacht habe, als ich das Glück hatte, mich auf einige Augenblicke seiner Wuth zu entziehen.

„Als ich ihm den 1ten Julii und den 15ten August sagen ließ, er sollte sich noch gedulden, er würde seine Freyheit bald erlangen, der Tag dazu wäre aber noch nicht bestimmt [4]), so beging er alle möglichen Ausschweifungen und Ungezogenheiten, er schimpfte und drohte, um sich furchtbar zu machen.

„Das Andenken an die Frau Marquise von Pompadour ist ihm ein Gräuel und eine Pein. Er verschwendet gegen sie die gottlosesten Beynamen, weil er in seinem Gefängniß selbst ein Bösewicht worden ist [5]). Wenn sie am Le-

4) Und wie viel mußte mir damals daran gelegen seyn, daß er mir ihn wissen ließe? Ich war schon siebzehn Jahr in der Gefangenschaft. Während diesem Zeitraum hatte man mich tausendmal mit dieser Nachricht getäuscht; konnte ich ihr gegenwärtig mehr Glauben beymessen, weil Herr von Sartines sie mir sagen ließ?

Der Tag wäre noch nicht bestimmt. — — Und warum wurde er denn nicht bestimmt? was verhinderte es denn? Worin bestand denn mein Verbrechen? wo waren denn meine Ankläger? wo war denn das Urtheil, das mich siebzehn Jahre lang zu einer immerwährenden und immer erneuerten Strafe verdammte?

5) Ich bin in meinem Gefängniß ein Bösewicht worden. Also war ich es bey meinem Eintritt in dasselbe noch nicht? Unbesonnener Tyrann! Du hast nicht bemerkt, daß Du Dich selbst Lügen strafest; Du hast nicht bedacht, daß, wenn es wahr wäre, daß ich in meinem

ben geblieben wäre, sagt er Seite 7. seines Schreibens vom 27sten Julii, so würde er ihr einen Streich gespielt haben. Der König selbst ist vor seinen Ausfällen und unverschämten Spottreden nicht sicher.

„Auf dieses Schreiben vom 27sten Julii, worin er die vermessensten Grobheiten und die größten Drohungen gegen mich ausstößt, [6]).

Gefängniß ein Bösewicht worden wäre, Du eben derjenige seyn müßtest, dem alle meine Verbrechen zur Last, — und auf das Haupt fallen würden, der Du mich ungerechterweise gefangen hieltest, und durch deine Barbarey mich zur Verzweiflung brachtest! Du tratest alle Gesetze mit Füßen, aber Du konntest der göttlichen Gerechtigkeit nicht trotzen, und diese würde Dich dafür bestraft haben.

6) Sollte ich hier nicht ein Verbrechen begangen haben? sollte dieses nicht der Augenblick seyn, wo ich ein Bösewicht worden wäre? — — — Bis auf diesen Augenblick hatte mir Herr von Sartines immer meine Freyheit versprochen, bis auf diesen Augenblick hatte er meine verschiedenen, die allgemeinen Angelegenheiten betreffenden Plane gelobt: er hatte sich anheischig gemacht, mir zu einer Belohnung zu verhelfen; bis auf diesen Augenblick hatte er mir die auf der Bastille so seltene Gnade angedeihen lassen, daß ich auf den Thürmen spazieren gehen durfte. Wenn ich, bevor ich mein Schreiben an ihn erlassen habe, ein Bösewicht, ein unbändiger Mensch gewesen wäre: würde er sich wohl also gegen mich betragen haben? oder, wenn ich damals so ge-

„Auf dieses Schreiben rc. habe ich ihm menschlich begegnet [7]).

„Ich habe seine Ausfälle mit Verachtung angesehn, und ihm durch den Major, an den ich diesfalls schrieb, von neuem Hofnung zur Abkürzung seiner Gefangenschaft machen lassen; darauf hat er mit unverschämten Briefen geantwortet, so daß ich ihn wieder in den Kerker setzen ließ, und darüber hält er sich nun auf [8]).

„Dieser Mensch ist über alle Beschreibung unternehmend, und macht den Leuten auf der Bastille viel zu schaffen. [9])

wesen wäre, wie er damals mich geschildert hat, warum ist er denn nach der Hand nicht eben so mit mir verfahren?

7) Menschlich! — — — Er ließ mich in einen Kerker auf Stroh bringen — bey Wasser und Brod!

8) Dieß alles ist nichts als Blendwerk: gleich den Tag darauf, als er jenen fatalen Brief bekommen hatte, ließ er mich in den Kerker schleppen, und von dieser Zeit an, hat man mir kein Wort weiter gesagt, und ich habe weiter etwas mehr weder geschrieben noch schreiben können.

9) In Ketten und Banden! auf einem Bund Stroh! in einem Kerker eingeschlossen, machte ich den Leuten auf der Bastille viel zu schaffen! Allein man mußte zu dem, was darauf folget, einen Grund angeben. Mich schaudert! Laßt uns zum Ende eilen.

„Es wäre das Beste, wenn man ihn auf den Festungsbau nach Vincennes, wo nicht so viel Gefangene als auf der Bastille sind, brächte, und ihn da vergäße. 10)

„Sollte der Herr Graf von Florentin diesen Vorschlag genehmigen, so wird er ersucht, diessfalls die nöthigen Vorkehrungen zu treffen."

Und ihn da vergessen! — — Finden sich in dem Gesetzbuche des Despotismus je dergleichen Abscheulichkeiten? Und wenn der böse Geist, den die Heiden anbeten, einen Ausspruch hätte thun sollen, würde er sich je anders ausgedrückt haben? Würde er diese kaltblütige und ruhige Grausamkeit je haben nachahmen können? Wahrlich, um einer solchen Gräuelthat fähig zu seyn, muß man die ganze menschliche Natur ausgezogen haben. Der Elende glaubte also, auch durch das Vergessen seine Gewissensbisse unterdrücken zu können?

Vermöge eines St. Florentin unterzeichneten und so eifrig nachgesuchten Befehls, wurde ich gleich bey meiner Ankunft zu Vincennes in einen Kerker geworfen. Ich wurde daselbst abermals sehr krank; meine Leibes- und Geisteskräfte nahmen täglich mehr ab. Der Gouverneur hatte Erbarmen mit mir. Dieses war damals Herr Guyonnet,

10) Und ihn da vergäße! — — —

ein feiner und ehrlicher Mann, der diesen ihm so wenig angemessenen Posten nicht lange behauptete, und die Gefangenen unter seinem unwürdigen Nachfolger oft nach sich und seinen Wohlthaten seufzen machte.

Ich habe diesen schätzbaren und gutherzigen Mann bey Anhörung meiner Leidensgeschichte Thränen vergießen sehn. Er wagte es, und nahm es über sich, mir mein Unglück zu erleichtern, und mich aus dem Kerker zu schaffen. Er räumte mir eine bequeme Stube ein, wo er mich bisweilen besuchte, und mit mir seinen Verdruß über die Barbarey meiner Feinde ausließ. Ja, er that noch mehr. Er ließ mich in dem Schloßgarten täglich zwey Stunden spazieren gehn.

Das Schätzbarste bey dieser Erlaubniß war dieß, daß ich hoffte, ich würde dadurch über lang oder kurz eine Gelegenheit finden, noch einmal ausreißen zu können. Acht Monate hinter einander hegte ich diese Hoffnung in mir, und fand doch kein Mittel, das mir meine Flucht hätte erleichtern können. Ich wurde so sorgfältig bewacht, daß ich mein Projekt unmöglich ausführen konnte; kaum konnte ich in der Einsamkeit meines Kerkers den Anschlag dazu fassen, und mich einen Augenblick bey demselben verweilen. Meine Wächter waren schon davon benachrichtiget, wozu ich fähig wäre, wenn es darauf an-

käme, mir meine Freyheit zu verschaffen; und es war, als wenn sie alle Gedanken aus meiner Seele läsen. Ich mußte also die Erlangung meiner Freyheit blos auf ein Ohngefähr, und auf meinen Muth und meine Gegenwart des Geistes, um solches auf der Stelle zu benutzen, ankommen lassen. Dieses Ohngefähr zeigte sich, da ich mich dessen am wenigsten versah.

Den 23sten November 1765 Abends gegen 4 Uhr ging ich spazieren; der Himmel war ziemlich heiter, auf einmal aber stieg ein dicker Nebel auf. Ich dachte gleich daran, daß dieser Zufall mein Vorhaben begünstigen könnte, und unterhielt mich voller Freude mit diesem Gedanken. Aber wie sollte ich mir meine Wächter vom Halse schaffen, der vielen Schildwachen, die alle Ausgänge besetzt hielten, zu geschweigen? Ich hatte einen Unteroffizier mit zwey Wächtern zu beiden Seiten bey mir. Sie verließen mich nicht eine Sekunde. Wehren konnte ich mich nicht gegen sie, da sie mir sowohl wegen ihres Gewehrs und ihrer Anzahl, als wegen ihrer körperlichen Stärke überlegen waren. Mich verstohlner Weise fortzuschleichen, ging auch nicht an, da sie mich auf jedem Schritte begleiteten, und mir zur Seite waren; ich mußte sie also durch einen kühnen Streich in Verwirrung setzen, und mich, während dem sie sich wieder faßten, aus dem Staube machen. Ich

wendete mich also dreist an den Unteroffizier, und fing von dem dicken Nebel an, der sich so plözlich eingestellt habe. „Wie finden Sie dieses Wetter?“ sagte ich zu ihm. „Sehr schlimm, mein Herr!“ war die Antwort; ich versetzte gleich darauf mit dem ruhigsten und gelassensten Tone: „und ich, ich finde es vortreflich zum Ausreißen.“ Indem ich diese Worte sagte, so trieb ich die beiden Schildwachen, die mir zur Seite gingen, mit meinen Elnbogen aus einander, gab dem Unteroffizier einen derben Stoß vor mir her, und — fort war ich! Ich war schon vor der dritten Schildwache vorbey, die mich nicht eher wahrnahm, als bis ich schon weit weg war, als alle anfingen zu rufen: Halt auf! Halt auf! Auf diese Worte trat die Wache heraus, man machte die Fenster auf, alles lief und schrie: Halt auf! halt auf! Ich konnte nicht entwischen. In dem Augenblick kam ich auf den Einfall, mir diese Umstände zu Nutze zu machen, und mir mitten durch den Haufen Leute, die sich fertig machten, mich aufzufangen, einen Durchweg zu brechen. Ich schrie selbst noch viel stärker als die Andern: Halt auf! halt auf! Ich machte mit meiner Hand eben die Bewegungen, durch die man Einen aufzuhalten sucht. Durch diese List, die der Nebel begünstigte, wurden Alle getäuscht; sie machten mir's nach, liefen und verfolgten

ten mit mir den Flüchtling, den ich anzuzeigen schien. Ich war vor den Andern weit voraus, und hatte nur noch einen Schritt vor mir, so war ich frey. Ich war schon am Ende des königlichen Hofs, und es war nur noch eine Schildwache vor mir, die aber schwer zu hintergehen war, weil ihr der Erste, der vor sie kam, nothwendig verdächtig seyn mußte; und ihre Schuldigkeit war, ihn anzuhalten. Meine Rechnung war nur allzurichtig. Sobald sie das Geschrey hörte, so stellte sie sich mitten in den Weg, der dort sehr enge war. Zu allem Unglück kannte sie mich; sie hieß Chenu. Ich kam an sie, sie verrennte mir den Weg, und rufte mir zu, daß ich halten sollte, oder sie stieße mir das Bajonet in den Leib. „Mein lieber Chenu," sagte ich, „das ist Er nicht im Stande zu thun; seine Ordre ist, mich anzuhalten, aber nicht, mich umzubringen." Ich hatte mit meinem Laufen nachgelassen, und ging ganz langsam auf ihn zu. Sobald ich an ihn kam, so fiel ich über seine Flinte her, riß sie ihm mit solcher Gewalt aus den Händen, daß er, weil er sich dessen gar nicht versah, darüber zu Boden fiel, sprang über ihn weg, und warf seine Flinte zehn Schritte weit auf die Seite, damit er nicht Feuer auf mich geben konnte; und so war ich denn auch dießmal frey.

Ich konnte mich leicht im Park verstecken; ich hatte mich von der Landstraße abwärts begeben, sprang über die Mauer, und wartete, bis es Nacht wurde, ehe ich nach Paris ging. Ich trug kein Bedenken, mich zu den beiden jungen Frauenzimmern zu verfügen, mit denen ich oben von den Thürmen aus Bekanntschaft gemacht hatte, und die so dienstfertig gegen mich zu seyn schienen. Sie gaben mir bald Beweise davon, daß ihr mir bezeigter Eifer aus dem Innersten ihres Herzens gekommen sey, und ich hatte ihnen wirklich ein eben so zärtliches als dringendes Interesse für mich eingeflößt.

Sie erkannten mich gleich, und empfingen mich auf das liebreichste. Sie hielten mich für todt, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß, wenn ich frey geworden wäre, ich ihnen nicht gleich diese Nachricht selbst überbracht hätte. Ich vernahm, daß sie sich le Brun nannten, und daß ihr Vater ein Perückenmacher wäre. Die eine davon ist seitdem gestorben, und gegenwärtig ist einer von ihren Brüdern auf dem Hause, der mit wohlriechenden Sachen handelt. Ich erkundigte mich, was für einen Gebrauch sie von dem Paket Papier, so ich ihnen oben von den Thürmen der Bastille zugeworfen, gemacht hätten. Sie sagten mir, daß sie meiner Anweisung nachgelebt hätten; aber ich sah wohl, daß ihr guter Wille und ihr Eifer für mich weiter als ihre Ein-

sichten gegangen war. Ich hatte meine Beschwerden an die Herren la Baumelle, de la Condamine, und Mehegan addressirt. Die beiden ersten waren nicht in Frankreich, und der letzte hatte sich seit kurzem verheirathet. Als seine Frau erfahren hatte, daß das Paket von der Bastille komme, so erlaubte sie ihm nicht einmal, es anzunehmen. Sie wußte wohl, daß, je unschuldiger der Unglückliche sey, der in dasselbe seine Klagen eingeschlossen habe, desto mehr Gefahr sey dabey, sich seiner anzunehmen. Da also die Demoiselles le Brun niemand finden konnten, der sich für mich verwenden wollte, so nahmen sie ihre Zuflucht zu sich selbst. Allein ihr Herz war zwar ein getreuer, aber nicht sehr scharfsichtiger Wegweiser. Ueberdieß alles war die Marquise gestorben, während dem sie ihre Operationen einleiteten, und weil sie seitdem nichts mehr von mir hörten noch sahen, so ließen sie es endlich dabey bewenden. Demohngeachtet bewies mir ihre gute Aufnahme, daß sie nicht aufgehört hatten, daran zu denken, und sich darum zu verwenden. Sie sahen sich wohl vor, daß sie ihren Vater weder etwas von mir, noch von ihren meinetwegen unternommenen Bemühungen wissen ließen, weil sie befürchteten, seine Klugheit und Weltkenntniß möchten ihn verleiten, daß er sich wegen den nachtheiligen Folgen, die für seine Familie daraus erwachsen konnten, ihren Be-

mähungen widersetzte. Sie machten mich mit ihm bekannt, gaben mir von seiner Wäsche, räumten mir ein Zimmer ein, schenkten mir 15 Livres, die sie für sich hatten, brachten mir alle Mahlzeiten zu essen, mit einem Wort, sie waren so geschäftig, mir ihre Sorgfalt und ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen, daß man wohl sehen konnte, wie mitleidig und gut ihr Herz war. Was für eine andere Empfindung konnten sie haben, als das Vergnügen Gutes zu thun?

Sobald ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, und ich nach einer kleinen Ruhe wieder Herr von meinem Geiste und von meinen Gedanken wurde, so dachte ich auf Mittel, meine Freyheit wieder zu erlangen, und einer neuen Gefangennehmung zu entgehen.

Vielleicht werden meine Leser erstaunen, und ungehalten auf mich werden, wenn ich ihnen erzähle, was ich damals für Wege eingeschlagen habe. Wenn ich ihnen sagen werde, daß ich an den Herrn von Sartines geschrieben habe, so werden sie ausrufen, ich mache es zu arg, und man könne kein Mitleiden mehr mit mir haben, weil ich mir mein Unglück selbst auf den Hals ziehe. Ich bin ihrer Achtung und ihres Mitleids bedürftig, und deswegen muß ich mich vor ihnen rechtfertigen. Möchten sie mich doch würdigen, mir in meiner damaligen Gedankenreihe einen Augenblick nachzufolgen!

Herr von Sartines hatte mich auf das häßlichste verfolgt; wenn er mich nach sich selbst beurtheilen wollte, so mußte er mich natürlicherweise für seinen Feind halten. Er that mir ohne Zweifel die Ehre an, und fürchtete sich vor mir. Ich meines Theils, weit entfernt ihm ähnlich zu seyn, hatte eher Ruhe nöthig, als daß ich auf Rache denken konnte. Da es mir nicht gegeben ist zu heucheln, so konnte ich ihm freylich nichts von meiner Ehrfurcht für ihn vorsagen; allein ich war ihm doch Unterwürfigkeit schuldig, denn er war Minister, und ich war in einem despotischen Staate sein Unterthan. Ich mußte seinen Haß von mir abladen, er hätte mich sonst überall verfolgt; denn ich hatte nur allzu wohl gelernt, daß es keinen Ort gebe, wo man ihm Trotz bieten könne, und wo man vor seinen Streichen sicher wäre. Hätte es einen gegeben, wie sollte ich an demselben gelangen? wie sollte ich aus dem Königreiche, und besonders aus Paris entkommen? Jedermann rühmte die unermüdete Thätigkeit des Herrn von Sartines. Er wußte alles, er sah alles, er kannte alles. Niemand hat es in der in Frankreich so berühmten Kunst, der Polizey, diesem besondern Talent, durch eine Menge Niederträchtigkeiten Ordnung zu erhalten, und Gutes zu stiften, so weit gebracht als er. Konnte ich mir träumen lassen, daß seine Wachsamkeit kürzer sehen

würde, wenn es darauf ankommt, seine Leidenschaft zu befriedigen, als wenn er sich für ein fremdes Interesse verwendet? Ganz zuverlässig würde ich entdeckt worden seyn, ich möchte nun geflüchtet — oder mich im Verborgenen gehalten haben.

Ich schrieb ihn also: ich bäte ihn, er möchte doch die Beleidigungen, zu denen mich mein Unmuth verleitet haben könnte, vergessen, ich versicherte ihn eines uneingeschränkten Stillschweigens, und einer gänzlichen Unterwerfung; und um ihn zu überzeugen, daß meine Treue aufrichtig sey, so bäte ich ihn, mein Beschützer zu werden, und dadurch auf meine Erkenntlichkeit Ansprüche zu machen, die in meinem Herzen bald vor allen andern Empfindungen Platz greifen würde. „Sie haben,“ schrieb ich ihm, „mein militärisches Projekt, welches der Mo„narch genehmigt, und welches unsre Armee mit mehr „als zwanzig tausend treflichen Schützen vermehrt „hat, gebilligt und gelobt. Belieben Sie sich zu er„innern, daß Sie selbst, in Beysein aller Bedienten „auf der Bastille, mir versprochen haben, mir dafür „eine Belohnung auszuwirken. Ich könnte mich „nunmehr an den Herrn Herzog von Choiseul „wenden, und dieselbe als ein Recht verlangen; ich „will sie aber lieber von Ihnen als eine Wohlthat „empfangen.“

Wenn er hiemit zufrieden wäre, so bäte ich ihn, an den Thüren in den Thuillerien, und an einem andern Orte, den ich ihm anzeigte, schwarze Kreuze zeichnen zu lassen. Wenn ich dann diese Zeichen finden würde, so würde ich ihm die Mittel an die Hand geben, wie er mir eine Schrift zustellen könnte, in der er mich versicherte, daß ich meine Freyheit in Ruhe genießen könne, und daß er sich versprochnermaßen für eine Belohnung für mich verwenden wolle, die mir in so vielen Rücksichten gebühre, die ich aber nur in einer einzigen verlangte. Ich gäbe ihm mein Ehrenwort, daß ich ihm auf der Stelle alle meine Papiere ausliefern, und ihn von meinem Gehorsam versichern wolle.

Den folgenden Morgen in aller Frühe schickte ich sichere Personen aus, die nach den verlangten Zeichen sehen sollten; sie sahen aber nichts. Ich habe jedoch nachgehends, wiewohl zu spät, erfahren, daß man wirklich die Kreuze gemacht habe, daß aber die Ausreiter, welchen dieses Geschäft aufgetragen gewesen war, die Kreuze, anstatt sie auf das Holz der Thüren zu zeichnen, auf Papier gemacht, und dieses an die Thüre angeheftet, daß aber die Vorübergehenden sie abgerissen hätten, ehe meine Spionen gekommen wären. Wenn sie dieselben aber auch gefunden hätten, so wäre ich doch nicht weiter gegangen. Man komme ja nicht auf die Muth-

maßung, daß damals der Herr von Sartines einem Gefühl von Ehre und Delikatesse gefolgt haben würde; man wird bald überzeugt werden, daß diese Schnelligkeit, mit welcher er meinem Verlangen entsprach, blos eine Schlinge und eine neue Niederträchtigkeit gewesen sey.

Da ich nach meiner Meynung nichts als Wuth und Tyranney von ihm zu erwarten hatte, so sah ich mich nach andern Mitteln, ihm zu entgehen, um. Der Fürst von Conti hatte mich ehemals mit seiner Gnade beehrt, und mir seinen Schutz versprochen. Ich warf mich ihm zu Füßen; er nahm mich gnädig und mit jener liebenswürdigen Güte auf, die ihm immer eigen war, und die ihm stets die Liebe seiner Mitbürger erworben haben würde, wenn er nur immer seinem Herzen gefolgt wäre. Ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal. So viele Abscheulichkeiten brachten ihn auf. Nachdem ich wenigstens drey Stunden lang Audienz bey ihm gehabt hatte, so ließ er mir eine Unterstützung reichen, und versprach mir, seinen Sekretär mit dem Herrn von Sartines sprechen zu lassen. Dieser versicherte mich, daß er im Rückwege von dem Polizeylieutnant, den er den nämlichen Tag noch sprechen würde, bey mir einkehren wolle. Er sprach auch wirklich mit ihm; allein dieser Staatsmann verstand die Kunst, durch schändliche Verläumdungen seinen Eifer abzukühlen, und

ihn zu überreden, daß ich den Fürsten falsch berichtet hätte, und seiner Gnade nicht würdig wäre. Dieser allzuleichtgläubige Mann sah in dem Herrn von Sartines nur den Mann von Geschäften, nicht aber den Privatfeind, der sich rächen wollte; glaubte alles, wessen er mich beschuldigte, und nahm leicht den Fürsten wider mich ein. So sind nur allzuoft die Großen beschaffen. Ihr Herz kann empfindlich und des Mitleids fähig seyn, allein es hat niemals den gehörigen Eifer, die schüchterne Unschuld aufzusuchen und zu erkennen. Bisweilen wohl wissen sie ihr beyzustehen, niemals aber sie zu rächen.

Da also der Polizeylieutnant mir auf die Spur gekommen war, so kam er mir in allen meinen Bemühungen zuvor; er kannte meine Gönner, er sprach sie, nahm sie alle wider mich ein, und wenn ich mich dann bey ihnen meldete, so fand ich überall verschloßne Thüren. Ich war bis zur Verzweiflung gebracht, als mein guter Freund, der Ritter von Mehegan, mir zu wissen that, daß der Herr von Sartines, und der Bruder der Marquise von Pompadour*) überall gegen mich anspönnen; daß man mich in ganz Paris aufsuchte; daß man an alle Gerichtsbarkeiten Steckbriefe aus-

*) Dieser war Marquis von Marigni. Ueb.

geschickt, und tausend Thaler Belohnung auf meine Habhaftwerdung gesetzt hätte.

Die Schändlichen! Dieß waren also die Waffen, mit denen sie mich angriffen. Sie fürchteten, man möchte meine Seufzer hören, oder ich möchte eine Freystätte finden, von wannen ich die Gesetze gegen sie zur Rache auffordern könnte. Leider war mir auch sogar das Heiligthum der Gesetze verschlossen.*) Doch es blieb mir noch ein anderer Richterstuhl übrig, vor welchen sie sich mit Zittern vorgeführt sehen müssen. Wie können sie dem Ur-

*) Einige Zeit hierauf, als die Umstände nicht mehr so kritisch waren, hatte einer meiner eifrigsten Beschützer, Herr Advokat von Comeyras, der damals meine Sache führte, eine Schrift aufgesetzt, die öffentlich bekannt gemacht werden sollte, und von der er sich versprach, daß sie einen starken Eindruck zu meinem Vortheil machen würde. Er hatte hiebey niemand zu Rathe gezogen, als seinen gewöhnlichen Führer, ein rechtschaffenes und empfindsames Herz, das in ihm den thätigsten Geist in Feuer setzt. Man gab ihm aber zu verstehen, daß die Pariser Parlements-Advokaten für diejenigen, die unter den lettres de cachet wären, keine Schriften machen dürften. Man denke hierüber nach, und erwäge insbesondere noch dieses, daß der Advokatenstand, der dieser Regel unterworfen ist, unter der vorigen Regierungsverfassung vielleicht der einzige Stand war, der mit der mehresten Freyheit zu handeln und zu sprechen wagte.

theil der Welt, diesem unerbittlichen Richter, trotzen, den die Despoten selbst fürchten und verehren müssen. Herr von Sartines wollte für einen ehrlichen und sogar gutdenkenden Mann angesehen seyn; wahrscheinlich fürchtete er sich vor der kühnen Hand, die ihm die betrügerische Maske, mit der er sich so künstlich zu bedecken wußte, vom Gesicht reißen konnte; und das war der ganze Grund, warum er so mit mir verfahren ist.

Ich hatte nicht mehr als ein einziges Rettungsmittel vor mir. Es schien mir freylich gefährlich zu seyn, meine Zuflucht zu demselben zu nehmen; allein es war vielleicht das letzte, so mir übrig war, und ich versuchte es. Jedermann rühmte die edle und ungeheuchelte Rechtschaffenheit des damaligen Ministers, Herzogs von Choiseul. Durch Talente und Genie zu hoch über Andere erhaben, um nicht unabhängig, und zu großdenkend, um ein Despote zu seyn, wußte er die Menschen, und vorzüglich die unglücklichen Menschen zu ehren. So schilderte ihn wenigstens Jedermann, und sprach mit Bewunderung von ihm. Ich traute dieser Schilderung, und schrieb voll Zuversicht an ihn. Er war an dem Hofe zu Fontainebleau; ich bat mir auf den 18ten December, als an dem Tage, da ich nach Fontainebleau zu kommen dachte, auf einen Augenblick Audienz aus; ich bat ihn, mein Richter zu seyn, und

verlangte nur dieses einzige zur Gnade, daß, ehe man mein Schicksal entschiede, man mich vorher hören möchte.

Ich machte mich den 15ten auf den Weg. Kann ich wohl alles das, was mir auf dieser Reise begegnet ist, und das Schreckliche meiner Lage beschreiben? Ich war davon benachrichtiget, daß der Herr von Sartines sich meiner Person versichern wolle, es koste auch was es wolle, und daß man mich überall aufsuche. So viel konnte ich leicht voraussehen, daß ihm sehr viel daran gelegen seyn müsse, daß mir der Zutritt an den Hof versperrt würde, und ich zweifelte gar nicht daran, daß man nicht insbesondere auf der Straße nach Fontainebleau mir auflauerte. Ich hatte also Ursache, bey jedem Schritte zu fürchten, daß ich entdeckt würde. Man wird bald sehen, daß meine Rechnung sehr richtig gewesen ist. Um so vielen Gefahren auszuweichen, mied ich immer die Landstraße, und ging nur bey Nacht. Es war außerordentlich kalt; der Boden war mit Schnee und Eis bedeckt; ich fiel in die Gräben, über die ich zu springen nicht Kräfte genug hatte; riß mich, indem ich über Zäune stieg; hatte kein Geld; durfte mich vor niemand sehen lassen, und niemand ansprechen. Ich selbst hatte nichts als ein Stück Brod bey mir, und das war meine ganze Nahrung. Ich verbarg mich während dem ganzen Tag des 16ten im Felde,

und kam, nachdem ich zwey Nächte gegangen war, den 17ten Morgens frühe in Fontainebleau an, und war von Schmerzen, Hunger, Strapazen und Verzweiflung ganz ausgemergelt. In diesem Zustande meldete ich mich zur Audienz bey dem Herzog von Choiseul. Wie er hörte, daß ich im Vorzimmer sey, so ließ er mir sagen, ich möchte einen Augenblick warten. Einige Minuten darauf sah ich ihn durch das Vorzimmer gehen; er setzte sich in seine Chaise, und fuhr zu dem Herzog de la Brilliere. Damals wußte ich noch nicht, wie sehr dieser bloße Name schon verhaßt war, und was er für Schrecken einflößte.*) Ob nun diese beiden Minister sich über meinen Untergang berathschlagt haben, ob sie von meiner Sache gesprochen haben, oder ob nicht vielmehr die Untergebenen des Polizeylieutnants sich die Abwesenheit des Herzogs von Choiseul in der Geschwindigkeit zu nutze machten, um ihre so

*) Der Herzog de la Brilliere war vormals Graf von Saint-Florentin, dessen schon oben Erwähnung gethan worden ist. Er war dem Publikum verhaßt und verächtlich, nicht nur weil er ein Sklave seiner zanksüchtigen und geizigen Frau war, sondern auch, weil er die Lettres de Cachet zu unterzeichnen hatte. Während seines Ministeriums, das er über funfzig Jahre verwaltete, hatte er eine unzählige Menge Lettres de Cachet ausfertigen lassen, und dadurch eine unzählige Menge Personen unglücklich gemacht. Ueb.

scharf eingeprägten Befehle zu vollziehen? dieses konnte ich in dieser abscheulichen Verwirrung nicht ergründen.*) Dem sey jedoch wie ihm wolle, so kamen bald darauf die beyden Ausreiter, Fleury und Levasseur, welcher letztere meines Wissens noch lebt, auf mich zu, und sagten zu mir, daß die Herzoge von Choiseul und de la Brilliere mich sprechen wollten, und daß sie Befehl hätten, mich zu diesem letzteren zu führen. Ich ging also mit ihnen. An der Thüre fand ich eine Chaise,

*) Der Herr von Latude stand immer in der Meynung, als ob der Herzog von Choiseul bey dieser Gelegenheit Antheil an der Niederträchtigkeit des Polizeylieutenants genommen, und ihn demselben in die Hände gespielt habe. Allein er kann seine Meynung mit keinen Beweisen unterstützen, und der Redacteur der gegenwärtigen Geschichte pflichtet ihm ganz und gar nicht bey. Als Verfasser einer Lobrede auf den Herzog von Choiseul hat er lange den Charakter dieses Ministers, an dem alles, sogar seine Fehler von der Größe seiner Seele zeugten, studirt, und glaubt ihn ergründet zu haben. Ein Mann, wie er, konnte glänzende Fehler, niemals aber einen schlechten und niedrigen Streich begehen. Das Betragen, dessen ihn der Herr von Latude beschuldigt, konnte nur des Herrn von Sartines würdig seyn. Die Auslegung, welche der Redacteur dieses Werks der Sache giebt, von welcher die Rede ist, ist natürlicher, einleuchtender, und wahrscheinlich auch wahrer.

in welche man mich setzen ließ, meine beiden Aus- reiter begleiteten mich, und anstatt daß sie mich zum Minister bringen sollten, brachten sie mich an einen Ort, der mir das Rathhaus zu seyn dünkte. Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo sie mich nicht aus den Augen ließen, bis ein anderer Spion mit dem Befehl kam, daß ich nach Paris zurückgebracht, und auf die Conciergerie gesetzt werden sollte, wo mir die Gerichte die mir gebührende Gerechtigkeit wie- derfahren lassen, und mein Schicksal entscheiden wür- den.

Ich war recht dazu bestimmt, um von den Po- lizeybedienten, nach ihrer angenommenen Art, so un- würdig mißhandelt zu werden, und ließ mich dießmal nicht von ihren Lügen blenden. Ich würde es für ein allzugroßes Glück für mich gehalten haben, wenn ich mich hätte den Gesetzen unterwerfen, und vor Gericht stellen dürfen. Da würde ich angehört und gerichtet worden seyn, und ich wußte, daß meine Feinde sich vor demselben eben so sehr fürchteten, als ich es für mich wünschen konnte. Ich sah wohl, daß ich verloren war; ich hatte den Herrn von Sar- tines beschämt, ich hatte mich unterfangen, seine Eigenliebe zu beleidigen, und mich seiner Autorität zu widersetzen; was mußte ich nicht alles befürch- ten? Ich war schon gewohnt, Henker zu meinen

Richtern zu haben; dießmal aber wurden sie durch den Haß beseelt.

Ich begreife kaum, wie ich damals habe anhören können, was die beiden Ausreiter, die mich begleiteten, unterweges mit mir gesprochen, und wie ich mich noch darauf besinnen kann. Wie konnte mein niedergeschlagener Geist noch so viele Kräfte haben, um alles das zu fassen, was sie mir von den Grundsätzen und von der Moral meiner Verfolger vorsagten? Sie konnten sich nicht genug darüber verwundern, daß sie mich in Fontainebleau angetroffen hätten. Alle Wege, sagten sie mir, alle Zugänge zum Schloß und in die Stadt, alle Fähren wären so mit Kundschaftern besetzt gewesen, die mich hätten auffangen sollen, daß ich mich hätte unsichtbar machen müssen, um bis zu dem Herzog von Choiseul haben kommen zu können. Ich erfuhr damals, daß es ein Verbrechen sey, welches seines gleichen nicht habe, wenn man sich unterstehe, sich über einen Minister zu beschweren, und daß dieses auf das schärfste bestraft werde. Diese Ausreiter führten mir zum Beyspiel einige Deputirte von der Provinz an, die vor kurzem wären abgeschickt worden, um sich bey dem Könige über die Erpressungen einiger Gouverneurs zu beschweren. Sie wären aber arretirt, und als gefährliche und aufrührische Leute bestraft worden. Alles, was von der Administration

stration abhing, alle Sachwalter, alle Mitglieder jener fürchterlichen Gesellschaft, welche diese Menge von Despoten das Gouvernement nannten, verlangten göttliche Verehrung und Altäre. Allein diese modernen Arimanen, denen es wenig um unsere Liebe und Verehrung zu thun war, flößten, gleich den bösen Gottheiten des Heidenthums, denen man nur opferte, um ihren Zorn abzuwenden, nichts als Schrecken ein, und verlangten blos Gehorsam.

Die nur allzu kurzen Stunden meiner traurigen Freyheit waren endlich verflossen, und mein Traum verschwand. Bey meinem Erwachen erblickte ich die Thürme und den Festungsbau von Vincennes.

Man brachte mich in einen scheußlichen Kerker, den man nicht ohne Schaudern besehen konnte. Es ist der, welcher mit A numerirt ist. Er ist nicht gar achthalb Fuß lang, und sechs Fuß breit, und hat vier Thüren, die einen Fuß breit von einander sind. Sie sind mit Eisen beschlagen, und mit ungeheuern Riegeln versehen. So war das Grab beschaffen, in welches ich geworfen wurde. Allein der Schauder, der mich damals überfiel, war diesen abscheulichen Leuten noch nicht hinlänglich; der Knecht, Namens Montchelin, der mich in denselben führte, sagte zu mir: „Sie hätten es noch hundert-

„mal ärger verdient; Sie sind Schuld
„daran, daß der Unteroffizier, der bey
„Ihnen die Wache hatte, der unglückliche
„Bieil-Castel, gehenket worden ist."
Bey diesem Wort war ich wie versteinert. Wer mich
kennt, wer weiß, wie empfindsam und liebevoll mein
Herz ist, der wird mir's glauben, daß ich niemals
eine schrecklichere Qual ausstand, als damals. Ich
dachte nicht mehr an meine eigne Leiden und an
meinen damaligen Zustand, sondern ich sahe die ganze
schreckliche Nacht hindurch in meinem Kerker das
Todesurtheil an diesem Manne vollziehen, und hörte
sein Weib und seine Kinder wehklagen und mich ver-
wünschen. Ich wurde ganz von meiner Verzweif-
lung dahingerissen, ich heulte, wälzte mich auf der
Erde herum, und rief alle Furien der Hölle um Hülfe
an. Ich verlangte weiter nichts, als den Tod die-
ses Unglücklichen zu rächen, und zu sterben. Dieser
Zustand war zu schrecklich, als daß er hätte lange
dauern können. Mein Geist fing an schwach zu
werden. Glücklicherweise hörte einsmals die Schild-
wache, die nicht weit von meinem Kerker stand, mein
Gewimmer, kam näher und sagte zu mir: „Geben
„Sie sich zufrieden, Ihr Leiden wird
„vielleicht einmal ein Ende nehmen." —
„Ach nimmermehr, nimmermehr kann
„es ein Ende nehmen; ich bin Ursache,

„daß Vieil-Castel gehenket worden ist.
„Mein verwundetes Herz wird mir stets
„dieses Verbrechen vorhalten." — „Man
„hat Sie schändlich betrogen," erwiederte
dieser brave Mann, und war bis zu den Thränen
gerührt; „Vieil-Castel ist zwar wirklich
„in Arrest gekommen, daß er Sie hat
„ausreißen lassen; aber er lebt noch, und
„ist gegenwärtig auf der Wache."

Diese Nachricht gab mir das Leben wieder; es war mir, als wenn ich einen Gott mich hätte trösten hören, und ich wurde auf einmal vom größten Unglück ins größte Glück versetzt. Ja, was ich damals fühlte, das war Empfindung des Glücks; ich vergaß auf einen Augenblick meine Bande und meinen Kerker, und mein freudetrunkenes Herz lernte eine ganz neue Sensation kennen.

Bald aber sah ich mich wieder in meinen alten Zustand versetzt. Der Gouverneur, Herr Guyonnet, besuchte mich bisweilen. Dieser edle und gefühlvolle Mann that dieses öfters seinen Gefangenen zum Troste. Er nahm dabey nicht jenen übermüthigen und barbarischen Ton an, den sich gemeiniglich die Gouverneurs der Staatsgefängnisse geben, sondern er redete stets freundlich mit ihnen, und bezeigte ihnen die Achtung, die man gegen Unglück-

liche haben soll. Er sagte mir, daß er aus innigstem Mitleiden gegen mich schon mehr als einmal meine Befreyung bey dem Herrn von Sartines nachgesucht, ihn aber allezeit unerbittlich gefunden habe. „Er hat sich Ihrer Flucht wegen an mich „gehalten; er war wüthend, ich versahe mich alle „Augenblicke, meinen Abschied zu erhalten. Nun „kann ich nichts weiter mehr für Sie thun, als daß „ich Sie bedaure."

Unter den Aktenstücken, die man mir vor kurzem zu Handen gestellt hat, habe ich zwey Briefe des Herrn Guyonnet an den Herrn von Sartines, worin von mir die Rede ist, gefunden. Sie sind mir gewiß sehr schätzbar, und machen auf eine auffallende Weise die Aufbürdungen, die in dem oben angeführten Berichte des Herrn von Sartines an den Grafen von St. Florentin enthalten sind, zu nichte. Man wird sich noch erinnern, daß er mich einen Bösewicht, einen unbändigen Menschen geheißen hat, den man nach Vincennes bringen müsse, um ihn da zu vergessen. Nun wollen wir den Herrn Guyonnet hören, der Berufs halber von dem Zustande, dem Charakter und der Aufführung seiner Gefangnen von Zeit zu Zeit Bericht erstatten mußte. Diese beiden Briefe sind vom Jahr 1764. Ich

schreibe sie von Wort zu Wort vom Original ab, das ich in Händen habe.

„Mein Herr!

„Ich habe diesen Morgen den Daury be„sucht; er ist sehr bekümmert, aber allezeit sehr „demüthig, und will sich gern allen den Bedin„gungen unterwerfen, unter welchen Sie ihm „seine Freyheit gestatten würden. Ich bin in „Sorgen, er möchte so weit herunterkommen, daß „er nicht mehr Speise zu sich nehmen könne. Sein „Kopf hält sich noch gut. Gott gebe, daß es so „anhalte.

„Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc."

„Mein Herr!

„Herr Daury hat mir seinen Brief zum Le„sen geschickt; er hat mich mehr sprechen lassen, „als ich ihm gesagt habe. Ich habe ihm blos „gerathen, daß er die Schreibart in dem Brief, den „er diablique betitelt hat, ausbessern möge, und „ihn zugleich versichert, daß, wenn er in Freyheit „gewesen wäre, ihn ein dergleichen Brief unglück„lich gemacht haben würde. Uebrigens führt er „sich sehr gut auf, und möchte Sie gar zu gern „durch seine Unterwürfigkeit gewinnen, ꝛc.

Guyonnet."

Ich will zu diesen Briefen keine Anmerkungen machen. Meine Leser mögen selbst die Thatsachen und das Betragen des Herrn von Sartines mit meiner Aufführung zusammen stellen. Sie haben schon lange uns alle beide beurtheilen müssen.

Ohngefähr um die nämliche Zeit kamen die drey Ausreiter Receveur, Marais und Huot in meinen Kerker, und nachdem sie mein Schicksal bedauert hatten, so ließen sie sich mit folgenden Worten gegen mich heraus; „Herr von Sartines hat „uns zu Ihnen geschickt, daß wir Ihnen sagen sollten, Sie könnten durch ein einziges Wort Ihre „Freyheit erhalten. Sagen Sie uns den Namen „und die Addresse derjenigen Person, die Ihre „Schriften in Händen hat; Er hat uns sein Ehrenwort gegeben, daß Er derselben kein Leides thun „wolle.“

Das Ehrenwort des Herrn von Sartines! Ich wußte nur allzu gut, wessen ich mich zu so einem Bürgen zu versehen hatte, und nahm keinen Anstand zu antworten: „ich sey als ein ehr„licher Mann in meine Gefangenschaft gekommen, „und wolle lieber sterben, als daß ich aus derselben „als ein Niederträchtiger, und als ein Schurke her„ausginge.“ Sie verließen mich, ohne ein einziges Wort darauf zu sagen.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Kerker gelegen habe; ich konnte darin weder Tag noch Nacht unterscheiden, und rechnete nur in meinem Kopfe die Stunden nach. Wahrscheinlich hätte ich da mein Grab gefunden, und würde bald gänzlich vergessen worden seyn, wenn mein Wächter nicht menschliches Gefühl gehabt hätte. Ich fühlte die Annäherung des Todes; ich fürchtete mich nicht sehr vor ihm, allein sein langsamer Schauer war mir unausstehlich. Einsmals, als dieser Mann mir das ausgetrocknete Brod brachte, das schon seit langer Zeit meine einzige Nahrung gewesen war, so nahm ich meine Kräfte zusammen, und kroch auf ihn zu, nahm ihn bey beiden Händen, und sagte mit schon halb gebrochner Stimme zu ihm: „Lieber Freund, du bist „ein Mensch, du scheinst mir Mitleiden zu haben, „ich habe zuweilen dir bey dem Anblick meiner ent„setzlichen Martern eine Thräne entrinnen gesehen. „Es kommt auf dich an, meinem Elend ein Ende zu „machen. Gieb mir Gift oder dein Messer, gieb „mir; ich werde noch so viel Kräfte haben, um mir „das Messer selbst in Leib zu stoßen — Um Gottes „willen gieb mir's! Aber bedaure mich, und gieb „niemand als meinen Henkern Schuld." Dieser Mann antwortete mir nur mit Thränen. Er ging aus meinem Kerker, und bald darauf kam der Schloß-Feldscheerer zu mir. Er fand mich in dem entsetzlich-

sten Zustand; ich war ungeheuer geschwollen, wo er mir auf den Leib mit dem Finger hintupfte, da blieb ein Grübchen stehen. Er glaubte, daß ich ohne die schleunigste Hülfe des Todes seyn würde. Aber wie war mir zu helfen, wie konnte ich zu Ruhe kommen, wie konnten die Arzneien in einem so dumpfigen Orte anschlagen, wo ich nichts als Gift einathmete, und nur in dem Augenblicke durch das Thürchen frische Luft erhielt, wenn der Wächter zu mir kam? in diesem Orte, der so feucht war, daß mein Stroh beständig faul war, in dem ich nicht die mindeste Ausdünstung haben, noch meine durch die Kälte erstarrten Glieder wieder erwärmen konnte, in diesem Orte endlich, der so klein war, daß ich mich nicht bewegen, noch eine andre Stellung annehmen konnte, als auf der Erde oder in meinem Miste zu liegen. Dieser Wundarzt, Namens Fontaillau, entsetzte sich vor diesem Anblick, und sagte, daß man mich gleich auf der Stelle in eine Stube bringen müsse. Allein wie konnte man hiezu den Befehl erhalten? Der Gouverneur, der um denselben bey dem Herrn von Sartines anhalten sollte, weigerte sich aufs äußerste. „Sein Haß," sagte er, „ist erschrecklich, „und wenn man für diesen Unglücklichen um eine „Gnade bey ihm bittet, so darf man gewiß seyn, daß „man sich denselben auch auf den Hals zieht. Wenden Sie sich an den Arzt." Man wendete dagegen

ein, daß der Arzt gegenwärtig seinen Dienst beym König habe, und daß ich, ehe man ihn herbeyholte, zuverlässig schon todt seyn würde. Der Wundarzt gäbe mir nur noch 24 Stunden zu leben, wenn man mich in diesem häßlichen Kloak ließe. Ich weiß nicht, was für Mittel man anwendete; allein nach drey Stunden kamen die Knechte, nahmen mich auf ihre Schultern, und trugen mich in die erste Stube linker Hand, wenn man in den Festungsbau kommt. Das Fieber verließ mich nach und nach, allein die Geschwulst wollte nicht nachlassen. Ich kam auf den Einfall, mich selbst zu kuriren. Ich ließ mir heimlich warmen Wein geben, warf viel Zucker hinein, und befand mich vollkommen wohl darauf. Durch dieses Mittel öffneten sich die Schweißlöcher, ich bekam Kräfte, und schwitzte tüchtig. Ich sagte es hierauf meinem Wundarzte, und er hielt es für gut, wenn ich dieses Mittel bisweilen gebrauchte, und in nicht völlig drittehalb Monaten war meine Geschwulst ganz vergangen.

Sobald ich wieder aufstehen und die Feder halten konnte, so verlangte ich das Nöthige, um an den Herrn von Sartines schreiben zu können. Ich wollte ihn suchen zu erweichen; so bald aber der Lieutenant, den ich deshalb zu sprechen verlangte, die Worte hörte: „an den Herrn von Sartines

„schreiben," so ließ er mir zur Antwort sagen: er bedaure mich sehr, wenn ich aber weiter nichts, als von meinem Vorhaben, an den Herrn von Sartines zu schreiben, mit ihm zu sprechen hätte, so wäre es ganz unnütz, daß er deswegen selbst zu mir käme, und mich versichere, daß dieser Minister die strengsten Befehle ausgestellt habe, mir weder Dinte noch Papier zu reichen, indem er dabey gesagt, daß er das alles schon zum voraus wüßte, was ich ihm schreiben könnte.

Ich wußte damals nicht eigentlich, warum ich in Vincennes in Verhaft gewesen war. Ich wußte nicht, daß man mich dahin geführt hatte, blos um mich daselbst zu vergessen. Bisher hatte ich noch einige Hoffnungen in mir genährt; aber auf dieses Wort verschwanden sie vollends alle, und ich sah daraus, daß mir meine Verfolger den unvermeidlichen Untergang geschworen hatten. Was für Trostgründe konnte ich nun noch aus mir selbst herholen? Ich war dreymal entflohen, und eine jede Flucht konnte für eine Art von Wunderwerk gehalten werden; ich konnte nicht erwarten, daß sich zu meinem Vortheile neue zutragen sollten. Ich vertiefte mich in allerhand Gedanken. Mein Geist kehrte immer wieder in sich selbst zurück, und am Ende war ich wieder da, wovon ich ausgegangen war.

Inzwischen glaubte ich doch auf ein Mittel gekommen zu seyn, wodurch ich mir wenigstens meine Langeweile vertreiben, und indem ich nützliche Bekanntschaften machte, vielleicht Freunde finden könnte, die mir mit der Zeit hülfreiche Hand leisten könnten. Ich ging nämlich damit um, mit allen Gefangenen Umgang zu pflegen, ohne dabey aus meiner Stube zu kommen, wo ich mit der größten Aufmerksamkeit bewacht wurde. Die Ausführung dieses Projekts war nicht leicht; mir aber war es schon genung, daß sie nicht unmöglich war.

Es kam darauf an, daß ich die ungeheure Mauer des Festungsbaues auf der Seite des Gartens, worin alle andre Gefangne frische Luft schöpfen durften, durchbohrte. Hiezu hatte ich nichts als meine Hände. Ich erinnerte mich zwar, daß ich ein Jahr vorher, während dem ich einmal in diesem Garten spazieren ging, ein altes Stück von einem Degen, und einen eisernen Reif von einem Wassereimer, der mir von ohngefähr in die Hände gefallen war, aufgehoben und sorgfältig versteckt hatte, um es im Fall der Noth wieder finden zu können. Allein es war im Garten, und die Schloßbedienten hätten mir um alles in der Welt nicht erlaubt, daß ich darin spazieren ginge, weil ich mich dieses Mittels schon zweymal so geschickt bedient hatte, ihrer Aufsicht mich zu entziehen, und mich aus dem Staube zu machen.

Ich hatte bemerkt, daß, wenn in der Stube eines Gefangenen eine Reparation vorfiel, man den Gefangenen in dem Augenblicke, da darin gearbeitet wurde, herausgehen ließ, und im Fall die Arbeit lange dauerte, gemeiniglich unterdessen im Garten spazieren führte; denn es war ausdrücklich verboten, daß kein Handwerksmann einen Gefangenen sehen durfte. Damit ich nun meine Wächter dahin bringen möchte, daß sie mich aus meiner Stube ließen, so schlug ich zwey Fensterscheiben ein, und sah mich wohl vor, daß ich einen Zufall vorschützte, der diese Unachtsamkeit veranlaßt hätte. Man dachte gar nichts Arges dabey, und alles ging, wie ich mir vorgestellt hatte. Man ließ den andern Tag den Glaser kommen, und während dem er den Schaden wieder ausbesserte, führte man mich in den Garten, ließ mich da allein, und schloß die Thüre doppelt hinter mir zu. Ich lief geschwind an den Ort, wo ich diese Geräthschaft versteckt hatte, fand sie, steckte das Stück vom Degen in meine Beinkleider, und den eisernen Reif legte ich unter dem Hemde um meinen Leib. Sobald die Scheiben eingesetzt waren, so holte man mich wieder ab, und brachte mich auf meine Stube. Ich nahm eine sehr ruhige Miene an; im Grunde aber war ich hoch vergnügt, und dachte nach, was für einen Gebrauch ich von meinen beiden Instrumenten machen wollte.

Die Mauern des Festungsbaues waren wenigstens fünf Fuß dick, und mein eiserner Reif war kaum drey Fuß lang. Ich hatte ihn auf einem Sandstein spitzig geschliffen, und konnte damit in die Steine stechen; allein es war unmöglich, daß er hätte ganz durchgehen können. Ich will mich hier nicht in eine weitläuftige Beschreibung von allen den Operationen, die mir zu meinem Zweck geholfen haben, noch von der unerhörten Mühe, die ich mir gegeben, und den Schmerzen, die ich mir mehr als einmal während der Arbeit verursacht habe, einlassen. Genug, ich brauchte 26 Monate Zeit, um dieses Loch zu machen, und während dieser Zeit ließ ich die Arbeit wohl hundertmal liegen, und fing sie wieder von neuem an. Ich brauchte alle die Hülfsmittel, welche mir schon mehr als einmal meine mathematischen Kenntnisse, und der Geist der Freyheit, der mich belebte, an die Hand gegeben hatten; und endlich erreichte ich meinen Zweck. Dieses Loch ist noch zu sehen. Ich zeigte es vor vier Jahren dem Herrn Marschall, Fürsten von Beauveau. Ein Künstler, der die unbegreiflichen Schwierigkeiten bey dieser Arbeit zu beurtheilen weiß, wird es vielleicht für ein Meisterstück der Industrie ansehen. Es ist im Kamin, an der Stelle, wo der Mantel desselben die meiste Verdunklung verursacht. Ich hatte diese Stelle deswegen erwählt, weil sie mich bey den häufigen Nach-

suchungen, die man in den Stuben anstellt, am wenigsten der Gefahr entdeckt zu werden, aussetzte.

Ich machte von Gips und Sand eine Art von Stöpsel, womit ich dieses Loch so künstlich zustopfen konnte, daß es unmöglich war, auch nur das geringste daran zu bemerken, wenn man auch die Mauer noch so sorgfältig besichtiget hätte. In dieses Loch hatte ich einen starken und langen hölzernen Nagel gesteckt, den ich nach Gefallen wieder herausnehmen konnte. Er hatte nicht ganz die Länge vom Loch, damit, wenn man im Garten die Oeffnung, die ich außerhalb sehr klein gemacht hatte, bemerken, und dieselbe untersuchen sollte, man finden möchte, daß sie nicht tiefer als zwey bis drey Zoll hineinginge, wodurch aller Verdacht weggefallen seyn würde.

Nachdem ich dieses große Werk, über welches man vielleicht erstaunen würde, wenn man es betrachtete, zu Stande gebracht hatte, so band ich einige Stücke Holz mit einem Bindfaden, wozu ich die Fäden abermals aus meinen Hemden und Tüchern gezogen hatte, zusammen, und machte mir einen sechs Fuß langen Stab daraus. Ich wußte die Zeit, wann die Gefangenen in den Garten geführt wurden. Zudem konnte ich auch durch meine Gitter die Gartenthüre sehen. Wenn niemand spazieren ging, so war sie beständig offen, und ich hörte

sie allezeit zuschliessen, wenn man einen Gefangenen hineingeführt, und darin gelassen hatte. Nachdem alles auf die oben beschriebene Weise vorbereitet war, so wendete ich den ersten Augenblick, da ich einen Gefangenen allein im Garten wahrnahm, dazu an. Ich steckte meinen Stab, an dessen Ende ich ein Band gebunden hatte, durch das Loch. Der Gefangene hatte es bald bemerkt; er kommt näher, besieht es, zieht an dem Bande und an dem Stab, der über das Loch herausragte. Ich hielt ihn auf meiner Seite stark an; er merkt Widerstand, und weiß nicht, was das Ding bedeuten soll. Denn daß ein Gefangener seine Stubenmauer sollte durchbohrt haben, ließ er sich gar nicht träumen. Ich sagte ihm, er solle näher kommen. „Das ist der Teufel, schrie er, der mit mir spricht;" ich benahm ihm seine Angst, und erzählte ihm mein Schicksal. Wie die Reihe an ihn kam, so sagte er mir, daß er der Baron von Venac, Hauptmann bey dem Regiment Picardie, ein Sohn des Grafen von Beluse, und von Saint-Cheli, folglich aus eben der Gegend, wo ich her war, gebürtig wäre. Da unsere Schicksale einander ähnlich waren, und zugleich einerley Ursache hatten, so mußte uns dieses noch näher zusammen bringen. Schon seit 19 Jahren büßte er für das Verbrechen, daß er der Marquise von Pompadour eine gewisse Nachricht gegeben hatte, die ihre Herkunft betraf.

und also ihren Stolz demüthigen konnte. Wir verabredeten uns über die Vorsicht, die wir nöthig hatten, um unsere Gespräche künftig fortsetzen zu können.

Auf die nämliche Art machte ich fast mit allen Gefangenen auf der Festung Bekanntschaft. Man wird es mir ohne Zweifel zu gut halten, wenn ich einige Augenblicke bey Thatsachen und Begebenheiten stehen bleibe, die bey einigen Lesern ihre Empfindlichkeit, bey andern aber ihre Neugierde reizen können. Und wenn sie auch gleich nicht eigentlich zur Geschichte meiner Trübsale gehören, so gehören sie doch zur Geschichte des Despotismus; sie werden neue Eingriffe desselben vor Augen stellen, und noch näher jene verhaßten Minister kennen lernen, die nichts als ihre Leidenschaften und Laster für heilig erkannten.

Immer von eben denselben Bewegungsgründen angetrieben, immer mit demselben Muth bewaffnet, werde ich sagen, was ich damals aus dem Munde dieser Gefangenen vernommen, ich werde Sachen und Namen ohne Heucheley und ohne Umschweife vorbringen. Diejenigen, welchen es daran gelegen ist, mich Lügen zu strafen, treten auf, und beweisen, wenn sie können, daß ich das Publikum mit Unwahrheit hintergehe.

Der

Der Erste, den ich vermittelst des Lochs und des Stabs kennen lernte, war ein Edelmann von Montpellier. Er nannte sich Baron von Bissec. Bey diesem Namen fing ich an zu zittern; ich glaubte, es wäre einer von meinen Brüdern. Er brachte mich aber aus meinem Irrthum. Die Marquise von Pompadour ließ ihn auf den Verdacht, daß er nachtheilig von ihr gesprochen habe, festsetzen. Seit 17 Jahren beseufzete er in diesem Gefängniß das Unglück, bey ihr einen Verdacht erregt zu haben. Er war krank und sehr schwach, und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten. Unsre Unterhaltung schien ihn zu interessiren und ihm zu gefallen. Er versprach mir, daß er so oft zu meiner Unterredung kommen wolle, als es ihm seine Unpäßlichkeit erlauben würde. Ich habe ihn aber seitdem nicht wieder gesehen, und weiß nicht, ob er bald darauf gestorben ist, oder ob er Krankheit wegen nicht hat ausgehen können, oder ob man ihm seine Freyheit wieder geschenkt hat; doch ist dieses letztere nicht sehr wahrscheinlich, denn es hatte das Ansehen, als ob er auch nach Vincennes geschickt worden wäre, um da vergessen zu werden.

Ich habe auch ein Parlamentsglied von Rennes hier angetroffen, welcher deswegen eingesperrt worden war, weil er an der nur allzubekannten Ge-

Flüchte des Herrn von Chalotais Theil gehabt hatte.*)

Ein Geistlicher, welcher der Abbé Prior von Paris genennt worden, hatte sich in den Kopf gesetzt, eine neue Orthographie einzuführen, die dahin abzweckte, daß man viele Worte in der französischen Sprache mit so wenig Buchstaben als möglich schriebe, und die diesen Nutzen haben sollte, daß man bey derselben einige Rieß Papier ersparte. Dieser Mann, der sonst voll Einsicht war, ließ sich einfallen, an den König von Preußen zu schreiben. Er wußte, wie gnädig dieser Monarch Leute von Talent aufnahm und beschützte. Er schrieb seinen Brief nach seiner neuen Orthographie; wahrscheinlich machte ihn dieses ganz unleserlich. Er wurde nach der damaligen Gewohnheit auf der Post erbrochen. Vermuthlich glaubten

*) Herr de la Chalotais war Generalprocurator des Parlements von Bretagne. Er hatte bey Gelegenheit der Aufhebung des Jesuiterordens nachtheilige Berichte gegen die Jesuiten eingeschickt. Diese hetzten aus Rache die Stände von Bretagne gegen ihr Parlament auf, woraus die weitläuftigen Händel entstanden, die unter dem Namen les affaires de Bretagne bekannt sind. Chalotais, Vater und Sohn, und drey Parlementsräthe wurden unrechtmäßiger Weise in einer Nacht aufgehoben, und als vorgebliche Feinde der königlichen Gewalt und der öffentlichen Ruhe zur Gefangenschaft gebracht. Ueb.

die Wächter, die nichts davon verstehen konnten, Hieroglyphen, deren geheimnißvolle Bedeutung ih- nen Furcht und Schrecken einjagte, zu sehen, und ließen den armen Pater Prior einer Sache wegen nach Vincennes bringen, wegen welcher er kaum ver- dient hätte, in das Tollhaus eingesperrt, und zu bes- serer Erlernung des Wörterbuchs verdammt zu wer- den. Dieser Unglückliche war schon sieben Jahre da- selbst, vielleicht hat seine Gefangenschaft für ihn ewig gewährt.

Ich habe hierauf den Ritter de la Roche- guerault gesehen, den man zu Amsterdam arre- tirt hat, weil man den Verdacht auf ihn hatte, als ob er der Verfasser von einer Schrift, die gegen die Marquise von Pompadour gerichtet gewesen, wäre. Er war schon 23 Jahre eingesperrt, und er hat mir bey allem was heilig ist geschworen, daß ihm diese unglückliche Schrift nicht einmal bekannt sey. Man hielt ihm nicht nur keine Thatsache noch einen Beweis vor, sondern man würdigte ihn auch nicht einmal, sich verantworten zu dürfen. Auf eben diese Art wurden auch alle andere behandelt. Was hat denn aber, wird man mich fragen, Herr von Sar- tines auf allen den Schlössern gethan, wenn es doch seine Schuldigkeit war, die Gefangenen zu be- suchen, sie anzuhören, und über sie zu sprechen? Ja, das war freylich seine Schuldigkeit; allein er kannte

und erfüllte von allen seinen Pflichten keine, als die, wodurch er die Augen und die Bewunderung Anderer auf sich ziehen konnte. Er opferte alles seinen Leidenschaften, und alle seine Leidenschaften seiner Eigenliebe auf. Bey dieser Denkungsart konnte er nichts Gutes stiften, das nur ihm allein bewußt gewesen wäre. Was kümmerte er sich darum, ob man ihn in dem Umfang eines Gefängnisses für einen rechtschaffenen Mann hielt oder nicht? Er kam oft dahin, blos damit das Publikum wissen möge, daß er dahin ginge, daß es glauben möge, als ob er auf Ordnung hielte, und als ob er den Unglücklichen, die er daselbst anträfe, ihre Leiden erträglich machte.

Ein anderer Gefangener, mit Namen Pompignan von Mirabelle, der öfters sich mit mir unterhielt, kannte ihn sehr gut. „Ich hörte," sagte dieser Mann, der schon sehr alt war, „vier Verse*) hersagen. Ich hatte das Unglück, sie zu behalten, und sie in einer zahlreichen Gesellschaft zu wiederholen. Herr von Sartines erfuhr es. Es wurde mir zu wissen gethan, daß er mich arretiren lassen wollte. Ich stellte mich ihm selbst, und bat ihn, daß er mir sagen möchte, in was für ein Gefängniß ich mich begeben sollte. „Nach Vincennes,"

*) Ich habe nie erfahren, was diese Verse enthalten haben, noch gegen wen sie gerichtet gewesen sind. Wahrscheinlich gegen den Herren von Sartines.

war die Antwort. Ich setzte mich in meine Chaise, fuhr der ehrwürdige Alte fort, und verfügte mich, ohne erst nach Hause zu fahren, hieher. Kaum war ich angekommen, so war auch schon der Befehl zu meiner Verhaftnehmung da. Ich hielt dies anfänglich für ein Spielwerk; aber es dauert nun schon eilf Jahre. Ich habe den Herrn von Sartines schon etlichemal gesprochen, aber nie etwas anders als diese Worte von ihm herausbringen können: „Entweder sind Sie der Verfasser von diesen Ver„sen, oder Sie kennen den, der sie gemacht hat. Im „letzten Fall macht Sie Ihr hartnäckiges Still„schweigen eben so strafbar. Nennen Sie ihn, so „sollen Sie Ihre Freyheit wieder haben." Und dieses Ungeheuer, setzte er hinzu, dieses Ungeheuer will dafür angesehn seyn, als ob er gerecht und menschlich dächte! Er will gutherzig, er will großmüthig und gefühlvoll scheinen. Beständig sieht man ihn vor den Altären knien; ja, in seinen Leidenschaften muß man ihn sehen, da muß man ihn kennen lernen. Man wird sehen, daß er beständig damit umgeht, sie zu verbergen und zugleich zu befriedigen. Er ist in allen Betrachtungen dem vergifteten Insekt ähnlich, das über die geringste Beleidigung böß wird, allezeit mit seinem Stachel zu treffen bereit ist, und die Kunst besitzt, ihn allezeit zu verbergen."

Man wird mich vielleicht beschuldigen, als ob ich nur allein seine eigenen Schlachtopfer hätte anführen wollen. Ich muß also beweisen, daß er nicht der einzige gewesen ist, der seine Gewalt so weit gemißbraucht hat. Ich werde nur einen einzigen Zug, der den Herzog de la Brilliere betrifft, anführen, und das heißt, noch eine Uebelthat erzählen.

Einer von den Gefangenen, der am meisten Vertrauen in mich setzte, und dessen Trübsale mich am meisten rührten, war ein gewisser Herr Tiercelin, Graf de la Roche Dumaine. Er hatte zwey Söhne im Dienste, und zwey Töchter, wovon er die älteste in die Antons-Abtey zu Paris geschickt hatte. Er lebte auf einem seiner Güter, welches den Namen Grange - chancel führte, ein Name, der in den Annalen des Despotismus schon seit langer Zeit berühmt ist. Er vernahm einsmals, daß diese seine älteste Tochter das Unglück gehabt hätte, von dem Monarchen mit seiner Zärtlichkeit beehrt zu werden, und daß dieser sie zu einer seiner Mätressen erhoben hätte. Er eilt nach Paris, kann seine Entehrung noch gar nicht glauben, meldet sich in der Abtey, Niemand weiß, was aus seiner Tochter geworden ist; er fliegt nach Versailles, wendet sich an den königlichen Kammerdiener le Bel, der nach dem Tode der Marquise von Pompadour

des Königs vornehmster Unterhändler gewesen ist. Dieser versichert ihn, daß er sie nicht kenne. Dieser unglückliche Vater, der gezwungen war, seinen Schmerz und seine Schande in seinem Herzen zu verbergen, wollte sich in seinen Nachforschungen von niemand helfen lassen. Inzwischen glaubte er doch einmal seine Tochter in einer Chaise gewahr zu werden; er geht auf dieselbe zu, läßt sie aufmachen, erkennt seine Tochter, und heißt ihr, mit ihm kommen. Ich will diesen Mann weder tadeln noch rechtfertigen. Er willigte endlich in eine Entehrung, die er nicht verhindern konnte, und schien sogar dieselbe zum Vortheil seiner andern Kinder zu benutzen. Er bezog zu Paris eine Wohnung, und sie kam oft zu ihm, wenn er sie nicht zu Versailles besuchte.

Ein Jesuit suchte sich bey dem Fräulein von Tiercelin einzuschleichen, und machte in dieser Absicht Bekanntschaft mit ihrem Vater. Dieser stellte ihn hierauf seiner Tochter vor, und empfahl ihr denselben. Dieß war alles, was der Jesuit verlangte. Er vereinigte in sich alle Laster, die liebenswürdig und verführerisch machen. Er suchte zu gefallen, kannte die Mittel dazu, und wußte sie anzuwenden. Er erreichte seine Absicht bey dieser jungen Person leicht, und theilte bald mit ihrem er-

habenen Liebhaber ihre Vertraulichkeit und Zärtlichkeit. Allein damals fiel ihm die Gegenwart ihres Vaters sehr zur Last; er mußte sich immer vor seiner Erfahrung, und vor seiner Herrschaft, die er über seine Tochter behauptete, fürchten. Er überredete sie also, daß dieser Vater ein lästiger und gefährlicher Zeuge wäre, der mit seinen unbescheidenen Vorstellungen alle Augenblick ihr Glück und ihre Ruhe störte. Sie wirkte daher bey dem Herzog de la Vrilliere eine Lettre de Cachet gegen ihren Vater aus. Sie hätte von diesem Minister tausend wegen einer so rechtmäßigen Sache erhalten können. Dieser unglückliche Alte wurde von dem Polizeyinspektor Desmarais auf die Festung St. Yon nach Rouen mit dem gemessensten Befehl gebracht, daß ihm nicht erlaubt werde, an irgend jemand zu schreiben.

Hier blieb Tercelin bis ins Jahr 1776, da eine große Anzahl von den dasigen Gefangenen sich verabredeten, sich mit Gewalt in Freyheit zu setzen. Sie wählten hiezu die Zeit, da sie alle mit einander der Messe beywohnten. Auf ein verabredetes Zeichen stehen sie auf, halten sich zusammen, jagen ihre Wächter davon, bemächtigen sich der Stühle und Bänke, und schlagen die Thüren ein. Es waren ihrer gegen hundert; sie jagen durch ihre Herzhaftig-

ten Schrecken ein, überwinden alle Hindernisse, und entkommen. Tiercelin folgte den andern nach.

Da er genöthigt war zu fliehen, und sich den Nachforschungen seiner allmächtigen Tochter zu entziehen, so suchte er in einem Benedictinerkloster, worin der Pater Prior Hardi sein guter Freund war, seine Zuflucht. Sie berathschlagten sich, wie er sich am besten verborgen halten könnte, und der Pater Prior schickte ihn zu einem von seinen Pächtern, auf ein Dorf fünf Meilen von Paris, das Plaisir les Garreaux hieß. Er blieb hier lange verborgen. Endlich wirkte seine Tochter eine zweite Lettre de Cachet gegen ihn aus, und er wurde nach St. Lazar, und von da nach Vincennes gebracht.

Der Priester, welcher dem Fräulein Tiercelin die Anschläge gab, setzte vielleicht einen allzuhohen Preiß auf seine geleisteten Dienste, und verlangte eine allzugroße Belohnung. Er veruneinigte sich mit dieser Elenden. Er mußte sich vor ihr fürchten, und deswegen suchte er sie zu stürzen. Er schob Briefe, Schriften, und eine Correspondenz zwischen ihr und dem Könige von Preußen, die Frankreichs Interesse entgegen war, unter, und machte, daß alle diese Schriften dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in die Hände fielen. Dieser meldete

es dem Könige, und dieser ließ sie auf die Bastille setzen. Die Gesetze, die für alle andere stumm waren, behielten für sie noch einige Kraft. Man stellte sie mit ihrem Ankläger zusammen. Sie überführte ihn, und bewies ihre Unschuld. Der Priester machte sich aus dem Staube; die ganze Bestrafung dieses Ungeheuers bestand in einer Verbannung, und der unglückliche Vater blieb zu Vincennes. Er wurde daselbst vergessen. — — Ihr unumschränkten Monarchen! dieß sind Eure Minister! Franzosen! dieß waren Eure Gesetze, dieß war Eure Constitution!

Wir kehren von diesem Schauplatze der Gräuel wieder in meinen Kerker zurück. Und damit wir uns indessen von unserm Unwillen erholen, so wollen wir sehen, wie ich der Wachsamkeit meiner Wächter noch einmal zu entschlüpfen gesucht habe. Während daß ich Mittel finden konnte, auszureißen, bemühete ich mich, meine Langeweile mir zu vertreiben. Es wurde mir alles verweigert. Es war mir viel daran gelegen, daß ich wenigstens Dinte und Papier bekäme. Die andern Gefangenen, die die Erlaubniß hatten, im Garten spazieren zu gehen, und denen man diese Dinge nicht verweigerte, sagten mir zu, daß sie alles, was man ihnen geben würde, mit mir theilen wollten. Es ist leicht zu erra-

chen, auf welche Art sie mir dasselbe zustellten. Ich zog nach meiner Gewohnheit aus meiner Wäsche Fäden; sie rollten Papier zusammen, banden es an, und ich zog es an mich. Ich hatte baumwollene Strümpfe ausgezupft, und schob ihnen die daraus erhaltene Baumwolle zu. Sie ließen dieselbe auf ihrer Stube die Dinte einsaugen, dann gab ich ihnen ein Stück von einem Blatt Pergament, auf welchem ich meinen Tabak anzufeuchten pflegte; sie wickelten die mit Dinte angefüllte Baumwolle in dasselbe ein, und auf diese Art erhielt ich meine Dinte und mein Papier. Ich bediente mich derselben, um meine und ihre Correspondenz weiter auszubreiten. Es kannte und sahe keiner den andern, denn es durfte nur immer einer nach dem andern spazieren gehen. Ich ward ihnen also behülflich, daß sie einander schreiben konnten, und meine Stube war das Generalcomtoir. Ich empfing und theilte alle Briefe aus, und kam so weit, daß ich den ganzen Tag Beschäftigung genug hatte, um nicht mehr alle Augenblicke zählen zu dürfen.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß außer mir noch drey andere Gefangene sehr eng eingeschlossen wären, und die Freyheit, spazieren gehen zu dürfen, nicht genössen. Wir hätten gern auch Bekanntschaft mit ihnen gemacht, denn sie würden uns

sehr wichtige Aufschlüsse über eine Thatsache haben geben können, die zwar heut zu Tage bekannt genug ist, deren nähere Umstände angeben zu können, aber doch eine Sache von Wichtigkeit gewesen wäre. Die Herren Buynam, Rainville und Prevot hatten sich öffentlich gegen das schändliche Monopolium erklärt, welches in den letzten Jahren Ludwigs des XV. sein Königreich verwüstete, und sein Andenken vollends brandmarkte.*) Ihr Muth war ein Verbrechen, das nicht streng genug bestraft werden konnte. Sie wurden von der Bastille nach Vincennes gebracht, und daselbst sogar der traurigen Linderungsmittel beraubt, die man sonst keinem Gefangenen verweigert. So verfuhr man gemeiniglich mit denen, welche die Minister beleidigt, oder sie zu ihrer Beschämung blosgestellt hatten.

*) Ludwig XV. hielt für sich eine eigne Kasse, worin er zum Nachtheil der Kasse des Staats alles zusammen scharrte. Die verworfenen Menschen, die um ihn waren, brachten ihn auf die Spekulation, daß er sich durch den Alleinhandel mit Korn einen ungeheuern Profit machen könnte. Man erbaute königliche Magazine unter dem Vorwande, dem Mangel des Volks abzuhelfen. Dadurch aber wurde das Korn seltener, und der Preiß stieg noch höher. Der König ließ sich genaue Listen von den Marktpreisen auf allen Märkten seines Königreichs vorlegen. Ueb.

„ Ich habe schon gesagt, daß Herr Guyonnet mir mein Leiden auf alle ihm nur mögliche Art zu lindern gesucht hatte. Unglücklicherweise verloren wir ihn, und der gegen uns losgelaßne Teufel schickte uns an seine Stelle den Herrn von Rougemont, dessen ganze Seele von den niedrigsten Lastern zusammengesetzt, und der wahrhaft würdig war, den Sachwalter unserer Henker abzugeben. Ich will mich nicht lange dabey aufhalten, wie er seine Gefangenen zu peinigen suchte, denn ich müßte alles das wiederholen, was man schon von ihm weiß. Einer von jenen Männern, deren seltne Talente, und deren Leidenschaften sogar, auf das Schicksal der Staaten, zur Zeit ihrer Revolution einen Einfluß haben, ein Mann, der dazu bestimmt war, bald das Opfer bald die Geisel des Despotismus zu seyn, und der schon in seinen jungen Jahren seine große Bestimmung beynahe erfüllt hat, der Graf von Mirabeau hat in seinem vortreflichen Werke über die Lettres de Cachet mit seinen ihm eigenen kraftvollen Farben die barbarische Habsucht dieses Wächters, und alle die Infamien, durch die er sie zu sättigen trachtete, geschildert. Wenn ich jedoch Gefahr laufen dürfte, etwas, das er schon gesagt hat, zu wiederholen, so kann ich nicht umhin, einen Blick auf einige Thatsachen zu werfen, die sowohl das Betragen dieses Commendanten zu Vincennes, als der

Minister, deren Sachwalter er war, und die ihn ohne Zweifel leiteten, so lange sie ihn nicht tadelten, in ein helles Licht setzen. Denn man muß sich nicht blenden lassen. Selten treten die Despoten auf dem Haupttheater auf, daß man sie da erkennen könnte. Hier blenden sie bisweilen durch den Glanz ihrer Handlungen; hier nehmen sie ein, und setzen in Erstaunen. Und oft bewundert noch der Pöbel das, was man an ihnen Adel und Größe nennt; er küßt ehrerbietig die Hand, die ihn um Ehre und Freyheit bringt, wenn sie sich nur mit Würde auf ihn herniederläßt. Allein, wenn man sie recht kennen und schätzen lernen will, so muß man die geheimen Triebfedern, die sie springen lassen, untersuchen; man muß insbesondere ihren Geist in dem Betragen ihrer Untergeordneten studiren. Diese tragen fast immer die Livree ihrer Obern. Da sie nicht so geschickt sind, ihre Gesinnungen und Leidenschaften zu bemänteln, und ihnen jenen Anstrich von Größe zu geben, der sie bisweilen veredelt; so verrathen sie, indem sie sich in ihrer Blöße zeigen, das Geheimniß und die Häßlichkeit derer, die sie leiten und beleben. Es gehört also zu meinem Gegenstand, es gehört zur Geschichte des Tyrannen, den ich anklage und verfolge, daß ich auch die Diener seiner Rachsucht kenntlich mache.

Herr von Rougemont war eine Kreatur des Herzogs de la Brilliere. Er hatte die Tochter des Pagenhofmeisters beym Herzog von Orleans geheirathet, und mehr brauchte es nicht, um sich bey dem Herrn von Sartines in Gunst zu setzen. Dieser war ihm treulich gewogen, und ließ sogar seinen Eifer und seine Freundschaft noch weiter gehen. Rougemont konnte keinen Schritt ohne die Aufsicht des Polizeylieutenants thun. Von allen seinen Handlungen war nicht eine einzige, die nicht eine Erpressung oder eine Grausamkeit gewesen wäre. Alles ging ihm ungestraft hin, und die Gefangenen durften sich weder beklagen, noch ein Wort darüber von sich hören lassen.

Für einen unglücklichen Gefangenen, für den sonst gar kein anderer Genuß möglich ist, ist die Kost gewiß ein wichtiger Gegenstand. Mit was für einem Namen soll man nun die schändliche Habsucht belegen, die ihm die Nothwendigkeit, das erste Bedürfniß der Natur zu befriedigen, zu einer Qual macht? Der König bezahlte, wie man mir gesagt hat, und wie ich fast gewiß weiß, für jeden Gefangenen zu Vincennes täglich sechs Franken Kostgeld. Für dieses Geld konnte man doch wohl eine gesunde und auch wohlschmeckende Kost verlangen. Wenn man überdieß bedenkt, daß der Gouverneur von allen sei-

nen Lieferanten sehr beträchtliche Lieferungen, und dieselben also auch um einen weit billigern Preiß als jeder Privatmann erhielt; wenn man bedenkt, daß das Schloß von großen Gärten umgeben ist, wovon er als Gouverneur den Genuß hat, und daß er also um den leidlichsten Preiß die vortreflichsten Gemüse hätte anschaffen können; endlich, daß er keine von den übermäßigen Abgaben bezahlen durfte, die in Paris den Preiß der Lebensmittel verdoppeln — wenn er nun über dieß alles einem jeden Gefangenen sein halbes ihm ausgesetztes Kostgeld gestohlen hätte, wenn er zwey Drittel davon gestohlen hätte, so hätte er ihnen doch noch für 40 Sous täglich gute und gesunde Speisen geben können. Es giebt in Paris eine Menge Traiteurs, bey denen man um einen viel niedrigern Preiß vollkommen gut speisen kann. Rougemont hatte, so wie diese, viele Leute zu speisen, und außer den angezeigten Vortheilen noch diesen, daß eine Menge Leute, die zur Aufwartung der Gefangenen gehalten werden mußten, vom Könige bezahlt wurden. Herr Guyonnet, der keiner Niederträchtigkeit fähig war, ließ die zur Unterhaltung der Gefangenen ausgesetzte Summe aufgehen. Er richtete sich nach ihrem Geschmack und Appetit, und bezeigte denen, die es verdienten, auf die rührendste Weise alle mögliche Aufmerksamkeit. Wie schrecklich fiel uns dagegen die

bar-

barbarische Unempfindlichkeit seines Nachfolgers auf! Alles schien unter seiner Direction das Gepräge davon anzunehmen. Man hätte sagen können, daß er den Gefangenen nur deswegen zu essen gäbe, weil es sein Vortheil wäre, wenn sie nicht Hunger stürben. Der Wein war sauer und elend. Hackstockfleisch, immerfort Hackstockfleisch, das beynahe immer stinkend und scorbutisch war; Gemüße ohne Zurichtung, Brühen ohne Gewürz; manchmal, nämlich alle Freytage, elendes Backwerk, das niemals ausgebacken war. Denn er hatte zu Vincennes in der Kost eben die Ekel erregende Einförmigkeit eingeführt, wie sie auf der Bastille Mode war. So waren unsere Speisen beschaffen! Mit einem Wort, wenn wir nur über die Unmenschlichkeit des Rougemonts, und über seine Gleichgültigkeit in Ansehung alles dessen, was uns betraf, uns hinauszusetzen gehabt hätten, so hätte uns vielleicht manchmal ein glücklicher Zufall dafür schadlos gehalten. Allein dieser Gouverneur, dem seine zwanzigtausend Livres, die ihm sein Posten einbrachte, und mehr als funfzehntausend, die er den Gefangenen abstahl, noch nicht genug waren, knauserte in allen Stücken, und also bediente man ihn auch darnach. Seine Lieferanten, die er lange warten ließ, und dann schlecht bezahlte, schickten ihm, was sie nicht mehr anderswo verkaufen konnten. Fast alle die

Leute, die im Dienst auf dem Schloß standen, waren seine Gläubiger, und hatten zum Theil ziemlich starke Summen bey ihm stehen. Diese Leute mögen nun entweder für den Vorschuß, den sie ihm thaten, ihren Profit wieder gesucht haben, oder, er mag ihnen statt der Bezahlung durch die Finger gesehen, und sie dadurch zum Stillschweigen gebracht haben, so waren sie davon versichert, daß er sich vor ihnen fürchten, und daß ihnen alles ungestraft hingehen mußte, und die unglücklichen Gefangenen mußten unter dieser verhaßten Haushaltung leiden; denn auf der einen Seite wurden sie von den Niederträchtigkeiten des Herrn, und auf der andern von dem groben und pedantischen Uebermuth der Knechte geplagt. Wenn sie sich über etwas beklagten, so war die gewöhnliche Antwort: „daß es für Gefangene noch zu gut sey." Herr von von Mirabeau hat von einem Koche des Herrn von Rougemont folgende Worte angeführt: „Wenn man die Gefangenen mit Stroh fütterte, „so würde er ihnen Mist geben." Zu so etwas läßt sich weiter nichts mehr sagen. Ein jeder, der es liest, mag darüber sein Herz sprechen lassen, und fühlen, was ihm sein Unwille darüber eingiebt.

Herr von Rougemont hatte bey seiner Ankunft zu Vincennes gefunden, daß einige im Dienste

stehende Personen Gefühl hätten. Er wußte sie auf die Seite zu schaffen, und behielt nur diejenigen bey, die eben so gesinnt waren, wie er. Er hatte es hiedurch dahin gebracht, daß er so zu sagen nur von sich selbst umgeben war.

Von solchem Schlage waren die Creaturen, welche die unglücklichen Gefangenen umringten, und die einzigen waren, die sie anredeten, den Herrn von Sartines, damaligen Polizeylieutenant, ausgenommen. Denn dieser kam alle Jahr einmal nach Vincennes, um dem Herrn von Rougemont seine Lobsprüche zu ertheilen, und die Gefangenen, welche sich unterstanden, über diesen harten und entsetzlichen Despotismus sich zu beschweren, wegen ihrer Unverschämtheit und Ungelehrigkeit zu bestrafen.

Ich habe ihn nur in Rücksicht der Kost der Gefangenen betrachtet, und davon nur eine ganz schwache Skizze entworfen. Wie viele nähere Umstände, wie viele wichtige Umstände könnte ich noch weiter angeben, wenn ich alle andere Operationen durchgehen wollte, die in der eingeführten Ordnung, wovon fast jeder Artikel noch über die Inquisitionsarcaki ging, vorgeschrieben gewesen waren. Lektüre, Spaziergang, wenn anders einem Gefangenen diese schätzbare Gnade bewilligt worden war, kurz, alle

seine geringsten Handlungen, seine Ideen, sogar seine Seufzer waren entweder der Gegenstand oder der Vorwand einer neuen Kränkung. Ich würde ein ganzes Buch davon anfüllen, wenn ich sie alle erzählen wollte. Doch aber noch eins! Ich habe nur allzu gut erfahren, wie richtig der Verfasser der Schrift über die Lettres de Cachet spricht. Er hat zwar seine Erzählung ausgeschmückt, denn es war ihm unmöglich, solches nicht zu thun, allein es wäre auch schwer gewesen, alle diese Abscheulichkeiten zu übertreiben, und dieses hat er nicht gethan. Ich kann blos auf ihn zurückweisen. Uebrigens aber würden diese umständlichen Erzählungen gegenwärtig nicht mehr das nämliche Interesse haben, seitdem sich diese Gefängnisse auf den Ruf unserer Befreyer eröffnet haben, seitdem wir in einen andern Horizont, und durch einen einzigen Tag in ein neues Jahrhundert versetzt worden sind.

Ich schränke mich also blos auf die besondern Thatsachen ein, die mich betreffen. Eine davon kann man schwerlich mit Stillschweigen übergehen. Ich habe oben gesagt, daß, als ich auf dem Punkt war, in meinem Kerker vollends umzukommen, man mich aus diesem stinkenden und feuchten Orte, in welchem das Leben zur größten Marter wurde, herausgenommen, und mir eine Stube eingeräumt

habe, wo ich die schönste und heiterste Aussicht hatte. Als ich nach einigen Monaten wieder zum Leben gekommen war, so genoß ich diese Annehmlichkeit, und hatte in derselben gewissermaßen einen Trost. Nun aber kam der unwürdige Nachfolger des Herrn Guyonnet nach Vincennes. Dieser gönnte mir das Vergnügen, das ich an dieser Aussicht hatte, nicht. Er fing also damit an, daß er die Fenster höher hinaufrücken und schmäler machen ließ, so daß ich weder über dieselben hinunter, noch gerade hinaus sehen konnte. Hierauf ließ er an die Gitter einen Schirm von Eisendrath machen, der so enge war, daß kaum ein Sonnenstrahl durchfallen konnte. Aber auch dieser düstre Schein war ihm noch zu viel; er beging daher die unmenschliche Grausamkeit, und fing diesen vollends durch einen Anbau auf, den er bis zu oberst an das Fenster hinaufgehen ließ, so daß ich kaum den Tag erkennen, und einen kleinen Punkt vom Himmel sehen konnte.

Was konnte diesen Mann zu so strafbaren Ausschweifungen verleiten? Wer konnte ihn antreiben, daß er ohne Grund und ohne Noth so barbarisch handelte? Darf man noch fragen? Hätte er sich eine solche Aufführung erlauben dürfen, wenn er nicht das Werkzeug einer höhern Macht gewesen wäre? Ich will zwar nicht in Abrede seyn, daß er, wenn

er Böses that, seinem eigenen Instinkte folgte. Aber wenn er mein Henker war, kam es ihm auch zu, daß er mich zu meiner Strafe verurtheilte? Hatte er das Recht, meine Seufzer nach seiner Willkühr zu vermehren? Und wenn er dieses Recht nicht hatte, hätte er es sich wohl für sich selbst angemaßet? Gewiß nicht, und man braucht es nicht zu sagen. Jedermann erkennt ganz eigentlich die Hand, die ihn führte. Zum Ueberfluß, wenn man Beweise davon verlanget, will ich sie hiemit geben.

Ich wollte mich beklagen, wollte an den Polizeylieutenant schreiben. Ich wußte zwar nur zu gut, wie sehr er sich an meinem Geschrey und an meinen Seufzern ergötzen würde. Allein ich war wie die Kinder, welche die Körper, an die sie sich gestoßen haben, schlagen, und sich dadurch neue Schmerzen zuziehen. Ich wollte ihn mit meinem Schmerz belästigen, sein Herz gewissermaßen bestürmen; und wenn ich keine Gewissensbisse in ihm sollte hervorbringen können, so wollte ich ihn zum wenigsten mit der ewigen Vorstellung meiner Qualen und seiner Grausamkeit ermüden. Und überdieß, an wen konnte ich mich sonst wenden? ich mußte Jemand haben, dem ich mein Leiden klagen konnte, und weil der Tyrann, der mir dasselbe verursachte, der einzige war, den ich damit unterhalten konnte, weil er der einzige war,

gegen den ich meine Seufzer auslassen durfte, so mußte ich wohl dieses traurige und schmerzhafte Mittel anwenden, um meinem Herzen Erleichterung zu verschaffen.

Ich verlangte mit großem Lärmen alles, was ich zum Schreiben brauchte. Ich hatte meinen Wächter auf meine Seite gebracht; ich hatte mehr als einmal das glückliche Talent, meine Wächter für mich einzunehmen, angewandt. Und wer hätte auch meinen entsetzlichen Zustand ohne Rührung, ohne Mitleiden ansehen können? Es gab nur zwey Geschöpfe, die barbarisch und grausam genug waren, um dabey unempfindlich zu bleiben, und mir denselben noch zu verlängern, und zu erschweren.

Dieser Wächter, der sich Tranche nannte, versprach mir, dafür besorgt zu seyn, daß mir das Verlangte gegeben werde. Den andern Tag brachte er mir die Nachricht, daß der Herr von Sartines in wenig Tagen nach Vincennes kommen müßte, und daß der Gouverneur versprochen habe, daß ich bey ihm vorgelassen werden solle. Diesen traurigen und sehr unnützen Vortheil hatte ich schon seit sieben Jahren nicht erhalten können. Man darf sich aber nicht darüber verwundern. Der unbefangene Richter siehet, wenn er das Urtheil dem Gesetze gemäß ausgesprochen hat, dem Strafbaren, den er ver-

dammt, mit Wehmuth, aber ohne Unruhe, ins Gesicht. Der ungerechte Richter hingegen muß den Blick des Unschuldigen, den er aufopfert, fliehen und fürchten. Meine Gegenwart war meinem Verfolger eine Pein. Sie erinnerte ihn an seine Verbrechen. Ich glaubte, daß dieses Versprechen nur ein Vorwand sey, um mir mein Verlangen abzuschlagen. Man hatte mich jedoch dießmal nicht betrogen, und ich erschien vor ihm. Allein er hatte sich ganz von seinen würdigen Trabanten umringen lassen. Wie konnte ich da von dem Herrn von Rougemont in dessen eigner und aller anderer Bedienten Gegenwart sprechen, da diesen allen daran gelegen war, daß sie ihn vertheidigten und rächten, und da sie alles, was ich vorgebracht hätte, geläugnet haben würden? Ich war betreten über ihren Anblick; die Galle stieg mir auf, als ich den Herrn von Sartines ansah; alle meine Sinne waren überworfen; ich wußte nicht, was ich sprechen sollte, ich warf die Augen auf alle meine Verfolger umher, und war so in der Verzweiflung, daß ich nicht wußte, an wen ich mich halten sollte.

Inzwischen faßte ich doch meine Kräfte wieder zusammen, um diesem Minister zu bedenken zu geben, daß ich seit 26 Jahren alles Elend der entsetzlichsten Gefangenschaft hätte erdulden müssen, ohne

daß man mir noch gesagt hätte, worin mein Verbrechen bestünde, ohne daß man mir einen Ankläger oder einen Zeugen vorgestellt, ohne daß man mit noch von Gerechtigkeit gesprochen hätte. — Seine ganze Antwort war, daß er mit dem Könige davon sprechen wolle. Elender und infamer Schlupfwinkel aller Minister, die so diesen geheiligten Namen schänden! Gerade als wenn sie, indem sie ihn zum Vorwand ihrer Rachsucht gebraucht haben, einen nun auch beredet hätten, daß es der König wäre, der alle diese Ungerechtigkeiten begangen hätte! Ich gab dem Polizeylieutenant zu verstehen, daß ich eine große Schrift zu meiner Rechtfertigung entworfen hätte, und bat ihn, mir einen von seinen Ausreitern zuzuschicken, der es abschriebe, und einen Advokaten, den ich darüber zu Rathe ziehen könnte, indem ich ihm zugleich mein Wort gab, daß ich es auf dessen Ausspruch wolle ankommen lassen, und mich selbst zu einem ewigen Stillschweigen verdammen, wenn er meine Rechtfertigung nicht gut hieße. — Er versprach es mir.

Acht Tage darauf sah ich wirklich die beiden Polizeyausreiter, die Herren Huot und Receveur in Begleitung des Majors von Vincennes in meine Stube treten. Ich zeigte ihnen meinen Aufsatz; der, schrien sie, wäre viel zu weitläuftig, und um

den abzuschreiben, müßten sie erst einen neuen Befehl vom Herrn von Sartines haben. Und unter diesem Vorwand gingen sie fort, und kamen nicht wieder. Man hatte mir einen Advokaten versprochen. Ich wartete vier Monate auf ihn; endlich brachte man mir den 6. Julii 1774 einen. Sein Besuch war ohngefähr von eben der Beschaffenheit, wie der Besuch der beiden Ausreiter. Er hörte mich aufmerksam an, las einige Stellen aus meinem Aufsatze, und that, als wenn er mir gern nützlich seyn wollte; doch gab er mir zu verstehen, daß er einen neuen Befehl nöthig habe, um mich wieder zu besuchen, daß er aber um denselben sich eifrigst bemühen wolle. Ich kann nicht sagen, ob er mich zum besten gehabt hat, oder, welches wohl wahrscheinlicher ist, ob Herr von Sartines, der nur gerecht scheinen wollte, und dem es Angst war, ich möchte Vertheidiger finden, nicht erlaubt hat, mich wieder zu besuchen. Genug, ich sah ihn nicht mehr. — Ich wollte an den Polizeylieutenant schreiben. Da war ich noch viel schlimmer daran. Die Gefangenen, die noch am leidlichsten gehalten wurden, konnten diese Gnade nicht eher erlangen, als wenn sie erst viele Monate lang darauf gewartet und darum gebeten hatten. Dann brauchten sie noch viele andere Monate, bis sie erst die Schreibematerialien dazu erhielten. Nach dem neuen Rougemontischen Gesetzbuche mußte man

erst besondere Erlaubniß, ausdrückliche Befehle vom Minister, und so zu sagen Lettres de Cachet haben, wenn man den Gefangenen ein Blatt Papier geben durfte, andere Befehle zur Dinte, und so fort bis zum Petschaft, welches gewöhnlich nur erst nach langen Conferenzen, und bisweilen nach sehr lebhaftem Wortwechsel*) verstattet wurde, obgleich die ganze Sache weiter nichts betraf, als einen Brief von einem Gefangenenen an den Polizeylieutenant, das ist, an seinen Richter, an einen Mann, der sein Schicksal entscheiden sollte. Man wird sich leicht vorstellen, daß ich einen harten Kampf vor mir hatte; allein man wird bey weitem nicht vermuthen, was daraus erfolgte.

Nachdem ich verschiedene Wochen lang vergeblich darum angehalten hatte, und in der Verzweiflung gar nicht wußte, was ich that, so sagte ich, man solle mich wieder in den Kerker bringen, und ich wolle nicht eher wieder herausgehen, als bis mir der Herr von Sartines seinem Versprechen gemäß einen Advokaten geschickt hätte, der mich anhörte und berathete. Gewiß, wenn ich eine bequemere und gesundere Stube verlangt hätte, so würde man wenig darauf bedacht gewesen seyn, mich zufrieden

*) Man lese hierüber Mirabeau sur les lettres de cachet das 8te Kapitel im 2ten Theil nach.

zu stellen. Wer hätte aber glauben sollen, daß man so schändlich mit mir umgehen, und dieses lächerliche Verlangen, das ich in meinem Wahnsinn geäußert hatte, an mir erfüllen würde? Den Tag darauf, als ich dieses Wort gesagt hatte, das in der That nichts als eine Kinderey war, und dessen ich mich nicht einmal mehr besann, kam mein Wächter zu „mir und sagte: „Sie haben verlangt, wieder in den „Kerker gesetzt zu werden. Ich bin zu Ihren Be„fehlen, und man hat mir aufgetragen, daß ich Sie „dahin bringe." Was für ein erbärmliches Spiel! Giebt es wohl irgendwo ein Land, wo man sich dergleichen ungestraft erlauben darf?

Ich wurde also wieder in den Kerker gebracht. Diese neue Scene wird lang dauern, und man wird nicht errathen, was sie uns noch vorstellen wird.

Ich wiederholte mein Verlangen nach einem Bogen Papier, um dem Herrn von Sartines schreiben zu können, dringender. Man sagte mir, daß man den Gefangenen, die im Kerker säßen, diese Erlaubniß nicht gestattete, daß dieses nicht die Regel wäre. Dieses war das Wort, das der Herr von Rougemont, um den Dienst einfacher zu machen, alle seine Wächter, und welche mit den Gefangenen zu reden hatten, sagen ließ: dieß ist

nicht die Regel. Hiemit antwortete man auf alles, verweigerte man alles, und man war aller Weitläuftigkeiten überhoben. Für die allersimpelsten, allergleichgültigsten Sachen hatte man, gleich als wenn es Gefälligkeiten gewesen wären, die zum Nachtheil hätten gereichen können, kein anderes als dieses Wort. Herr von Mirabeau erzählt, daß er niemals einen Spiegel hätte bekommen können. Es war ihm darum zu thun, daß er einen bekäme; er bat eifrigst darum, er bat alle Schloßbediente, einen nach dem andern, darum. Alle, und der Herr von Rougemont obendrein, versicherten ihn, daß dieses nicht die Regel wäre, und er bekam keinen.

Ich stellte vor, daß diese Regel, daß man nicht im Kerker schreiben dürfe, nicht vorgeschrieben, und auch nicht einmal auf der Bastille gebräuchlich sey. Ich bat von neuem. Man versprach mir, daß man bey dem Herrn von Sartines eine Fürbitte für mich einlegen wolle, und einige Tage darauf sagte man mir, daß er nicht haben wolle, daß ich an ihn schreibe.

Er wollte es nicht haben, daß ich an ihn schriebe! Und warum behielt er denn den Titel und die Nutznießungen von einer Stelle, in der es seine erste Pflicht war, mich anzuhören? Un-

freilich war es der wichtigste Beruf eines Polizeylieutenants, daß er die Beschwerden der Staatsgefangenen anhörte; und da ich ihn nach einer 26jährigen grausamen Gefangenschaft daran erinnern wollte, daß ich unschuldig sey, da er mir erlaubt hatte, ihm eine Schrift vorzulegen, worin ich ihn davon überzeugte; da er mir gegen seine Zusage einen Advokaten verweigert; so will er nicht haben, daß ich zum wenigsten mich selbst hören lasse. Er will nicht haben, daß ich an ihn schreibe. Wollte er denn sein Amt nicht brauchen, als nur um mich zu peinigen? Vermöge desselben sollte er mein Richter seyn, und er war nur mein Henker! — —

Ich war jedoch nicht der Einzige, gegen den er so hart verfuhr. Ich habe innerhalb drey Monaten vier Gefangene sich mit eigenen Händen, um seiner Bosheit zu entgehen, erdrosseln gesehen. Ohne Zweifel sagte er damals wie Tiber, als sich einer von seinen Feinden, den er wollte gefangen nehmen lassen, selbst entleibt hatte: „Er ist mir entwischt."

Meine Leser, die vielleicht eben so müde seyn werden, den Namen des Herrn von Sartines zu lesen, als ich es bin, ihn zu schreiben *), hoffen viel-

*) Den ersten Julii 1774.

leicht, daß ich um diese Zeit, da er nämlich Minister vom Seewesen wurde, doch wenigstens wieder frey werde geathmet haben, und daß ich sie nicht mehr mit Erzählung seiner Grausamkeiten werde belästigen dürfen. Allein Sie irren sich, und ich bin bey weitem noch nicht am Ende meiner traurigen und schmerzlichen Geschichte. Herr von Sartines war zwar nicht mehr Polizeylieutenant, allein er hatte die Wahl seines Nachfolgers eingeleitet, und sie auf einen Mann fallen lassen, der seine Creatur und sein Freund war. Sein Freund! Dieses einzige Wort lehrte mich schon, wessen ich mich von ihm zu versehen hätte. Sartines, le Noir, Rougemont, verhaßte Triumphirs, elende und niederträchtige Meuchelmörder, ich werde alle eure Rasereyen, alle eure gegen mich begangenen Verbrechen angeben; ich werde sie alle erzählen. Allein was für ein langes Tagewerk habe ich noch vor mir, wie viele Gräuel habe ich noch aufzudecken!

Nun habe ich also einen Feind, einen Tyrannen mehr, dessen Wuth sich mit der Wuth meiner erstern Feinde vereinigte. Herr le Noir mag nun, indem er mich verfolgte, entweder seinem eigenen Triebe gefolgt seyn, oder er mag geglaubt haben, seine Erkenntlichkeit gegen den Herrn von Sartines erfordere es, daß er auch die Leidenschaften desselben

annähme und sie befriedigte, so wird man sehen, daß er sich als einen würdigen Nachfolger desselben gezeigt, und sogar noch ein grösseres Glück darin gesucht habe, sich an meinen Martern ergötzen zu können.

Ich wußte nicht, daß diese Veränderung mit der Stelle des Polizeylieutenants vorgegangen war, und bestand immer darauf, daß ich an den Herrn von Sartines schreiben wollte. Da ich nun ziemlich gewiß war, daß ich den Widerstand, den man mir entgegensetzte, nicht würde überwinden können, so dachte ich darauf, wie ich noch einmal in mir selbst ein Mittel finden möchte, wodurch ich dieser Erlaubniß, die man mir so hartnäckig verweigerte, überhoben seyn könnte. Wozu, wird man wohl sagen, konnten alle diese Schreibereyen dienen; konnte ich mir wohl schmeicheln, daß ich diesen Tyger gewinnen und zahm machen würde? — Ach, wenn mich nicht die Hofnung noch erhalten hätte, würde ich wohl so viele Martern haben aushalten können? Wehe dem, in dessen Herzen sie ganz erloschen ist! Doch nein, eine solche Qual würde man nicht ausdrücken können, und die wohlthätige Natur hat sie unmöglich zu machen gewußt.

Ich hätte gewünscht, daß ich, so wie ehemals auf der Bastille, auf Täfelchen von Brodkrume mit mei-

meinem Blute hätte schreiben können. Aber der Kerker, in dem ich mich befand, machte dieses Mittel unthunlich. Ich gab mir vergebliche Mühe, wenn ich Täfelchen machen wollte. Es war bey mir so feucht, daß sie nicht trocknen konnten. Ueberdieß war es stockfinster, und nirgends ein Loch, wo nur ein einziger Strahl hätte hinein fallen können. Ich bekam keine frische Luft, als die, welche durch die Schlüssellöcher von den drey großen Thüren, die den Eingang in dieses Grab versperrten, hinein drang. Die dritte Thüre wurde selten geöffnet; es war ein kleines Thürchen in der Mauer angebracht, durch welches mir der Aufwärter das Essen hinein schob. Während dem ich diese traurige Mahlzeit einnahm, stellte er gewöhnlich sein Licht auf den breiten Stein dieses Thürchens, und ging einstweilen seinen andern Verrichtungen nach. Ich nahm mir vor, mir diese Helle und seine Abwesenheit zu nutze zu machen. Ich verfertigte zum voraus von meiner Streue eine Art von Strohplatte, spannte über denselben ein Stück von meinem Hemde, das ich abgerissen hatte, aus, und trug vermittelst eines Strohhalms, in den ich hatte Blut fließen lassen, meine Klagen und Seufzer auf diese Leinwand auf. Wie beredt mußten diese entsetzlichen Charaktere seyn? Wer ist der Mann von Gefühl, der nicht mein Blut mit seinen Thränen abgewischt hätte? Und die Un-

geheuer, an die ich dieselben addressirte, empfingen sie mit Gleichgültigkeit, und betrachteten sie blos als eine Curiosität!

Bey dem Anblick dieses erstaunenden Briefs versammelte sich das ganze Rathskollegium von der Festung, und berathschlagte sich, wie man künftig dergleichen Unternehmungen vorbauen könnte. Es wurde in diesem areopagitischen Gerichte beschlossen, daß außen vor dem Thürchen eine Tille angemacht werden sollte, in welche der Aufwärter sein Licht stecken könnte, damit von demselben nur ein sehr schwacher Schein, bey dem ich nicht würde schreiben können, zu mir hineinfalle, und daß noch überdieß der Aufwärter nicht eher von mir ginge, als bis ich mit meiner Mahlzeit fertig wäre. Dieser Entschluß wurde auf der Stelle vollzogen, und ich dachte unterdessen auf neue Mittel, wie ich diese Vorkehrungen vereiteln könnte.

Es scheint, als ob zwischen meinen Verfolgern und mir zwey Geister gewesen wären, wovon der böse und grausame nur darin sein Vergnügen gesucht hätte, daß er sich den Bemühungen des meinigen, der für mich Wunder zu thun suchte, widersetzte. Unglücklicherweise aber war dieser letztere der schwächste.

Sobald ich sah, daß diese neue Einrichtung zu Stande gebracht war, so nahm ich meine Maasre-

geln darnach. Man kann aus dem, was ich von dieser scheußlichen Höhle gesagt habe, leicht urtheilen, in was für einen Zustand die beständige Feuchtigkeit den Körper des Unglücklichen, den man darin verfaulen ließ, gesetzt haben müsse. Das war aber nicht die einzige und auch nicht die grausamste Marter, die ich darin auszustehen hatte. Ich athmete nur eine fixe und vergiftete Luft ein; so oft man das Thürchen öffnete, so drang auf einmal eine reinere und feinere Luft in meinem Kerker, welche die Luft, so sich in meinen Eingeweiden befand, mit Gewalt ausdehnte, und mir dadurch ein entsetzliches Leibschneiden verursachte. Der Schmerz war manchmal so stark, daß ich mich einige Augenblicke nicht rühren noch bewegen konnte. Ich linderte ihn mit ein wenig Oel; dadurch wurden die Kanäle, durch welche sie ging, erweicht und schlüpfrig gemacht, und der Wundarzt versagte mir es nie, wenn ich ihn darum bat. Ich sammelte mir einen kleinen Vorrath davon in einer Pomadenbüchse, die man mir zum Einschmieren der Haare gelassen hatte. Hierauf machte ich von Stroh ein langes Seil, verfertigte aus demselben vermittelst eines andern dünnen Strohseils, wodurch das größere unter sich verbunden wurde, eine Art von Bienenkorb, womit ich das Licht bedecken konnte. Nach diesem bereitete ich mir auf gleiche Weise einen Stock von Stroh, und band an

das Ende desselben ein Stückchen Leinwand. Von meinen baumwollenen Strümpfen zog ich einen so langen Faden auf, daß ich mir davon einen Docht in meine Oelbüchse machen konnte. Nachdem ich dieses alles zu Stande gebracht hatte, so wartete ich, bis mein Aufwärter kam, und das Thürchen eröffnete. Er konnte mir das Benöthigte nie auf einmal bringen, sondern mußte immer zwey Gänge thun. Während dieser kurzen Abwesenheit zündete ich vermittelst meines Strohstocks, der fünf Fuß lang war, das Stückchen Leinwand, so ich daran gebunden hatte, an dem auf der andern Seite der Mauer in der Dille steckenden Lichte an. In einem Augenblick war meine Lampe angezündet, und mit dem Strohkorbe bedeckt. Der Aufwärter kam gleich darauf wieder zurück; er sah nichts, dachte an nichts, und verließ mich wieder, sobald ich mit meinem Mittagsessen fertig war. Kaum war das Thürchen wieder zugeschlossen, so machte ich mir mein Licht zu nutze, und schrieb noch einen Brief, wie das vorigemal. Ich fand einen gewissen Trost darin, daß ich meine Feinde so verhöhnen, und ihre Bemühungen vereiteln konnte. Der Wächter besann sich lange, ehe er den Brief annahm. Er hatte das Herz nicht, die Leinwand anzugreifen, als ich sie ihm hingab; wenigstens dachte er, es müsse ein böser Geist mir bey allen meinen Handlungen beystehen. Er

sagte mir des Abends, daß er dieses bey den Schloßbeamten zur Ausrede genommen habe, und daß sie selbst geneigt gewesen wären, es zu glauben.

Allein alle diese wiederholten Klagen hatten keine Wirkung. Ich gestehe mit der Freymüthigkeit, die in allen meinen Schriften herrscht, daß dieser letzte Brief nicht gerade eben so abgefaßt war, wie meine andern. Er roch ein wenig nach der Verzweiflung und dem Unmuth, der mich überwältigte. Wenn mir aber meine Feinde denselben, so wie jenen, den ich einige Jahre zuvor auf der Bastille geschrieben hatte, und der in eben demselben Eifer geschrieben war, vorrücken, mit wie viel mehrerm Vortheil kann ich ihnen unzählige andere Briefe und Bittschriften entgegensetzen, die ich zu allen Zeiten an den Herrn von Sartines habe ergehen lassen, und worin ich seine Gnade anrufte. Ich flehte das an, was ich seine Menschenliebe und Gerechtigkeit nannte. Unter der Menge von Schriften, die mich betrafen, und die auf der Bastille gefunden wurden, war eine grosse Anzahl von dem nämlichen Briefen, die ich eigenhändig geschrieben und unterschrieben hatte. Sie staken alle in ihrem Couvert, und waren mit dem Siegel von der Bastille oder von Vincennes versiegelt. Es sind gegen hundert. Ich kann sie vorzeigen; alle drücken Ehrerbietung und Unter-

würfigkeit aus. Ich sprach mit dem Herrn von Sartines nur in jenem Tone des Vertrauens, der allezeit der Eigenliebe schmeichelt, wenn er auch gleich nicht ans Herz greift. In meinem 62sten Brief vom Monat Julii 1763 schrieb ich ihm: „Ich „werde Sie mein ganzes Leben hindurch als meinen „Vater ansehen. Geruhen Sie meinem langen Lei„den ein Ende zu machen. Lassen Sie mich meiner „zärtlichen Mutter ihre Thränen abtrocknen; wir „werden nie vergessen, daß Sie unserm Elende ein „Ende gemacht haben, und wir werden beide Gott „ewig dafür danken.“ Solche Ausdrücke findet man in allen meinen Briefen. Darf man sich dann darüber verwundern, wenn ich bisweilen im Ausbruch meines Schmerzes eine andere Sprache geführt habe? Damals machte er mir ein Verbrechen aus meinen Ausfällen, warum war er denn zu einer andern Zeit gegen meine Seufzer und Thränen taub?

Doch, ich habe vergessen, daß ich es nun nicht mehr mit dem Herrn von Sartines zu thun habe. Dießmal hatte er mich noch in den Kerker geworfen. Nun wollen wir von dem sprechen, der mich in demselben fest gehalten hat. Ich habe schon gesagt, durch welch abscheuliches Spiel ich in denselben gekommen, und in was für einem schrecklichen Zustande ich mich in demselben befunden habe.

Dieser hat neun Monate gedauert. Ich hatte entsetzliche Gliederschmerzen. Mein Leib war so geschwollen, daß der Eindruck, den man mit einem Finger machte, über eine Viertelstunde blieb. Ich konnte kaum Athem holen, und nur die grausame Empfindung meiner Leiden, war es noch, aus der ich schließen konnte, daß meine Kräfte noch nicht alle erschöpft wären. Ich sah dem Tode entgegen, und rufte mit meinen Seufzern den glücklichen Augenblick herbey, der meinen Leiden bald ein Ende zu machen schien. Wenn dieser Zeitpunkt eintrat, so verschwendeten meine Verfolger allezeit ihre barbarische Hülfe an mir.

Eines Tages sah ich den Schloßmajor mit drey Knechten in meine Gruft kommen; ich dachte, er brächte den Befehl, daß ich sterben sollte, und seine Knechte sollten ihn an mir vollziehen. „Gott Lob und „Dank," sagte ich, „Sie machen meinem Jammer„leben ein Ende!" Er mochte mich nun verstanden oder meine Worte anders gedeutet haben, so antwortete er mir doch in dem nämlichen Ton, und sagte zu mir, daß ich mich nicht geirrt hätte. Ich hatte darüber eine so starke Alteration, oder vielleicht eine so lebhafte Freude, endlich einmal das Ziel meiner Leiden so nahe zu sehen, daß ich in eine Ohnmacht fiel. Sie dauerte lang, und während derselben brachte man mich in eine Stube, und legte mich auf ein Bette.

Der glückliche Gedanke, daß ich sterben sollte, hatte meine Sinne betäubt, und stellte sich mit denselben wieder bey mir ein. Er setzte mich eine Zeit lang in einen süßen und wohlthätigen Wahnsinn. Ich fühlte damals meine Leiden nicht mehr. Ich sah das Tageslicht wieder, ich glaubte, ich wäre im Himmel; doch hatte ich keine allzuerhabene Vorstellung davon. Die düstere und traurige Stille, die mich umgab, versprach mir keine sehr lebhafte Freuden. Ich dachte, ich könnte mich wohl betrogen haben, und es könnte doch wohl die Hölle seyn, in der ich mich befände. Das erste was mir einkam, war, daß ich da die Marquise von Pompadour suchen wollte; und gewiß würde sie es nicht lange haben anstehen lassen, mich darinnen zu verfolgen. Dieser Gedanke, der mir auf einmal mit Heftigkeit aufstieß, wirkte auf alle meine Sinne, und verursachte eine Zerrüttung in mir, dessen außerordentliche Wirkung unbegreiflich wäre, wenn die Natur in ihren Abweichungen nicht schon ähnliche Wirkungen hervorgebracht hätte.

Die Geschichte hat uns Beyspiele von zwey Menschen aufbehalten, in denen eine heftige Gemüthsbewegung eine solche Zerrüttung angerichtet hat, daß dadurch in einer sehr kurzen Zeit ihre Haare ganz und gar die Farbe verändert haben. Der Erste, Guarini, der im 14ten Jahrhundert lebte, weil

er eine Kiste mit kostbaren Manuscripten eingebüßt hatte. Der andre ist der Vater der berühmten Diana von Poitiers, Graf von Saint-Vallier, der den Kopf verlieren sollte und von seiner Tochter gerettet wurde. Ich hatte eine eben so schreckliche Gemüthsbewegung, und sie brachte in mir eine sonderbare Verwandlung hervor.

Der erste Knecht, der zu mir ins Gefängniß kam, traf mich noch in dieser Verwirrung an; Er gab sich alle ihm mögliche Mühe, mich wieder vollends zu mir zu bringen. Ich sah ihn, ich sprach mit ihm, und mein Traum dauerte immer noch fort. Endlich verschwand er. Man nöthigte mich, Arzney einzunehmen, man brachte mich wieder ins Leben, und drey Monate lang verwünschte ich in meinem Gefängniß die Grausamkeit derjenigen, die mich aus meinem Kerker, in dem ich unmöglich noch acht Tage hätte leben können, gerissen hatten. Während diesen drey Monaten sagte mein Aufwärter etlichemal zu mir: „Es geht alles gut, geben Sie „sich nur zufrieden." Ich bat ihn vergeblich, daß er mir diese Worte erklären möchte; ich konnte es niemals von ihm erlangen.

Eine glückliche Ereigniß gab mir den Aufschluß davon, und ließ mein Herz noch einmal Hofnung schöpfen.

Herr von Malherbes wurde ins Ministerium berufen. Er brachte dahin sein Herz und seine Tugenden mit, und ganz Frankreich war stolz darauf, daß es seinen Namen in das nur allzukurze Verzeichniß der rechtschaffenen Männer, die zu diesem wichtigen Posten erhoben wurden, verzeichnet sah. Seine vornehmste Pflicht war, daß er die Staatsgefängnisse besuchte, daß er über die Unglücklichen, die darin seufzeten, Urtheil sprach, und sie tröstete. Dieser Beruf war seinem Herzen theuer und werth, und er vollzog ihn ohne Aufschub. Eines Tages wurde meine Stubenthüre geöffnet; der Lieutenant ging voran, und sagte mir den Herrn von Malherbes an. Wie ich diesen Namen hörte, war ich wie neugeboren.

Wie gnädig erkundigte er sich nach den kleinsten Umständen meiner Trübsale! Wie leutselig hörte er sie an! Ach, gewiß führt die Unschuld eine unnachahmliche Sprache, welche der gerechte und gefühlvolle Mann sogleich wahrzunehmen weiß. Als ich ihm sagte, daß meine Gefangenschaft schon sechs und zwanzig Jahre dauerte, so schien es, als wenn sich alles in ihm umdrehete; seine Gesichtszüge, seine Stellung drückten den Unwillen aus: etlichemal stampfte er während diesem Verhör mit dem Fuße, und wiederholte dazu die Worte: Sechs und zwanzig Jahre!

Nachdem er die Erzählung meines Unglücks und meiner Unschuld angehört hatte, so geruhete er, sich nach meinen Anverwandten, meinen Vermögensumständen und nach meinen Aussichten zu erkundigen. Ein jeder von seinen Ausdrücken, die mit dem Ton des rührendsten Mitleidens begleitet waren, gab meinem Herzen Leben und Trost. Ich sagte ihm, daß man mir bis jetzt verweigert hätte, mich anzuhören, und daß ich vergeblich die Mittel, mich rechtfertigen zu können, verlangt hätte. Er befahl dem Herrn von Rougemont, der ihn begleitete, in einem etwas rauhen Tone, daß er mir alle Schreibmaterialien zustellen sollte, wenn ich sie verlangte. Er sprach mir Geduld und guten Muth zu, und versicherte mich beym Weggehen, daß ich in kurzem Ursache haben würde, zufrieden zu seyn. Es war mir nicht leid darum, daß mich dieser tugendhafte Minister betrügen sollte. Ich wartete die Wirkung seiner Zusage geduldig und ruhig ab. Einige Tage darauf machte mein Wächter mein Gefängniß auf, und hieß mich mit ihm gehen. Er führte mich in das Rathszimmer, wo ich den Lieutenant de Roi antraf, und dieser bot mir einen Stuhl an. Ich stutzte über diese besondere Höflichkeit, und nahm daraus schon ab, was er mir zu sagen haben würde.

Er sagte mir, daß der Herr von Malherbes beschlossen hätte, mir meine Freyheit zu schenken, und

daß er ihm zugleich den Auftrag gethan hätte, sich von mir den Zustand meines Vermögens, und was ich sonst noch zu hoffen hätte, angeben zu lassen, und in ein Verzeichniß zu bringen, was mir nöthig seyn könnte, um aus dem Gefängniß zu gehen. Auf den ersten Punkt gab ich zur Antwort, daß ich nach so vieljährigen Trübsalen unmöglich unglücklich seyn könnte, sobald ich wieder frey wäre, meine Umstände möchten auch übrigens beschaffen seyn, wie sie wollten. Ich sagte ihm hierauf, was ich zu Befriedigung der allerdringendsten Bedürfnisse hauptsächlich nöthig haben möchte, und sah mich wohl vor, daß ich das Verzeichniß nicht allzulang machte, weil ich befürchtete, die Stunden meiner Gefangenschaft möchten dadurch um einige Augenblicke verlängert werden.

Ich glaubte, daß sie schon gänzlich dahin wären, und alle meine Leser werden sich nun eben so, wie ich mir damals, schmeicheln, daß mir nunmehr meine Verfolger nichts mehr würden anhaben können, und daß ich unter dem Schutze eines mitleidigen und gerechten Ministers der ohnmächtigen Wuth meiner Feinde würde Trotz bieten können. Sie erwarten nur noch den Befehl, der meine Bande zerreißen, und mich in Freyheit setzen wird; sie werden aber zittern, wenn sie ihren Irthum einsehen werden. Wie wenig werden sie sichs einfallen lassen, daß eben diese Feinde damals einen neuen weit teuflischeren

Plan als alles, was man bisher gelesen hat, gegen mich schmiedeten. Ich hatte mir also vergeblich geschmeichelt, daß ich ihre Erfindungskraft würde ermüdet haben. Sie war unerschöpflich, und wenn es auf eine Gräuelthat ankam, durch die sie ihre Rachsucht und ihren Haß auslassen konnten, so bekamen sie immer wieder neue Kräfte.

Da sie erfahren hatten, daß ich ihnen entrinnen würde, und da sie überzeugt waren, daß der Herr von Malherbes ihren falschen Aufbürdungen, die sie zum Vorwand meiner Bestrafung gebrauchten, auf den Grund sehen würde, so ersannen sie Schriften, und schoben mir Verbrechen unter, deren man mich bisher sich nicht einfallen ließ zu beschuldigen. Sie stellten ihm einen Aufsatz zu, der von mir seyn sollte, und in dem man unter tausend Ausschweifungen, die eine gänzliche Verrückung des Verstandes anzeigten, schien beweisen zu wollen, daß Navarra von Frankreich abgerissen werden müßte. Herr von Malherbes hatte den Fehler, den fast alle gutdenkende Menschen haben, und der sogar ihre Tugend bisweilen auf Abwege führet; sie glauben, alle andre Menschen seyen auch tugendhaft. Dieß blinde Zutrauen hält in der Seele den Fortgang der Einsichten und der Erfahrung auf, und wird allezeit eine gefährliche Denkungsart. Er ließ sich gar nicht einfallen, daß es möglich wäre, daß man ihn so schänd-

sich betröge. Er glaubte meinen niederträchtigen Verfolgern, und ich konnte mich nicht verantworten, weil ich ihre Anklage nicht wußte. Er bedauerte mich, und weil er mich für einen Unglücklichen hielt, den man nicht mehr an der bürgerlichen Gesellschaft Theil nehmen lassen dürfte: so ließ er es dabey bewenden, daß er mich aus einem Gefängniß zog, worinn man nach seiner Meynung nur Verbrecher einschließen müßte, und wies mir dafür einen Platz im Tollhause zu Charenton an.

Ich weiß, daß ich mich in den Augen der Vernunft und der Gerechtigkeit damit begnügen könnte, daß ich bloß läugnete, daß ich der Verfasser dieses Aufsatzes sey, dessen Daseyn ich erst von dem Herrn von Malherbes erfahren habe, der mit einigen meiner Wohlthäter davon gesprochen hat: denenjenigen, welche mich für den Verfasser dieses Werks ausgegeben haben, käme eigentlich der Beweis davon zu; allein dieser allzulangsame Gang ist der Unschuld nicht gemäß. Ich thue also den ersten Schritt, und meine Feinde mögen mir in meiner Laufbahn folgen, in welcher ich sie zu Schanden machen werde.

Ich werfe mich vor dem Throne des Ewigen nieder, und schwöre, daß diese That falsch ist, daß ich nie einen Aufsatz oder eine Schrift an den Herrn von Malherbes eingegeben habe, daß ich mich niemals um Navarra bekümmert, noch ein sich

darauf beziehendes Projekt entworfen, oder irgend einen dergleichen Gedanken in mir gehegt habe. Es wird mir ohne Zweifel wohl erlaubt seyn, daß ich die Herren von Sartines und le Noir als Urheber dieser entsetzlichen Verläumdung im Verdacht habe, und angebe. Sollte ich mich betrügen, so wird Herr von Malherbes mir sagen können, wen ich angeben und darüber belangen solle. Bis dahin kenne und klage ich niemand an, als diese zwey Verfolger. Wohlan, ich fordere sie vor die Tribunale, um sich hierüber zu erklären. Sie sollen es wagen, mich dahin zu begleiten, sie sollen es wagen, mir unter das Gesicht zu treten. Wenn sie sich dessen weigern, so weiß ich sie schon dahin zu bringen. Sie mögen zittern! Der Tag der Rache nahet heran! Ich unterwerfe mich allem, ich lasse mir alle Strafen und Martern gefallen, wenn sie beweisen können, daß der Aufsatz von mir ist, wenn sie ihn von mir eigenhändig geschrieben und unterschrieben vorzeigen. Wenn sie aber mit ihren Beweisen nicht aufkommen können, wenn ihr Betrug durch ihre Flucht oder durch ihr Stillschweigen offenbar werden wird, wenn sie nichts als schändliche Verläumder sind — — — so ist das Urtheil gesprochen, und schon lange, glaube ich, hat sie die Welt gerichtet.

Ich weiß, daß Herr von Malherbes gesagt hat, dieser Aufsatz sey die Ursache nicht allein, warum

er mir meine Freyheit nicht habe geben können; er habe sich aber vornehmlich deswegen bewogen gefunden, mich nach Charenton zu schicken, weil er mich nicht von dem Vorsatze habe abbringen können, daß, so bald ich Vincennes verlassen haben würde, ich mich dem Könige zu Füßen werfen, und den Herrn von Sartines als einen Bösewicht angeben wolle. Dieses hat dieser Minister im verwichenen Monat December zu einem meiner Advokaten gesagt.

Meine Antwort hierauf wird ganz ungekünstelt seyn. Herr von Malherbes wird sie mir ohne Zweifel verzeihen. Was sage ich, sie kann ihm nur Ehre machen. Das Zutrauen eines Unglücklichen, die Freymüthigkeit, mit der er sich ausdrückt, ist das reinste und aufrichtigste Opfer, das er einem rechtschaffenen Manne, den er zu widerlegen gezwungen ist, darbringen kann. Ich werde den Herrn von Malherbes einer Schwachheit beschuldigen. Sie lag aber nicht in ihm; sie lag in dem Irrthume seiner Zeit und der damaligen Umstände; sie lag in dem Verbrechen des Despotismus; sie lag in dem Posten, in welchem er gewagt hatte, Tugenden zu zeigen.

Ehe ich die Beschuldigung dieses ehrlichen Ministers widerlege, so bezeuge ich hiermit, daß das Factum, auf welches sich dieselbe gründet, niemals existirt

sirt hat. Das glaube ich leicht, daß meine Feinde zu dem Herrn von Malherbes gesagt haben mögen, mein Vorsatz sey, mich meiner Freyheit blos zu bedienen, um sie anzuklagen und mich an ihnen zu rächen, und daß sie zu Behauptung ihres Vorgebens ihm den berüchtigten Brief, den ich im Monat Julii 1764 auf der Bastille geschrieben hatte, vorgezeigt haben mögen. — Herr von Malherbes, der ihre Denkungsart und ihre Leidenschaften nicht kannte, und sie gar nicht vermuthen konnte, sahe darunter nichts als eine Meynung, die er, vielleicht nur zu geschwind, annahm. Seitdem haben sich seine Ideen unter einander vermengt; die geringe Aufmerksamkeit, die er darauf verwenden konnte, die Menge seiner Beschäftigungen haben ihn von diesem Gegenstande abgebracht, und wenn er sich auf denselben wieder besinnen wollte, so hat seine Einbildungskraft sie ihm unter diesem Gesichtspunkte vorgestellt. Sein Herz ist gewiß keiner Falschheit fähig; es war es nie, ich versichere ihm dieses selbst, und er wird es glauben, wenn ich behaupte: daß ich niemals von diesem Vorhaben mit ihm gesprochen habe. Ich setze mich mit Leib und Seele wieder in jene Augenblicke hinein; sie sind meinem Gedächtnisse allzu gegenwärtig, als daß ich mich betrügen könnte. Eine solche Rache würde nur allzu gerecht gewesen seyn; aber

sie war ihr für mein Herz kein so dringendes Bedürfniß, daß ich darüber meine Freyheit, meine Ruhe und mein Leben aufgeopfert hätte.

Was ich hier gesagt habe, das war ich der Wahrheit schuldig. Ich nehme die Einwendung wieder vor die Hand, und will sie umstoßen: „Die Furcht, ich möchte den Herrn von Sartines anklagen.“ Dieß war dann, wenn man es nach der Strenge nimmt, das hauptsächlichste, was Herr von Malherbes zu seiner Rechtfertigung, daß er mich nicht von meinen Banden befreyet habe, wider mich gesagt hat. Dieß war also die Ursache meiner neuen Strafe. Wie! ich war seit 26 Jahren der unglücklichste Mensch auf der Welt, man konnte mir nichts vorwerfen, und die Furcht, ich möchte gegen meinen Verfolger und meinen Henker Rache verlangen, wurde ein Verbrechen! — — Und wenn ich es auch gethan hätte, wenn ich mich vor einem Monarchen, dessen vornehmste Tugenden Gerechtigkeit und Menschenliebe sind, niedergeworfen, den Herrn von Sartines auch zu seinen Füßen hingezogen, und gesagt hätte: „Dieser Mann, den Sie mit „Ihrem Zutrauen beehren, ist desselben unwürdig; „er ist nichts als ein niederträchtiger Heuchler. Se„hen Sie von seinen Schlägen die Furchen auf mei„nem ganzen Leibe. Sehen Sie die Spuren von „den Ketten, die ich 20 Jahre lang getragen habe,

„und die er mir seit langer Zeit noch schwerer ge„macht hat, anfangs um einer Verworfenen zu ge„fallen, deren Namen vor Ihnen zu nennen, mir „der Respekt nicht erlaubt, und dann um seine Rach„sucht und vielleicht auch seine Habsucht zu befrie„digen. Der glückliche und so lang gewünschte Tag „Ihrer Thronbesteigung war für ganz Frankreich „ein Tag des Glücks und der Wonne, und für mich „war er der Zeitpunkt einer neuen Qual. In Ih„rem Namen hat dieser treulose Minister die Thüren „meines Kerkers über meinem Haupte verschlossen, „da sie für alle andere eröffnet wurden; und doch „bin ich unschuldig. Ich fordere ihn auf, mich an„zuklagen, und eines Verbrechens zu überführen."
— — Und wäre ich dann strafbar gewesen, wenn ich so gesprochen hätte? Wie! wenn ich den Herrn von Sartines vor die Tribunale, oder vor die Füße des erhabenen Haupts der Gerechtigkeit geschleppt hätte, hätte ich denn da eine Uebelthat begangen? Bin ich nicht ein Mensch? bin ich nicht ein Bürger? und was ist er mehr? Waren denn sein Stand, seine Titel, seine Stelle ein so geheiligter Schild, daß man sich nicht hätte unterstehen dürfen, ihm Hiebe beyzubringen? und konnte man sich ihm nicht nähern, als indem man sich vor ihm niederwarf und ihn anbetete? Ja, gewiß; so waren damals die Großen. Wir konnten nichts, als sie

anbeten. Ist's denn ein Wunder, daß sie sie oft vergaßen, daß sie Menschen wären?

Allein hätte sich der Herr von Malherbes von diesem Irrthum dahin reißen lassen sollen? Ich habe es gesagt: es war ein Irrthum seiner Zeit. Er hat nur zu gut bewiesen, daß es nicht sein eigner Irrthum gewesen ist. Er hat seiner Stelle dadurch Ehre gemacht, daß er sie annahm, und bald machte er sich selbst Ehre, daß er sie wieder niederlegte, da ihn nur allein eine schmeichelhafte aber schimärische Hoffnung, Gutes stiften zu können, verleiten konnte, sich einen Augenblick mit derselben zu beladen.

Ich habe diese Sachen etwas umständlich vorgetragen, und sie sogar aus einander gesetzt. Da ich einen Mann zu bestreiten genöthigt war, dessen Namen man nicht anders als mit Respekt und Verehrung aussprechen darf, so mußte ich mein Herz ganz nakt darstellen; ich war sowohl ihm als mir schuldig, daß ich auch die kleinsten Falten desselben aufdeckte. Auf alle Fälle machte es mir die Wahrheit zu einem Gesetze, und ich bedarf keiner andern Entschuldigung.

Man hatte mir schon vor neun Tagen, auf Befehl des Ministers, das Verzeichniß der Effekten, die ich zu meinem Ausgang nöthig haben könnte, ab-

gefordert. Seit dieser Zeit fühlte ich nicht mehr das Gewicht meiner Ketten; alle meine Sinne genossen schon das Glück, frey zu seyn. Ich hatte alle meine Kräfte wieder bekommen, und meine Einbildungskraft ging schon wieder damit um, Gebrauch davon zu machen. Wir waren im Monat September 1775. Den 27sten öffnet mein Wächter hastig die Thüre, und ruft mir freudig zu: „Mein Herr, all Ihr Leiden hat nun ein Ende; man bringt den Befehl zu „Ihrer Befreyung." Ich folge ihm, ich gehe in das Rathszimmer, der Major läßt mich meinen Austritt unterschreiben; er begleitet mich bis an die Thüre. Hier treffe ich den Herrn von Rougemont mit zwey Austreitern an. Einer von diesen, Namens Trouchet, sagte zu mir; „der Minister „findet nöthig, Sie nur langsam und nach und nach „wieder an eine freyere Luft zu gewöhnen. Sie „werden einige Monate in einem Mönchskloster, das „nicht weit von hier ist, zubringen. Ich habe Be„fehl, Sie dahin zu begleiten."

Das war die nämliche Sprache, die der Austreiter Rouille führte, als er mich den 15ten August 1764 von der Bastille nach Vincennes bringen sollte. Ich erinnerte mich derselben nur allzu wohl. Dieses Wort war ein Donnerschlag für mich. Ich war wie versteinert; ich konnte mich kaum besinnen.

Man brachte mich in eine Halbchaise. Kaum war ich darin, so sah ich auch einen andern Gefangenen, der wie ein Gespenst aussah, einsteigen; so abgezehrt war sein Leib, und so blaß und elend sein Gesicht. Er war 18 Jahre lang zu Vincennes; er wußte noch nicht, wo man uns hinbringen würde. Ich nahm meine Kräfte zusammen, um ihm das wenige zu sagen, was ich selbst davon wußte. Wir bemerkten hierauf, daß der Herr von Rougemont hitzig mit den beyden Austreitern redete; ich zweifelte nicht, daß es uns beträfe, und ich betrog mich nicht. Ich horchte, und hörte ganz deutlich, daß er zu ihnen sagte: dieß ist ein gefährlicher und rasender Kerl! Er erzählte ihnen hierauf meine dreymalige Flucht aus der Bastille und von Vincennes, und schloß damit, daß er ihnen sagte, daß sie die strengste Vorsicht gegen mich gebrauchen müßten, und daß meine neuen Wächter mich nicht enge genug einschließen könnten.

Das war also für den Elenden noch nicht genug, daß er mich selbst gemartert hatte, so lange ich seiner viehischen Grausamkeit unterworfen gewesen war. Er wollte die Wirkungen davon noch weiter hinausdehnen; wahrscheinlicher weise, um sich dadurch wegen dem Verlust so vieler Kostgänger zu rächen, welche der Herr von Malherbes aus Ueber-

zeugung von ihrer Unschuld, von Vincennes heraus-riß, aber sie aus allzu großer Leichtgläubigkeit auf freyen Fuß zu setzen Bedenken trug. Die Herren von Sartines und le Noir, denen es vor den ersten Ausbrüchen des Herzens dieser Gefangenen in dem ersten Augenblick ihrer Befreyung bange war, hatten ihm die Einen als verkehrte Leute beschrieben, die ihre Neigungen zu Verbrechen antreiben, und die man dadurch retten müßte, daß man sie vor ihren eigenen Rasereyen bewaffnete; die Andern aber als überführte Verbrecher, die man aus Achtung für ihre Familie und ihrer Ehre, der Strafe der Gesetze entziehen müsse; alle als einen schlechten Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft, die sie nicht mehr in ihrem Schooße dulden könnte. Er glaubte ihnen, war ein blinder Diener ihrer Leidenschaften, und machte sich dadurch ihrer Gräuelthaten schuldig. Ich bin weit entfernt, sein Herz betrüben zu wollen; allein ich befürchte doch, das Wort, so ich gesagt habe, möchte ihn hinten nach noch zur Reue bringen. Aber er denke nach, und sein Beyspiel gebe die schreckliche Lehre, daß seine Tugenden ihn nicht haben aus der Klasse der Menschen ziehen können, und daß keiner ist, der, wenn er die Geschichte seines Lebens durchgeht, nicht darüber seufzt, daß er nicht einige Blätter aus derselben herausstreichen kann.

Es währte nicht lange, so empfand ich die Wirkung von der Instruktion des Herrn von Rougemont. Nachdem sich die zwey Ausreiter zu uns in den Wagen gesetzt hatten, so ließen sie mich aufbinden, und begleiteten uns hierauf nach Charenton. Mein trauriger Unglücksgefährte hatte noch mehr Muth und Kräfte behalten, als ich. Er sagte uns, daß er ein Schweizer aus dem Canton Freyburg sey, und sich Thoria nenne. Er fragte hierauf, was es neues gäbe; und unsere Wächter meldeten uns, daß Ludwig der XV. todt sey, Siebenzehn Monate nachher. — —

Ende des ersten Theils.

Der enthüllte Despotismus der französischen Regierung;

oder

Merkwürdige Geschichte des Herrn von Latüde

während seiner unverdienten 35jährigen Gefangenschaft in verschiedenen Staatsgefängnissen.

Nach den Originalpapieren von dem Hrn. Thiery in Ordnung gebracht.

Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

C. F. A. Hochheimer.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1791,
in der Gräffschen Buchhandlung.

Es währte nicht lange, so empfand ich die Wirkung von der Instruktion des Herrn von Rougemont. Nachdem sich die zwey Ausreiter zu uns in den Wagen gesetzt hatten, so ließen sie mich anbinden, und begleiteten uns hierauf nach Charenton. Mein trauriger Unglücksgefährte hatte noch mehr Muth und Kräfte behalten, als ich. Er sagte uns, daß er ein Schweizer aus dem Canton Freyburg sey, und sich Thoria nenne. Er fragte hierauf, was es neues gäbe; und unsere Wächter meldeten uns, daß Ludwig der XV. todt sey, Siebenzehn Monate nachher. — —

Ende des ersten Theils.

Der enthüllte Despotismus der französischen Regierung;

oder

Merkwürdige Geschichte des Herrn von Latüde

während seiner unverdienten 35jährigen Gefangenschaft in verschiedenen Staatsgefängnissen.

Nach den Originalpapieren von dem Hrn. Thiery in Ordnung gebracht.

Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

C. F. A. Hochheimer.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1791,
in der Gräffschen Buchhandlung.

Geschichte des Herrn Heinrich Masers von Latüde.

Zweyter Theil.

Als wir zu Charenton angekommen waren, lieferten uns die zween Austreiter an einige Mönche — Armenbrüder, aus, denen die Verwaltung dieses Hospitals anvertrauet ist; allein, ehe sie uns abgaben, theilten sie ihnen die ganz besondere Empfehlung, welche ihnen Herr von Rougemont in Ansehung meiner mitgegeben hatte, mit. Und wahrscheinlich, damit man, so oft man mich sähe, nie aus der Acht ließe, mir meine Ketten noch schwerer zu machen, so taufte man mich bey dem Eintritt in diese neue Hölle mit dem Namen: Gefahr; (Danger) ein Name, der immer auf die Gedanken aufmerksam machen sollte, die ich nach der Meynung meiner Verläumder durch meinen Anblick erregte.

Bis jetzo wußte ich so eigentlich noch nicht, was mein Schicksal seyn würde. Ich hatte von Charenton noch nie etwas gehört. Man hatte mich berichtet, daß ich zu Mönchen gebracht werden sollte. Die Vorsteher dieses Hauses trugen Ordenskleider; ich glaubte anfänglich, daß man mich nicht betrogen hätte, und daß ich eigentlich nur zum Klosterleben verdammt wäre. Schon fieng ich an freyer zu athmen, und mein Herz, das seit einer Stunde so schrecklich beängstigt war, wurde wieder ruhiger. Meine neuen Wirthe führten mich über einen großen Hof: ich sahe gegen vierzig Menschen, wovon einige auf eine ausschweifende Weise tanzten, und andere mit Kronen von Papier oder Lumpen majestätisch umher stolzirten. Ich fragte, was das für Leute wären? Der Bruder, der mit mir ging, antwortete, es wären Narren. — „Narren?" erwiederte ich wüthend. Was? dieses Kloster sollte ..." „Ja, mein Herr," versetzte der Bruder. Mehr konnte ich nicht verstehen; ich fiel zu Boden; mein Begleiter rufte zween Wächter herbey, und diese schleppten mich in eine Stube und schlossen mich ein.

Bald darauf kam der nämliche Bruder mit zween Wächtern zu mir, brachte mir ein Hemd und eine Mütze, und hieß mich meine Kleider ausziehen, das Hemd anlegen, und mich dann zu Bette bege-

ben. Ich sagte ihm, es wäre erst zwey Uhr, und wollte mich nicht dazu bequemen; wie ich aber sah, daß er Gewalt brauchen wollte, so that ich alles, was er verlangte. Diese Trabanten gingen hierauf wieder ab, schlossen die Thüre sorgfältig zu, und nahmen meine Kleider mit, um sie auszusuchen. Alle diese Vorkehrungen ließen mich merken, daß ich blos meine Strafe und meine Henker verändert hätte, und daß ich mich noch immer in einem wahren Gefängniß befände. Aber warum steckt man mich unter die Narren? Sollte das eine neue Pein seyn? Wollten meine Feinde dadurch meines Elendes spotten? mich demüthigen, mich in meinen eigenen Augen herabsetzen, mir das einzige Gut rauben, das ich noch übrig hatte, den Namen und die Eigenschaft eines Menschen, und mich jenen Unglücklichen ähnlich machen, die ihrer schätzbarsten Kräfte, der Kraft zu empfinden und zu denken, beraubt sind? Oder war ich etwa wirklich in dieses beweinenswürdige Schicksal gerathen? Hat etwa die Verzweiflung, die seit langer Zeit meine Glieder aufgelöset hat, auch meinen Verstand verrückt? Ich konnte doch noch alle meine Sinne gebrauchen; meine Organen waren zwar geschwächt, aber noch nicht abgenutzt; und ich konnte aus den Aufwallungen, welche mir das Andenken und der bloße Gedanke an meine schändlichen Verfolger verursachte, nur allzudeutlich abnehmen,

daß mein Geist, seiner edlen Bestimmung würdig, sich noch erzürnen und empfinden konnte.

Nachdem ich mich zwey Stunden lang in diesem grausamen Nachdenken vertieft hatte, so öffnete der nämliche Bruder meine Thüre, brachte mir meine Kleider wieder, warf sie aufs Bette, und sagte, daß ich aufstehen und mich anziehen könnte. Dieß that ich, und lehnte mich an mein Fenster, vor welchem ein ungeheures Gitter mit so engen Stäben war, daß kaum das Tageslicht durchfallen konnte. Ich wußte gar nicht, was der schreckliche Lärmen bedeuten sollte, den wenigstens funfzig Menschen mit ihrem Geheule unter mir machten, als wenn man ihnen die Haut über die Ohren gezogen hätte. In der Folge erfuhr ich, daß unter mir die Behältnisse waren, wo die Rasenden an Ketten gelegt sich befanden. Eine schöne Nachbarschaft, die einem zu einer so schrecklichen Qual gereicht, daß vielleicht nichts darüber geht, und die ich nicht vermeiden konnte, weil es mein Verhängniß mit sich brachte, daß ich keinem Ungemach entgehen sollte, das mir auf meiner traurigen Laufbahn aufstoßen könnte.

Gegen Abend schob man mir durch ein Thürchen, das auf den Gang ging, mein Abendessen herein. Es bestand aus einem Bissen Schöpsenbraten, ein wenig Semmel, Wein, und Wasser. In einem solchen Zustande, als ich mich damals befand, konnte

man schwerlich etwas genießen; ich begnügte mich mit einem Glas Wasser, und ließ das Uebrige wieder abtragen. Ich war vor Nachdenken äußerst niedergeschlagen, und warf mich aufs Bette.

Abends gegen zehn Uhr fiel es mir ganz sonderbar auf, als ich von zwo Personen die fürchterliche Stille der Nacht, die ich so viele Jahre lang so heilig beobachtet sah, unterbrechen hörte. Der Eine davon war der Gefangene, der neben mir wohnte, und der Andere war gerade über mir. Da ich auch auf den geringsten Umstand begierig war, der mir einen Aufschluß geben konnte, so horchte ich mit der größten Aufmerksamkeit, und bald spannte ich noch weit mehr auf, als ich hörte, daß sie von mir sprachen. — „Hast Du," fragte der Eine, den man Saint Luc getauft hatte, „den Gefangenen gesehen, den man heute von Vincennes in die Stube hieneben gebracht hat?" „Nein," antwortete der Andere, den man Saint-Magloire nannte, „ich machte auf des Vicomte Stube meine Partie." „Seit gestern hat man vier von diesem Schlosse herübergebracht. Er ist der einzige, der eingeschlossen worden ist: die andern drey dürfen auf die Gänge gehen. — Es muß ein gefährlicher Narr seyn."

Ich hatte mich, um sie desto besser zu verstehen, an das Fenster gemacht: wie ich dieses hörte, ist

schrie ich, ich sey weder gefährlich, noch ein Narr, sondern ein Unglücklicher, dem man so viele Martern angethan habe, daß es kein Wunder wäre, wenn man darüber verrückt würde. „Willkommen!“ sprach der Eine, „wir dachten, Sie schliefen. Sie „haben also wohl viel ausgestanden? ists schon lange, „daß Sie gefangen sitzen?“ „Wenn ichs Ihnen sagen „sollte, so würden Sie wohl glauben, daß ich die „abscheulichsten Uebelthaten begangen haben müßte.“ „Die Länge Ihrer Gefangenschaft kann uns nur von „Ihrer Unschuld überzeugen; wie lange sind Sie „schon in der Gefangenschaft?“ „Bald sieben und „zwanzig Jahre.“ „Sieben und zwanzig Jahre!“ riefen sie beide mit Lebhaftigkeit aus: „dergleichen „Gräuel sind in Spanien und Portugal unerhört: „eine solche Strafe hat die Inquisition noch nicht „ausgesprochen! Sie kennen wohl,“ fuhr Saint Luc fort, „die drey andern Gefangenen, die seit „gestern und heute von Vincennes herübergebracht „worden sind? Der, welcher noch am wenigsten un„glücklich von den Dreyen ist, ist schon über sieben„zehn Jahr in Gefangenschaft.“ „Ich bin mit „Einem von diesen Dreyen heute hiehergekommen: „ich kannte ihn nicht, und sicher sind mir auch die „andern unbekannt. Auf der Bastille und zu Vin„cennes haben die Gefangenen keinen Umgang mit „einander. Ein jeder ist in seiner Stube oder in

„seinem Kerker enge eingeschlossen. Es sieht und „spricht [illegible]. Ich sehe mit Verwun„derung, daß Sie hier dieser Regel nicht auch unter„worfen sind. Man darf also doch in diesem Gefäng„niß ungestraft mit einander sprechen?“ „Tag und „Nacht können wir mit einander sprechen, und auch „einander besuchen; wer Ihr Unglück weiß, der wird „lebhaften Antheil daran nehmen; wir werden suchen, „es Ihnen bisweilen zu erleichtern.“ „Wie sehr „beruhigt mich schon dieses großmüthige Anerbieten! „Aber erlauben Sie mir noch eine Anmerkung. Man „hat mir gesagt, daß man in dieses Gefängniß lauter „Narren einsperre, und Sie scheinen mir doch beide „nichts weniger als dieses zu seyn.“ Saint Ma-gloire nahm das Wort, und sagte: „Man bringt „hier nicht nur die Narren in Verwahrung, sondern „auch die, die man gemeiniglich schlimme Köpfe nennt, „und die das Feuer der Leidenschaften oder ein au„genblicklicher Irrthum zu Vergehungen verleitet „hat, die man als Verbrechen bestraft. Sie wer„den hier eingesperrt, und werden dann vollends ver„dorben. Sie werden über die Verfolgungen erbit„tert; und bald sind sie alle ein Herz und eine Seele. „Ihre Leidenschaften gähren, und werden heftiger, „und wenn sie diesen Ort wieder verlassen, so sind sie „gemeiniglich lasterhaft und boshaft. Was mich an„belangt, so bin ich erst siebenzehn Jahr alt; ich ge-

„wöhne mich, mir von niemand als von meinem
„Kopfe und von meiner Verzweiflung rathen zu las-
„sen. Meine Anverwandten haben es so haben wol-
„len: Gott gebe, daß es sie dereinst nicht gereue!"

Es war schon spät, und wir legten uns schlafen.
Den andern Morgen in aller Frühe riefen mir diese
liebenswürdigen jungen Leute zu, und waren geneigt,
unsre Unterhaltung fortzusetzen. Sie waren so ge-
fällig, und gaben mir von allem, was in der Welt
Wichtiges vorgefallen war, Nachricht. Alles, was
sich seit sechs und zwanzig Jahren zugetragen hatte,
und besonders in den letzten eilf Jahren, die ich un-
unterbrochen zu Vincennes zugebracht habe, war neu
für mich. Sie erzählten mir nicht allein alles um-
ständlich, sondern schickten mir auch eine Partie Zei-
tungen zu, womit ich mir auf meiner Stube die
lange Weile vertreiben könnte.

Ich habe in der Folge erfahren, daß der, wel-
chen man Saint Luc nannte, der Baron von
Prilles, der Sohn eines Gefreyten von der Leib-
garde, gewesen war. Er war von Strasburg, stand
unter dem nämlichen Corps, und war, wo ich mich
nicht irre, von der Compagnie Villeroi. Als er
eines Tages die Wache hatte, ging er in den Hirsch-
park: *) vermuthlich hatte er Wein im Kopfe; er

*) Dieser Park war nicht etwa ein Gehege von Hirschen,
sondern vielmehr von jungen Schönheiten, welche die

trieb Unfug, und zur Strafe, daß er diesen geheiligten Hain so entheiligte, wurde er seiner Freyheit beraubt.

Der Baron von Prilles, den ich künftig immer Saint Luc nennen werde, hatte eine sonderbare Gewalt über alle Vorsteher dieses Klosters. Er war voll Geist und Lebhaftigkeit, und wußte von ihnen alles zu erlangen, was er nur wollte: er ließ

Madame Pompadour, nachdem ihre eigene Person keine Reize mehr für die Sinnlichkeit des Monarchen hatte, durch eine Legion Ober- und Unterkupler aus allen Gegenden des Königreichs anwerben und herbeyschaffen ließ. Man hat diesen Hirschpark als einen Hauptgrund der Finanzzerrüttung angesehen, und dargethan, daß, ein Mädchen in das andere gerechnet, jedes wenigstens eine Million Livres gekostet habe; die Kosten, welche die Herbeyschaffung, Unterhaltung und nachmalige Aussteuerung dieser Mädchen verursacht haben, wurden jedoch nicht in ordentliche Rechnungsausgabe gebracht; der König stellte blos einen Zettel aus, worauf eine gewisse Summe und sein Name geschrieben waren. Die darauf bemerkte Summe wurde alsdann in den königlichen Schatz geliefert, und die Zettel, welche Acquits du comptant genennet wurden, dienten statt der Rechnungsbelege. Das Parlement warf dem Könige zu einer gewissen Zeit vor, daß diese Zettel sich schon über hundert Millionen Livres beliefen. — Diejenigen, welche die aus dem Hirschpark abgedankten Mädchen heiratheten, wurden Officiers Gardes-Manteaux genennt. Ueb.

sich gut aufwarten, vornehmlich aber bediente er sich seines Credits zum Vortheil der andern. Es schien, als wenn er mir sehr gut wäre, und er gab mir eine Anleitung, wie ich mich künftig zu verhalten hätte.

Das Kloster Charenton ist eigentlich ein Tollhaus. Einige, die in einer beständigen Raserey, und daher gefährlich sind, sind auf immer eingesperrt, und liegen an Ketten. Andere, denen die Raserey periodisch und nur zu gewissen Jahreszeiten ankommt, die aber in der Zwischenzeit bey Verstande sind, haben alle Freyheit im Hause, und werden nur eingeschlossen, wenn dieser traurige Zeitpunkt sich wieder bey ihnen einstellt. Andere endlich haben eine gute und zuweilen lustige Narrheit, die sich oft nur auf einen einzigen Gegenstand oder Gedanken einschränkt, und außer diesen sind sie vollkommen bey Verstande: diese dürfen aus ihrer Stube gehen, einander besuchen, und im ganzen Hause umherspatzieren: einige dürfen sogar bey Tage außer dem Kloster gehen. Ihr Schicksal ist um so viel erträglicher, da sie gemeiniglich sehr lustig sind; und da sich ihre Existenz blos auf ihre fünf Sinne erstreckt, so sind sie sehr sanftmüthig, und fühlen kein Bedürfniß, das sie nicht befriedigen können.

Außer den Gefangenen dieser Art, die man im Hause Kostgänger nennt, waren noch andere

darin, die unter der vormaligen Administration vermöge der Lettres de cachet, oder blos auf Befehl der Minister, oder durch Verfügung ihrer Familie festgesetzt worden sind. Diese letztern bezahlten ihr Kostgeld, wovon das geringste achthundert Livres war; einige bezahlten ein sehr beträchtliches. Die Kost wurde darnach eingerichtet, und war im Ganzen ziemlich gut. Alle diese Kostgänger waren mehr oder weniger enge eingeschlossen, je nachdem die Brüder, die diesem Hause vorstanden, den Befehl dazu erhalten hatten. Gewöhnlich vollzogen sie diese Befehle, ohne es zu übertreiben; und wenn man auch gleich nicht allezeit eine sehr thätige Liebe für ihre unglücklichen Kostgänger an ihnen gewahr wurde, so hatte man ihnen doch zum wenigsten keine solchen Niederträchtigkeiten und Grausamkeiten vorzuwerfen, deren sich die andern Bedienten der Staatsgefängnisse schuldig machten, und über die ich insbesondere mich so sehr zu beklagen hatte.

Saint-Luc unterrichtete mich von diesen Umständen, und von allem, was mir zu meiner Nachachtung dienlich seyn konnte. Es war ihm aber nicht genug, nur mein Führer zu seyn, er wollte auch wissen, warum ich, wider den sonst üblichen Gebrauch, eingeschlossen würde, und wollte, wenn ich auch nicht sollte aus meiner Stube gehen dürfen, wenigstens

die Erlaubniß auswirken, daß er mich besuchen, und einige von seinen Kameraden mit zu mir bringen dürfte. Er ging zum Pater Prudentius, einem der Obern des Klosters, und fragte ihn, warum man mir nicht auch gestattete, auf den Gängen spazieren zu gehen, so wie man es den drey andern Gefangenen, die mit mir zu gleicher Zeit von Vincennes hieher gebracht worden wären, erlaubt hätte? Der Pater Prudentius gab ihm hierauf zur Antwort, daß er zwar keinen ausdrücklichen Befehl erhalten habe, mich einzuschließen; daß ihm aber der Ausreiter, der mich nach Charenton geliefert, gesagt habe, ich sey ein Teufel von einem Kerl, ein gefährlicher Mensch, dem man nicht trauen dürfe, und ich müsse mich auf die Hexerey verstehen, weil ich es durch Mittel, die übernatürlich schienen, dahin gebracht hätte, daß ich einmal von der Bastille und zweymal von Vincennes entsprungen sey. Auf die dringenden Empfehlungen dieses Ausreiters also verfuhr man gegen mich mit einer solchen Strenge, von der er gesagt hatte daß sie nothwendig gegen mich beobachtet werden müßte.

Saint-Luc, dem ich meine ganze Geschichte und die Wuth meiner Feinde erzählt hatte, führte diesem Pater einige Züge daraus an, und sagte, daß er für mich stände. Durch sein inständiges Bitten brachte er es dahin, daß, wenn ich auch nicht gerade

sogleich aus meiner Stube gehen durfte, man mir doch wenigstens das Gangthürchen öffnete, damit ich den Besuch von allen den Kostgängern, die mir Trost zusprechen und Gesellschaft leisten wollten, annehmen könnte. Er brachte mir voller Freuden diese glückliche Nachricht, und ging darauf gleich fort, um mit allen seinen Kameraden, deren Umgang mir angenehm seyn könnte, meinetwegen zu sprechen. Er brachte verschiedene herbey, die mich aller ihrer zärtlichen Theilnahme an meinen langwierigen Trübsalen auf die rührendste Weise versicherten.

Dieser Trost schien mir sehr geschickt zu seyn, den Kummer, der so viele Jahre mein Herz zernagt hatte, zu vermindern. Was für ein entzückendes Vergnügen ist es, wenn das Herz, das so lange Zeit dem Hasse untergelegen ist, endlich einmal wieder zärtliche und sanfte Empfindungen einflößen und selbst genießen kann! Auf der Bastille und zu Vincennes war alles um mich herum trüb und finster, es war ohne Beyspiel, daß irgend ein Gefangener nur einen Augenblick eine lächelnde Mine an seinen Wächtern gesehen hätte. Die meinigen waren widerwärtige Maschinen. Hier fand ich doch wieder Menschen, und dieß ist für ein liebendes und empfindsames Herz die größte und schätzbarste Lust.

Ich bekam auch Besuch von einigen Narren. Die mehresten derselben würden haben belustigen kön-

nen, wenn ihre Narrheit, von was für einer Art sie auch gewesen seyn mag, nicht zugleich immer den Gedanken an das traurigste und demüthigendste Elend der Menschheit erneuert hätte. Eine ziemliche Anzahl derselben kam an dem nämlichen Tage zusammen, um mir eine Musik zu machen. Es waren ihrer mehr denn zwanzig, und waren mit allerhand Instrumenten versehen. Einer unter ihnen, dem es am meisten im Kopfe fehlte, hatte statt eines Musikstocks einen Besemstiel, mit dem er, indem er den Takt gab, auf alle die, so um ihn herumstanden, zuschlug.

Dieser tolle Lärmen würde gewiß delikaten Ohren wenig harmonisch geklungen haben, für die meinigen aber, die so lange Zeit an die fürchterliche und öde Stille der Staatsgefängnisse gewöhnt waren, und nichts anders als das Geknarze der Kerkerriegel, oder höchstens den traurigen und kläglichen Ton meines Flageolets gehört hatten, war derselbe sehr sanft und angenehm. Diese Beeiferung so vieler Personen, dieser rührende Beweis ihrer Theilnahme und Zuneigung machte mein Herz, das bisher von dem Gefühle so vieler Leiden und von dem Grauen, welches so viele Grausamkeiten in ihm erregt hatten, gepreßt war, wonnetrunken, und erweiterte sich endlich, da es so viele Liebesversicherungen erhielt, die gewiß allen andern Versicherungen, welche die Eigen-

liebe

liebe oder das Interesse der Eitelkeit thut, weit vorzuziehen sind.

Dieses Concert dauerte beynahe drey Stunden. Meine Musikanten waren über die gute Aufnahme und über das reine und lebhafte Vergnügen so ich bezeigte, höchlich erfreut, versprachen mir täglich ein solches Concert zu geben, und hielten auch Wort. Die ganze übrige Zeit des Tages wurde im Gespräche mit andern verständigen Gefangenen, die sich einander ablöseten, um mich nicht allein zu lassen, und mit Lesung verschiedener Bücher, die sie mir liehen, zugebracht. Dieser glückliche Zustand dauerte drey Tage. Meine Gefangenschaft wurde mir gar nicht mehr zur Last, und ich fing schon an zu hoffen, daß ich sie auf diese Weise ganz wohl würde aushalten können, als der bösartige Geist, der mich unaufhörlich verfolgte, mich in neue Abscheulichkeiten stürzte.

Man machte eben Anstalt zu meinem Concert, als ein Kostgänger, der den Herrn von Rougemont kannte, herbeygelaufen kam, um mir die Nachricht zu bringen, daß er ihn so eben habe ankommen und zu dem Pater Superior gehen sehen. Ich hatte ihnen allen erzählt, was mir Herr von Malherbes versprochen hätte, und daß ich wenige Tage vor meiner Ankunft in Charenton ein Verzeichniß von den mir nöthigen Effekten hätte aussetzen müs-

sen. Alle waren der Meynung, daß man mich nur in der Absicht hieher gebracht hätte, um eine Probe mit mir zu machen, und zu sehen, wie ich meine Gaben anwendete; daß Herr von Malherbes unmöglich sein Wort brechen könnte; daß es noch weit unmöglicher sey, daß er sich lange besinnen könnte, einen Unschuldigen zu befreyen, und ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und daß Herr von Rougemont zuverläßig den glücklichen Befehl brächte, daß ich das Leben wieder erhalten und mein eigener Herr seyn sollte. Das Gerücht hievon verbreitete sich in einem Augenblick durch alle Gänge; die Kostgänger liefen von allen Ecken herbey, mir Glück zu wünschen, es war wie ein Hauptfest, an dem sie alle Theil nehmen sollten. Schon wollten die Musikanten anfangen es zu feyern, als auf einmal ein Bruder daherkam, sie alle davonjagte, das Gangthürchen zuschloß, und allen Gefangenen ausdrücklich verbot, daß keiner mehr an dasselbe kommen sollte.

Meine Leser werden schon bemerkt haben, daß, so oft mich ein neuer Schlag treffen sollte, allezeit eine glückliche, oder vielmehr eine nur weniger unglückliche Ereigniß meinen Geist aus seiner traurigen und schmachtenden Betäubung herausriß, und mich nur deswegen aufzurichten schien, damit mich der Schlag desto stärker treffen, und ich ihn um so mehr fühlen möchte.

Herr von Rougemont hatte den Befehl mitgebracht, mich zu verfolgen: aber wer hatte ihm denselben gegeben? Gewiß, niemand wird es den Herrn von Malherbes zeihen: Es ist nur eine geringe Wahl zwischen dem Herrn le Noir und dem Herrn von Sartines. Allein dieser war Minister beym Seewesen, er hatte sich nicht mehr darum zu bekümmern, und in den Staatsgefängnissen nichts mehr zu befehlen. Auf der andern Seite: was konnte wohl den Herrn le Noir zu dieser Grausamkeit verleiten? Er kannte mich nicht, und hatte mich niemals gesehen; ich hatte ihm nicht geschrieben; er fand in seinen Registern nirgends einen Beweis, daß ich strafbar wäre; nirgends — man werde nicht müde, diese schreckliche Wahrheit noch einmal zu hören — nirgends war eine Klage, und Beweise und ein Urtheil wider mich vorhanden. Wer von Beiden war dann so barbarisch, mich also zu peinigen? Wenn Herr von Sartines seine Bosheit und Rachsucht so weit treiben konnte, so muß er wohl eine sehr schwarze und niederträchtige Seele haben: wenn Herr le Noir, dem seine Denkungsart bekannt war, seine Gefälligkeit so weit treiben konnte, daß er mich ihm zu gefallen verfolgte, so ist er, wenn es anders möglich ist, noch ein weit schändlicherer und niederträchtigerer Tyrann. Ohne Zweifel werden sie uns hierüber den Aufschluß geben,

wenn ich sie zwingen werde, sich vor den Tribunalen darüber zu erklären. Ich will nur, um denjenigen, den man dieser Gewaltthat beschuldigen könnte, zu helfen, dieses anführen, daß wohl schwerlich einer allein sich derselben schuldig gemacht haben kann; das Gewicht davon würde ihn allzusehr gedrückt haben, und es ist wahrscheinlicher, daß sie die Schande davon mit einander haben theilen wollen. Doch soll auch Herr von Rougemont nicht um die ihm gebührende Ehre gebracht werden; denn wenn er auch nicht an ihrem Ruhme Theil hat, so hat er doch wenigstens Theil an der Ausführung. Es war noch keine halbe Stunde, daß er angekommen war, so schloß man schon mein Gangthürchen mit Ungestüm zu und verbot allen Gefangenen, künftig an meine Stube zu gehen und ein Wort mit mir zu sprechen. Er muß seiner Rede einen starken Nachdruck gegeben haben, daß er die Stimmung seines Herzens so geschwind in die Herzen meiner neuen Wächter, die sich bisher nicht geweigert hatten, meine erbärmliche Lage mir erträglich zu machen, hat übertragen können.

Ungeachtet des an die Gefangenen ergangenen Verbots ließen sich Saint Luc noch selbigen Abend, und in der Folge alle meine Nachbarn, durch die Fenstergitter mit mir, wie das erstemal, in Gespräche ein, und gaben sich wenig Mühe, ihre Gesinnungen

zu verbergen, sondern sprachen mehr als einmal mit einem sehr herzhaften Nachdruck von meinen Verfolgern. Dieses war freylich ein sehr schwacher Trost und für Saint-Luc nicht hinreichend. Dieser schätzbare junge Mann bewarb sich mit erstaunlichem Eifer und mit Wärme bey den Obern um die Zurücknahme dieses letzten Befehls. Sie gaben ihm zur Antwort, daß sie sehr mit mir zufrieden wären, und daß, wenn es nur auf sie ankäme, sie nicht nur das Thürchen öffnen lassen, sondern mir auch die Freyheit verstatten würden, im ganzen Kloster herumzugehen; daß sie aber den geschärften Befehlen, die an sie ergangen wären, gehorchen müßten.

Saint-Luc setzte ihnen alle Tage vergeblich zu, und wurde dessen gar nicht müde. Endlich zeigte sich aber eine Gelegenheit, von der er einen guten Gebrauch machte. Es reichte sie ihm ein verdrüßlicher Vorfall dar. Wir waren damals im Jahr 1776; man wird sich noch erinnern, was für einen strengen Winter wir in demselben hatten. Ein Kostgänger — wo ich nicht irre, ein Benediktiner — war in seine Stube eingeschlossen und erfror. Saint-Luc ging in vollem Eifer zu den Obern, und fragte sie mit der größten Heftigkeit, ob es für sie und für die Minister noch nicht genug wäre, daß sie dieser abscheulichen Barbarey Einen aufgeopfert

hätten? Hierdurch brachte er es dahin, daß ihnen bange wurde, und er die Erlaubniß für mich erhielt, daß ich meine Mahlzeiten in der Stube eines unsrer Kameraden, Namens Saint-Bernhard, wo es beständig Feuer und große Gesellschaft gab, einnehmen durfte.

Dieser Saint-Bernhard trieb eine Art von einem kleinen Handel; er verfertigte mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit kleine Geräthschaften von Stroh und Weiden; richtete Vögel ab, kaufte den Gefangenen ihren Wein ab, und verkaufte alle diese Dinge wieder an Andere; seine Stube wurde der Sammelplatz von fast allen Gefangenen.

Da mein Wächter einmal den Befehl dazu hatte, so deckte er alle Tage Mittags und Abends für mich in Saint-Bernhards Stube, kam hierauf zu mir und holte mich dahin ab. Ich dehnte meine Mahlzeiten so lang, als mir es möglich war, hinaus. Oft kamen einige Mönche des Klosters zu uns und schwatzten mit uns. Es wurde ihnen zur Gewohnheit, mich zu sehen; ich suchte sie durch Erzählung einiger meiner Begebenheiten zu gewinnen, und dadurch neue Vortheile von ihnen zu erlangen. Sie gestatteten mir auch einen, der für meine Gesundheit nothwendig geworden war; nämlich in einem kleinen Hofe spatzieren gehen zu dürfen. Ich weiß

nicht, an wen sie sich gewendet hatten, daß sie für sich selbst die Erlaubniß erhielten, mir solches gestatten zu dürfen. Doch sagten sie mir, daß sie dieselbe nur unter der Bedingung erhalten hätten, daß ich mich niemals mit andern Gefangenen zugleich auf dem Spaziergang einfände: deswegen mußte ich immer warten, bis alle Gefangene in ihre Stuben wieder eingeschlossen waren, und dieses geschah niemals eher als nach acht Uhr, folglich erst lange nach Sonnenuntergang, weil wir damals mitten im Winter waren. Ein Wächter trug eine Laterne und ging mit mir. Der Hof, auf welchem ich mir diese Lust machen durfte, war kaum vierzig Schritte lang; wenn es meinem Wächter nicht gelegen war, mit mir zu frieren, so setzte er seine Laterne auf einen Stein und ließ mich allein, und alsdann beobachtete der Thorwächter durch Löcher, die man mit Fleiß in die Thüre gemacht hatte, meine Schritte.

Ich durfte also nur bey dem Schein einer Laterne frische Luft schöpfen. Ohne Zweifel befürchteten meine Verfolger, das Tageslicht, der Anblick des Himmels möchte mich zu sehr aufheitern. Diese Sonderbarkeit ist vielleicht einzig, und könnte lächerlich scheinen, wenn sie nicht grausam wäre. Man glaube ja nicht, daß ich die Erlaubniß, mich in Saint-Bernhards Stube zu wärmen, und meine Mahl-

zeiten einzunehmen, den Ministern zu danken gehabt habe. Ich erhielt sie von den Brüdern blos aus Mitleiden, die, wie sie mich versicherten, dadurch viel auf ihre Schultern nahmen. Sie thaten noch mehr. Mein Herz freuet sich, wenn es sich dieser rührenden Achtung erinnert, und seine Dankbarkeit dafür an den Tag legt. Den Pater Superior, Facio, verdroß es, daß man mich unverdienter Weise also behandelte, und weil ihm noch überdieß meine Kameraden täglich und inständig darum anlagen, so nahm er es über sich, eine Fürbitte bey dem Herrn von Malherbes für mich einzulegen. Er machte ihm seine Aufwartung, versicherte ihn, daß ich sehr gehorsam wäre und mich in alles fügte, und bat, daß man mir wenigstens mein Schicksal erleichtern möchte.

Wie erstaunte er, als dieser Minister ihm zur Antwort gab, daß man ihn schändlich hintergangen hätte, daß er bisher nicht anders gewußt, als daß ich verrückt und toll wäre, weil man es ihm etlichemal so gesagt hätte. Er war so gnädig, wie mir der Pater Facio sagte, und erkundigte sich nach einer Menge mich betreffender Umstände; er schien über meine Lage gerührt zu seyn, versprach sich meiner anzunehmen, und gab auf der Stelle den gemessensten Befehl, daß man mir alle Freyheit im Kloster erlaubte, ja er ging so weit, daß er mich dem

Pater Superior ganz besonders empfahl, und mich durch diesen versichern ließ, daß mir in kurzem nichts mehr zu wünschen übrig bleiben sollte. — Leider! war das wieder eine falsche Hoffnung! Da Herr von Malherbes alle seine Hofnung, Gutes zu stiften, aufgegeben hatte, und es ihn kränkte, daß er manchmal zum Bösen mit beytragen mußte, so forderte er bald darauf seine Entlassung. Der Tag seines Abzugs war ein Tag der Trauer für ganz Frankreich; und mich stürzte er von neuem in die Gefangenschaft.

Unterdessen gab sich der Pater Facio alle Mühe, die erhaltenen Befehle zu vollziehen. Er ließ meine Stubenthüre aufmachen. Was war das für eine Wonne für mich! Es würde schwer seyn, sie zubeschreiben, und vielleicht eben so schwer, sich dieselbe vorzustellen, und zugleich die allgemeine Freude, die diese Ereigniß unter meinen Kameraden verursachte, zu schildern. Ich lief wie ein Kind, herzte und küßte Alle, die mir in den Weg kamen, und sie fanden sich Alle bey mir ein, um mir Glück zu wünschen und es mit mir zu theilen. Die Einen führten mich in ihre Stuben, von welchen man in das freye Feld schauen konnte; ich sah und bewunderte da mit Entzücken die Bäume, die Gärten, die Weinberge, und alles, was mir vor Augen kam. Die Andern führten mich in die Spielsäle; sie wollten mich gewissermaßen recht sättigen. Allein ich konnte damals in diesen frem-

den Gegenständen mein Vergnügen nicht finden; mein Herz war zu voll, als daß es meinen Sinnen hätte Gehör geben können. Wenn man sieben und zwanzig Jahre in der Gefangenschaft, in Verzweiflung, in Thränen dahin gelebt hat, wie muß einem da in dem Augenblicke zu Muthe seyn, da man alle seine Leiden überstanden hat, da man, noch ohne frey zu seyn, sich schon dafür halten und mit seiner Einbildungskraft über jene kostbare Täuschung hinausgehen kann!

In dem Kloster Charenton sind mehrere gemeinschaftliche Säle, wo alle Gefangene zusammenkommen können. In dem einen ist ein Billiard, in den andern stehen Bretspiele, liegen sogar Karten, Zeitungen, und Bücher. Man überläßt da die Gefangenen ihnen selbst. Ueberhaupt genießen sie, wenn nicht besondere Befehle vorhanden sind, die größte Freyheit. Es ist eine Kapelle da, worin zu festgesetzten Stunden Messe gelesen wird; sie brauchen ihr aber nicht beyzuwohnen. Man zwingt sie nicht einmal, Freytags und Sonnabends Fastenspeisen zu essen. Des Morgens bringt man ihnen ihr Frühstück auf die Stube, und so wie dieses kommt, wird sie aufgemacht. Um eilf Uhr finden sie da ihr Mittagsessen, und Abends um sechs Uhr ihr Abendbrod. Es wird ihnen hierzu das Zeichen mit einem Glockenschlag gegeben. Mit einem andern Glockenschlag

wird im Sommer um neun Uhr und im Winter um acht Uhr Feyerabend geboten, und dann müssen sie sich zu Bette legen.

Ich halte mich gern bey diesen Beschreibungen auf; sie erinnern mich an den Unterschied der hiesigen Zucht, und der, die auf der Bastille und zu Vincennes beobachtet wird. Ich fand noch ein Mittel, sie noch leidlicher zu machen. Ein jeder von uns speiste auf seiner Stube für sich allein; ich that meinen Kameraden den Vorschlag, sie sollten um die Erlaubniß anhalten, daß wir in Gesellschaft speisen dürften. Wir erhielten sie leicht, und unsre Mahlzeiten wurden dadurch um so viel anmuthiger. Wir hatten eine kleine Gesellschaft formirt, wovon fast alle Mitglieder sehr liebenswürdig waren; wir erzählten uns unsere Abentheuer. Es waren lauter Leute, die Erziehung hatten: verschiedene hatten Kopf, es war uns allen darum zu thun, daß wir uns unter einander zerstreueten, und deswegen brachte ein jeder Munterkeit in die Gesellschaft. Eines von den anziehendsten Vergnügen, die wir kannten, machten uns die besondern Einbildungen einiger liebenswürdigen Narren, die wir unter uns aufgenommen hatten, und die oft die lustigsten Einfälle hatten.

Einer von ihnen, mit Namen Grenot, Ritter des Ludwigsordens und Grenadierhauptmann beym

Regiment Picardie, glaubte, er wäre Gott. Er hatte Kopf, und in allem andern Betracht einen vortrefflichen Ton; aber über den Artikel von seiner Gottheit ließ sichs nicht mit ihm sprechen. Er wohnte der Messe ziemlich ordentlich bey; wenn aber der Priester die Einsegnung verrichtete, so wandte er sich um und kehrte ihm den Rücken zu. Ich habe ihm dieses verschiedne Mal vorgehalten, bekam aber von ihm zur Antwort: „Der ist mächtiger als ich; „ich kann's nicht mit ansehen, daß man mich so le„bendig frißt."

Ein Anderer, von ungefähr dreyßig Jahren, war Musketier gewesen, und bekam eine Stelle auf den Inseln. Auf einmal setzte er sich in den Kopf, er wäre der Sohn Ludwigs des Funfzehnten. Dieser Gedanke nahm ihn so ein, daß er nicht mehr davon abgebracht werden konnte. Er schiffte sich ein, kam an den Hof, um seinen Rang zu behaupten, und wurde nach Charenton geschickt. Dieser Mensch war übrigens voll gesunden Verstandes, er urtheilte über alles sehr richtig, und bezeigte sich folglich auch in seiner Narrheit eben so. Sein Schicksal ging uns zu Herzen. Wir gaben uns alle Mühe, ihn von seiner Einbildung abzubringen und zu heilen; allein keiner konnte etwas ausrichten.

Ich glaubte einsmals, daß ich wenigstens einen lebhaften Eindruck auf seinen Geist würde machen

können. Ich ergrif hiezu eine Gelegenheit, die mir die Ankunft eines andern Verrückten von gleichem Schlage anbot. Dieser war der Sohn eines Obersekretairs von Dijon. Es war zu Charenton so ziemlich gebräuchlich, daß die Kostgänger herbeyliesen, um die Neuangekommenen zu besehen. Ich ging also auch zu diesem und fand, daß er ein noch vornehmerer Herr war, als unser Musketier; denn er gab sich für den König von Frankreich aus. Er verlangte, daß man mit ihm mit der tiefsten Ehrenbietung sprechen sollte. Ich gab mich einen Augenblick mit ihm ab. Er verlangte den Haushofmeister; ich ging aus der Stube, als wenn ich ihn holen wollte, einen Augenblick darauf ging ich wieder hinein und sagte, er würde kommen, sobald er seine Chocolade getrunken haben würde. Auf dieses Wort gerieth unser Monarch in eine schreckliche Wuth, und sprach von nichts geringerem, als daß er diese Insolenz mit einer ewigen Gefangenschaft bestrafen werde.

Ich suchte hierauf den Musketier auf, und überredete ihn, daß er unserm neuen Kameraden, seinen Besuch machte. Er ging mit mir. Als wir in der Stube waren, so ließ ich sie sich gegen einander erklären. Der Eine gab sich für den Sohn Ludwigs des Funfzehnten, und der Andere für den regierenden König aus; ich bat sie, daß sie sich mit einan-

der verglichen. Der Musketier kehrte sich hierauf zu mir und sagte, indem er die Achsel zuckte, mit einem mitleidigen Ton zu mir: „Sie sehen wohl, „daß dieser Mensch verrückt ist, dem muß man nicht „widersprechen.“ Von der Zeit an gab ich alle Hofnung auf, diesen unglücklichen jungen Menschen wieder zurecht zu bringen.

Wir hatten zween andere Narren, die auf eine entgegengesetzte Weise ausschweiften. Der Eine war ein Advokat aus Auvergne, und wurde vor Liebe närrisch. Seine Narrheit bestand darin, daß er sich vor Jedermann zu Füßen niederlegte, und um Verzeihung bat. Der Andere war ein Bruder Einsiedler, der das demüthige Wesen seines Standes mit zu uns gebracht hatte. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ich wäre ein Churfürst, und widmete sich ganz meinem Dienste. Er wollte schlechterdings die Stelle eines Bedienten und Secretärs bey mir vertreten. Weder die Wächter noch ich konnten ihn abhalten, daß er mir mein Bette machte, meine Stube kehrte, und alle Dienste von dieser Art mit einer unglaublichen Dienstbeflissenheit versah. Wenn ich ihm des Morgens sagte, daß mich zu Nacht ein Floh aus dem Schlaf gebracht hätte, so wußte ich gewiß, daß er nicht eher aus meiner Stube gehen würde, als bis er ihn gefangen hätte. Er legte ihn hierauf in die hohle

Hand, und zeigte mir ihn: „Da, sehen Sie, gnädi-
„ger Herr, hier ist er; er wird nicht mehr beißen, er
„wird Eure Hochfürstliche Durchlaucht nicht mehr im
„Schlafe stören.“ Ich half ihm einsmals aus einem
schlimmen Händel, und dadurch wurde er in seinem
Diensteifer und in seiner Einbildung von meiner
Macht noch mehr bestärkt. Er hatte einen Streit
mit einem andern Narren gehabt, und vermuthlich
hatten sie sich geprügelt und Unheil angestiftet. Die
Züchtigung, die alle diese Unglückliche auszustehen
haben, wenn sie dumme Streiche machen, ist für sie
etwas Entsetzliches. Man bindet ihnen die Hände,
und stellet sie an einen großen Bottich mit kaltem
Wasser. Einige Wächter nehmen alsdann den armen
Sünder, und tauchen ihn etlichemal unter. Dieß
ist die allerfürchterlichste Strafe im Kloster Charen-
ton. Man belegt damit nicht nur die Narren, son-
dern auch andere Kostgänger, wenn sie sich übel auf-
führen. Sie fürchten sich dafür wie für dem Hen-
ken. Mein Einsiedler stand schon vor dem Bottich,
und ließ sich die Hände binden. Ich hörte ihn ge-
waltig rufen: „O weh! Gnädiger Herr Churfürst,
„Hülfe!“ Ich lief hinzu, und durch vieles Bitten
brachte ich es dahin, daß er begnadigt wurde. Ge-
wiß, damals hielt er mich für den größten Potentaten
auf der Welt.

Von dieser Art waren lange Zeit meine Beschäftigungen in dieser neuen Gefangenschaft. Sie konnten natürlicherweise meinen Geist nicht so ausfüllen, daß nicht eine gewisse Leere zurückgeblieben wäre, die mir nur allzusehr zu erkennen gab, daß mir noch gar viel an meiner Glückseligkeit abginge. In den ersten Augenblicken hielt ich mich für frey, weil ich nicht mehr, so wie vorher, in einem Kerker war, wo ich nichts wußte und nichts konnte als seufzen, wo ein abscheuliches Luftloch nur so viel Hellung hineinließ, daß ich das Entsetzliche meiner Wohnung sehen konnte. Aber ich fühlte bald, daß noch anderer Genuß, noch dringendere Bedürfnisse vorhanden wären, welche ich noch nicht befriedigen konnte, und daß man sich schwerlich für glücklich halten könnte, wenn man nicht seine Freyheit hat. Dem ungeachtet aber war mir doch das Gefühl meiner vergangenen Leiden noch zu lebhaft, als daß ich nicht die Reize meines gegenwärtigen Zustandes hätte schätzen sollen, und ich suchte mich einstweilen darüber zufrieden zu geben, bis mir ein neues Schicksal, das mir eine tröstende Hofnung beständig vorhielt, zu Theil werden würde. Eine schreckliche Entdeckung zernichtete auf einmal alle meine Täuschungen, und machte meinen Aufenthalt zu Charenton verzweiflungs- und thränenvoll.

Ich habe schon gesagt, daß es Rasende gab, die ihre Anfälle nur zu gewissen Zeiten bekamen. Wenn

nun

nun diese Zeit sich einstellte, so führte man sie hinunter in die unterirdischen Behältnisse, (catacombes) und legte sie an Ketten, oder schloß sie manchmal gar in eiserne Käfige ein; wenn aber ihre Raserey vorüber war, so brachte man sie wieder in die Kostgängerstuben. Einer von diesen Unglücklichen, mit welchem ich mich kurz darauf, nachdem er sich wieder bey uns eingefunden hatte, in ein Gespräch einließ, berichtete mir, daß mein ehmaliger Gesellschafter Alegre, mit welchem ich aus der Bastille entsprungen bin, in diesen Behältnissen wäre. Man wird sich noch erinnern, daß er zu Brüssel aufgehoben worden ist; von da wurde er in die Bastille gebracht, so wie ich, in Ketten gelegt und in einem Kerker auf Stroh ohne Decke geworfen. Dieser Unglückliche konnte sein Elend nicht ertragen; die Verzweiflung brachte ihn um seinen Verstand. Seine Verrückung war von der rasenden Art, und immerwährend. Man brachte ihn nach Charenton, und hier war er über zehn Jahre schon in einem Behältniß angefesselt, ohne daß man nur einen Augenblick seine Hitze hätte dämpfen, und seinen Geist zur Ruhe bringen können.

Diese Nachricht setzte mich in eine Art von Verzweiflung. Ich wollte augenblicklich diesen Unglücklichen sehen, lief daher zu dem Bruder, der die Aufsicht über die Behältnisse hat, und bat es mir als

eine außerordentliche Gefälligkeit aus, daß ich hinunter in das Behältniß des Alegre gehen dürfte; ich schmeichelte mir, daß mein Anblick vielleicht einen Eindruck auf ihn machen, und ihn an angenehmere Gegenstände erinnern würde. Ich war, als ich mir diese Gefälligkeit ausbat, entfärbt, und keuchte vor Wehmuth und Ungeduld. Der Bruder, der mich in dieser Gemüthsbewegung sah, verwies mich auf einige Tage zur Geduld. „Nein," sagte ich, in vollem Eifer; „ich gehe nicht von Ihnen, bis Sie „mich zu ihm geführt haben; ich muß ihn sehen, ich „will mit ihm seufzen, seine Bande mit meinen „Thränen benetzen; ich kann mich derselben nicht „enthalten." So lebhaft auch meine Bitten waren, so mußte ich doch noch einige Stunden warten, und der Bruder beschied mich, unter allerley Vorwand, auf den Abend wieder. Ich weiß fast zuverläßig, daß er mich deswegen so lange warten ließ, damit er meinem betrübten und unglücklichen Freunde erst Kleider anlegen lassen könnte, denn gemeiniglich fressen und verschlucken die Rasenden ihre Kleider; man läßt sie daher nackt, und ohne Zweifel wollte er mich den Alegre in diesem entsetzlichen Zustande nicht sehen lassen.

Endlich wurde ich zu ihm gelassen. Ich ging mit Zittern in sein düsteres und schreckliches Behältniß; ich glaubte meinen alten Freund wieder zu fin-

den, und ich fand ein fürchterliches Gerippe. Seine zerstreuten Haare, seine tiefliegenden und wilden Augen, seine blasse und ausgetrocknete Figur machten ihn beynahe unkenntlich: dieser schreckliche Anblick geht mir noch nahe, und bricht mir das Herz. Ich fiel ihm um den Hals und wollte ihn umarmen; er stieß mich mit einer Art von Schaudern zurück: ich suchte ihn zu sich selbst zu bringen, und sagte zu ihm: „Kennst Du deinen alten guten Freund nicht „mehr? Ich bin Latude; ich habe Dir ehemals „zu deiner Flucht aus der Bastille geholfen, besinnst „Du Dich nicht mehr?" Er warf einen wilden Blick auf mich, und sagte mit einer halberstorbenen Stimme: „Nein, ich bin Gott;" mehr konnte ich nicht von ihm herausbringen. Ich war außer mir, ich seufzte, ich schluchzete. Einige Kostgänger, die mich begleitet hatten, machten diesem grausamen Zuspruch ein Ende, sie rissen mich mit Gewalt fort, und führten mich auf meine Stube.

Wem schaudert nicht bey dieser Erzählung! Wer hat Gefühl und vergießt nicht eine Thräne? Und dieser Unglückliche ist noch da! Ohne die lange Zeit seiner Gefangenschaft und seiner ersten Trübsalen mitzurechnen, war er damals schon zehn Jahre in diesem schaudervollen Zustande; gegenwärtig sind es vier und zwanzig Jahre. Der Tod hat noch bis auf

diesen Augenblick, das Ziel seiner Marter hinausgeschoben; und es hat sich noch niemand gefunden, der so menschlich gewesen wäre, und mit seinem Leben seinen Leiden ein' Ende gemacht hätte!

So oft ich an den unglücklichen Alegre denke, so vergesse ich alle meine langwierigen und schrecklichen Leiden; ich gerathe alsdann in einen heiligen Eifer, der mein Blut erhitzet und mich außer mich bringt. Dieser schätzbare junge Mensch hatte Talente und Tugenden; er hätte ein vortrefflicher Bürger werden können; und dann war er auch ein Mensch! — Und in einen so scheußlichen Zustand hat ihn der Hochmuth einer gemeinen Hure, die niedrige Schmeicheley und vielleicht auch die Habsucht eines Ministers versetzt! Hätten sie auch nur diese einzige Uebelthat begangen, hätten sie nur dieses einzige Schlachtopfer erwürgt; womit haben sie denn noch das Vaterland wegen dieses Verlusts entschädigt? Was haben sie noch für die Menschheit gethan, daß dieselbe sie von diesem Verbrechen lossprechen könnte? Worin bestehen ihre Ansprüche, wovon ihre geleisteten Dienste, die es vergessen machen könnten? Sind es etwa die Erpressungen, die Verschwendungen, der übermüthige und ärgerliche Luxus der erstern? Sind es der Despotismus, die albernen Streiche des letzten während seines Ministeriums

beym Seewesen, von dem er nicht einmal die Sprache verstand? *) Und um nicht den Kreis meiner eigenen Geschichte zu überschreiten, sind es etwa alle die Gräuel, die ich schon aufgedeckt habe, und die ich noch anführen könnte, wenn nicht alle die, welche die Seele des Herrn von Sartines haben kennen lernen, sie sich leicht vorstellten und erriethen? Und dieß sind doch die, die uns regieren, dieß sind unsere Souverains, unsere Götter! — — Und doch giebt es noch so feigherzige Leute, die sich nach jenen Gesetzen, oder vielmehr nach dem entsetzlichen Mißbrauch derselben sehnen, die uns bis zu ihren Sclaven herabgewürdiget haben.

Die Charentoner Anstalt, die in gewissem Betracht nützlich und nothwendig ist, war noch, wie mein eigenes Beyspiel zeigt, ein Ort mehr, den sich die eigenmächtige Gewalt zur Verwahrung ihrer Schlachtopfer vorbehalten hatte. Der Despotismus war zwar daselbst nicht so barbarisch, aber er beging doch dadurch ein Verbrechen weiter. In den andern Staatsgefängnissen erkannte man ganz und gar keine Gesetze an. Man wußte dieses wohl, und die Minister gaben sich nicht einmal die Mühe, nur den

*) Als Herr von Sartines Minister beym Seewesen worden war, so fragte er jemand, was ein Brander (brulot) wäre.

Schein anzunehmen, als ob sie die Gesetze in diesen ihnen gänzlich überlassenen Orten respektirten. Zu Charenton war es anders. Die Obrigkeit schien alle Jahre einmal das Bild der Gerechtigkeit dahin spazieren zu führen. Im Monat September kommen einige Parlementsglieder von Paris in dieses Kloster, hören die Gefangenen mit ihren Beschwerden an, fragen sie aus, trocknen ihre Thränen, und beleben ihre Hofnungen. Allein dieses rührende und schöne Benehmen ist nicht einmal ein Trost für die Unschuld. Man hat mich versichert, daß diese Besuche blos dienten, um die Ungerechtigkeiten der Minister zu verdecken, und sie in den Augen des Monarchen und der Bürger gültig zu machen; daß sie selten den Gefangenen zum Vortheile gereichten; und daß man fast kein Exempel hätte, daß irgend ein Gefangener, der durch eine lettre de cachet verhaftet gewesen, auf diese Art die Gerechtigkeit und die Rache der Gesetze mit irgend einem Erfolg angerufen habe. Ich würde es schwerlich geglaubt haben: allein eine Menge von meinen Kameraden, die eben so unschuldig waren, als ich, haben während meines dasigen Verhafts diese Gerichtspersonen vergeblich angeflehet; ich selbst bin zweymal vor ihnen erschienen, habe sie fußfällig angeflehet, und ihnen meine Unschuld dargethan, und ich bin immer Gefangener geblieben.

Alle Vorsteher des Klosters waren darüber aufgebracht: sie versprachen mir alle, ihr Möglichstes zu thun, daß ich meine Freyheit wieder erhielte. Der Polizeylieutenant sollte in kurzem ebenfalls diese Gefängnisse visitiren: sie ließen mich vor ihn kommen. Wir waren damals im October 1776. Alle vereinigten sich, meiner Aufführung das beste Zeugniß zu geben. Herr le Noir, der auf ihr inständiges Bitten doch etwas sagen mußte, versprach, daß er mir nächstens meine Freyheit auswirken wollte. Nach Verlauf dreyer Monate schrieb ich an ihn, und erinnerte ihn an sein Versprechen, es war vergeblich; ich blieb immer gefangen.

Ich mußte also andere Mittel versuchen. Einer von den Kostgängern, an den ich mich am meisten angeschlossen hatte, war der junge Ritter von Moyria; er war, so wie ich, ein Languedoker und aus Beziers gebürtig, und von einer sehr guten Familie. Er kam nach Charenton, weil er auf seinen Bruder mit dem Degen losgegangen war. Ich vertrat während seiner Gefangenschaft die Stelle eines Hofmeisters bey ihm. Bey seinem Abgange gab ich ihm Briefe an seine Familie und an die meinige mit. Seine Mutter beehrte mich mit einer Antwort, und bot mir ihre Dienste an. Sie meldete mir, daß sie meinetwegen schon an den Herrn von Saint-Vigor, Generalcontroleur bey dem Hof-

staate der Königinn, geschrieben hätte, und schickte mir ein Muster zu einer Vollmacht, worin sie mir erlaubte, sie als meine Mutter und Vormünderinn betrachten zu dürfen. Ich unterließ nicht, ihr meine lebhafte Rührung dafür auszudrücken.

Herr von Saint-Vigot war ein gutdenkender und billiger Mann. Er stand in der Achtung, die man bisweilen der Rechtschaffenheit, sogar auch an einem lasterhaften Hofe, wiederfahren läßt. Kaum hatte er den Brief von der Gräfinn von Moyria erhalten, so schrieb er selbst an mich, und bat sich einige Aufschlüsse aus. Ich schickte sie ihm und ersuchte ihn, seine Fürbitten ja nicht in Gegenwart des Herrn le Noir für mich einzulegen, weil sie sonst wenigstens unnütz seyn würden. Er wendete sich an den Herrn Amelot, und brachte für mich eine lettre de cachet, die mir meine Freyheit wiederschenkte, heraus. Sie wurde mir den 7ten Junii 1777 von dem Polizeyinspektor, Herrn de la Croix, überbracht.

So war ich dann endlich frey! Ich trat augenblicklich von Charenton aus. Ich war ohne Hut und ohne Rock, hatte ein einziges Paar Strümpfe und ein einziges Paar zerrissene und an allen Seiten durchlöcherte Beinkleider; statt der Schuhe ein Paar alte Pantoffeln, welche mir die Klosterbrüder

gegeben hatten, und über dieses alles, um mich zu bedecken, einen Ueberrock, den ich 1747 zu Brüssel gekauft hatte, und der in den Kerkern halb verfault und von dem Ungeziefer zerfressen war; ohne einen Heller Geld in meiner Tasche, ohne Unterstützung, ohne Bekanntschaften, und vermuthlich auch ohne Freunde; — behält man diese wohl, wenn man so lange Zeit im Unglück ist? — Aber was liegt daran? Ich war frey!

Leider mußte dieses glückliche Gefühl bald andern noch weit schrecklichern Empfindungen, als ich bisher gehabt habe, Platz machen. Ich muß in meiner Erzählung einen Augenblick inhalten; ich muß mich erholen; ich muß neue Kräfte sammeln, um den gutdenkenden Lesern, denen das Herz bey Anhörung meiner Trübsale geblutet hat, die ihrigen wieder zu beleben. Bis hieher haben sie mich bedauert, haben mich für unglücklich gehalten: ach! ich war es: aber mit was für einem Namen werden sie alle diejenigen Qualen belegen, die ich ihnen jetzt beschreiben werde? Wo werden sie neue Sensationen, noch ein anderes Herz hernehmen, um alles das Mitleiden fassen zu können, das ich ihnen jetzt einflößen werde? Ich kann beynahe sagen, daß ich jetzt erst angefangen habe wahrhaft unglücklich zu seyn. Ja gewiß, Alles was ich bis hieher erfahren hatte, alle meine ausgestandenen Leiden sind nichts gegen

das, was ich seitdem habe erdulden müssen. Das Verhängniß schien alle seine Streiche an mir erschöpft zu haben, und es hatte mich blos erst auf dieselben vorbereitet.

Der Polizeyinspektor, der mir die lettre de cachet zu meiner Befreyung gebracht hatte, hatte mir ausdrücklich anbefohlen, mich dem Polizeylieutenant zu zeigen. Wie konnte ich in dem abscheulichen Zustande, in dem ich mich befand, mich vor ihm sehen lassen? Seine Knechte selbst würden mich mit Abscheu zurückgestoßen haben. Glücklicherweise hörte ich zu Charenton den jungen Ritter von Moyria von einem gewissen Mann aus Montagnac, der im Groß-Caillou wohnte, sprechen. Ich suchte ihn auf. Ich war ihm zwar nicht persönlich bekannt, er konnte aber doch von mir haben sprechen hören, und zuverläßig mußte er meine Anverwandten in unserem Vaterlande gekannt haben. Ich irrte mich nicht, doch kostete es mir Mühe, bis ich ihn zurechtwies; er sagte mir, daß während seines Aufenthalts zu Montagnac die ganze Stadt in der Meynung gestanden habe, als ob ich mich nach meiner Flucht nach Holland auf die Inseln eingeschifft, unterwegs Schiffbruch gelitten, und ertrunken sey. Dieses Gerüchte hatten meine Verfolger ausgesprengt, damit sie nicht mit Klagen überlaufen werden, und das Vergnügen, mich zu peinigen, in Ruhe genießen möch-

ten. Ich gab mich diesem Manne auf eine solche Art zu erkennen, daß ihm gar kein Zweifel übrig bleiben konnte. Hierauf nahm er mich gut auf, schoß mir fünf und zwanzig Louisd'or vor, womit ich mich augenblicklich in Kleidung setzte, und gleich den Tag darauf war ich im Stande, die Befehle des Polizeylieutenants zu vernehmen.

Ich komme jetzt auf einen der allerschmerzhaftesten Augenblicke meines Lebens. Er soll auch einer der hauptsächlichsten Artikel meiner vorhabenden Klageschrift werden, und deswegen werde ich mit der gewissenhaftesten Genauigkeit alle Umstände angeben. Ich bin es der Wahrheit, den Tribunalen, die ich von meiner grausamen Geschichte und von allen Unternehmungen meiner Feinde unterrichten muß, und endlich auch dem Publikum, meinem vornehmsten Richter, dessen Achtung meine hauptsächlichste Entschädigung ist, schuldig. Diese nähere Umstände können übrigens auch nicht am unrechten Orte stehen, sobald sie mit großen Unglücksfällen einen Zusammenhang haben.

Ich habe noch nicht gesagt, daß die lettre de cachet, die mir die Thore zu Charenton öffnete, wirklich ein Befehl zum Exilium war. Ich gab in dem ersten Augenblicke nicht darauf Acht, ich sah darin nur den Befehl zu meiner Befreyung; es wurde mir

darin auferlegt, mich auf der Stelle nach Montagnac zu verfügen, mit dem Verbot, mich an keinem andern Orte, unter was für einem Vorwande es auch sey, niederzulassen. Man zog mich also blos aus meiner Gefangenschaft, um mich ins Exilium zu verweisen! Zu Montagnac sollte ich der Gegenstand der unbescheidenen Neugierde des Publikums werden. Man wußte in diesen kleinen Städten, die von dem Mittelpunkt des Despotismus abgelegen waren, nicht alles, wozu derselbe vermögend wäre; man ließ sich gar nicht einfallen, was derselbe sich herausnähme. Da ich acht und zwanzig Jahr in Gefangenschaft gewesen, und darauf relegirt und unglücklich gemacht worden war, so mußte man mich nothwendig als einen Uebelthäter ansehen, dessen Verbrechen man nicht wisse, weil sie zu entsetzlich wären. So war das Gerücht, das nach Montagnac von mir vorausgegangen war. Vermuthlich waren auch meine Feinde besorgt, dasselbe glaubwürdig zu machen. In kleinen Städten macht ein gefährlicher Müßiggang die Neugierde immer geschäftig und boshaft. Außer dieser Bedenklichkeit, die für viele Personen die wichtigste und verdrüßlichste unter allen ist, fand ich noch andere, die mir meinen Aufenthalt zu Montagnac verhaßt und gefährlich machen mußten. Ich war ohne Vermögen, ohne Unterstützung, und diese würde ich hier weniger als an ir-

gend einem anderen Orte gefunden haben. Was ich hier sage, wird meinen Lesern vielleicht ein Räthsel seyn. Allein Sie erlauben mir, daß ich hierüber einen religiösen Vorhang ziehe. Die vornehmsten, die heiligsten aller Pflichten legen mir diese Verbindlichkeit auf. Ich habe ihnen alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen anvertraut. Dieses hier muß ich in meinem Herzen vergraben, es soll darin mit mir sterben. Ach! wenn ich es ihnen aufdecken dürfte, um wie viel unglücklicher und vielleicht auch interessanter würde ich ihnen vorkommen! ihr Mitleiden würde zärtlicher, vermuthlich auch thätiger — — —

Doch, wohin gerathe ich? Die Angewohnheit, mein Herz in das ihrige zu ergießen, und darin meine süßesten Tröstungen zu suchen, hätte mich beynahe verrathen. Ich schweige.

Ich stellte mich dem Herrn le Noir vor. Er sprach mit mir, als wenn er nicht ganz gleichgültig gegen mich wäre, und sagte, daß sein Sekretair Boucher *) mir die Addresse an eine Person ge-

*) Dieses ist der Herr Boucher, der einem meiner guten Freunde versichert hat, daß die Unkosten, welche die Regierung auf meine Habhaftwerdung in Holland und auf meinen Transport nach Frankreich aufgewendet, sich auf zweymal hundert und siebenzehn tausend Livres belaufen hätten.

ben würde, die von meiner Familie den Auftrag hätte, mir das zu meiner Equipirung und Heimreise benöthigte Geld auszuzahlen; er empfahl mir, dem zu meiner Abreise erhaltenen Befehl unverzüglich nachzuleben. Ich bat ihn um die Erlaubniß, nach Versailles gehen und sowohl dem Minister, der mir meine Freyheit gegeben, als dem Gönner, der dieselbe bey ihm ausgewirkt hat, meine Danksagung machen zu dürfen, und er bewilligte es.

Ich machte zuerst dem Herrn von Saint-Vigot meine Aufwartung. Dieser Mann wurde bey Anhörung meines Unglücks sehr weichmüthig, er sprach mir Trost zu, bot mir seine Dienste an, und gab mir die Mittel an die Hand, den Herrn Amelot auf meine Seite zu bringen. Er wies mich an einen seiner Subalternen, Herrn Riviere, und dieser führte mich selbst in das Zimmer des Ministers, dem ich meine Danksagung machte.

Wird man es mir wohl verargen können, daß ich mir die Freyheit genommen, mir eine Belohnung auszubitten? Waren die Plane, die ich aus der Tiefe meines Kerkers an verschiedene Ministers geschickt habe, und wovon wenigstens Einer auf der Stelle mit gutem Erfolg ausgeführt worden ist, nicht ein Dienst, den ich dem Staat geleistet hatte? Hat wohl die Regierung ihre Gnade und den öffentlichen

Schatz unter Leute verschleudert, die derselben würdiger gewesen sind? und verdiente dann mein Unglück, das auch durch die Regierung verursacht worden ist, keine Entschädigung? Man hatte es mir zu allen Zeiten versprochen; und Herr von Sartines selbst hat mir zu allen Zeiten die Anwartschaft darauf gegeben. Und, daß ich es noch einmal sage, ich war ohne Unterstützung, allein, und von allem entblößt. Ist denn das ein Verbrechen, wenn ich mir die Freyheit nehme, um das zu bitten, was mir von Rechtswegen gehöret?

Ich zog Herrn Riviere zu Rathe, zeigte ihm meine Entwürfe, meine Plane; er fand sie gut, genehmigte meinen Entschluß, und redete mir zu, daß ich eine Bittschrift an den König eingäbe. Nachdem ich diese aufgesetzt hatte, so zeigte ich sie demselben wieder. Ich hatte hierauf die Ehre, sie dem Herrn Fürsten von Beauveau, nachmaligem Marschall von Frankreich, vorzulegen. Er genehmigte sie nicht nur, sondern er unterzeichnete sie auch mit eigener Hand, und half mir dazu, daß ich sie dem König überreichen konnte, indem er in die Messe ging. Er that noch mehr, er geruhete, mir eine besondre Audienz zu verstatten, wo ich ihm meine ganze Leidensgeschichte erzählte, die er mit der größten Aufmerksamkeit anhörte. Dieses ist nicht das

einzige Mal, daß er mich mit seiner Gnade beehrte, und sich für mich verwendete. Ich darf nur dieses einzige Wort sagen, um meine Feinde zu Boden zu schlagen.

In meiner dem Könige überreichten Bittschrift ließ ich auch etwas von dem Herrn von Sartines mit einfließen. Ich hatte nicht aus den Augen gesetzt, daß er der Minister des tugendhaften Monarchen war, an den ich meine Beschwerden ergehen ließ, und hatte mir nichts erlaubt, wodurch ich dem meinem Könige schuldigen Respekt zu nahe getreten wäre. Allein am Ende berief ich mich auf ihn, und ohne Zweifel hat man ihm diese Bittschrift, nach dem in den Aemtern üblichen Gebrauch, communicirt. Nach Verlauf von acht Tagen stellte ich mich ein, um die Antwort zu empfangen. Ich ging zu Herrn Amelot, der das erste Mal so vortheilhaft für mich eingenommen zu seyn schien; dießmal aber redete er mich so an, daß ich darüber beynahe zu Boden sank. Seine ganze Antwort war, daß er mir hoch einband, in aller Eil in mein Vaterland zurückzukehren, und dem Befehl des Königs nachzukommen; doch gab er mir noch auf mein Bitten einen Aufschub von achtzehn Tagen, um einige Geschäfte vorher ins Reine zu bringen.

Ich ging voll von Unruhe und trauriger Ahndung nach Paris zurück. Mein Wirth stellte mir einen

einen Brief zu, der mit le Noir contrasignirt war; ich zitterte bey diesem Worte. Man deutete mir in demselben an, daß ich mich augenblicklich zu ihm ins Haus verfügen sollte. Ich ging hin. Er sagte mir in einem schrecklichen Tone, daß, wenn ich mich nicht unverzüglich auf den Weg machte, er mich arretiren lassen würde. Er kehrte mir den Rücken, und ging weg.

Ich besann mich nicht einen Augenblick, und machte, ohne die Erlaubniß des Ministers zu benutzen, Anstalt, ein Land zu verlassen, wo ich nichts als Abgründe um mich sah. Ich suchte meinen Landsmann im Gros-Caillou, der mir Geld vorgeschossen hatte, und sich Grolier nannte, auf. Er war Garde-Lazarethfeldscherer. Ich war äußerst niedergeschlagen; er erschrak darüber und bestärkte mich in dem Gedanken, daß ich nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren hätte. Ein Polizeybedienter hatte mir die Addresse an eine Person gegeben, die von einigen meiner Anverwandten den Auftrag erhalten hatte, mir das benöthigte Reisegeld auszuzahlen. Grolier sagte zu mir, daß ich unnützer Weise die Zeit mit dem Aufsuchen dieser Person verlöre, und daß er selbst mir das Benöthigte vorschießen wollte. Er hatte mir schon fünf und zwanzig Louis-d'or geliehen, von diesen hatte ich noch sieben übrig;

hiezu gab er mir noch zwölf und einen halben; und also war ich ihm Neunhundert Franken schuldig.

Am 10ten Julii hatte ich den Herrn Amelot zu Versailles gesprochen. Den Tag darauf, als den 11ten, hatte mir Herr le Noir eingeschärft, daß ich unverzüglich abreisen sollte, und den 12ten saß ich schon in der Auxerrer Kutsche, und fuhr wehmüthig nach meinem trübseligen Vaterland, wo man mir nichts als ein unübersehbares Elend und die Verzweiflung übrig gelassen hatte, zu. Ich konnte des Glücks, meinen Verfolgern und dem Orte meiner Qual entgangen zu seyn, nicht genießen. Mein Herz war von so vielen Empfindungen, die ich mir gar nicht erklären konnte, angefüllt, daß ich keines Vergnügens fähig war. Den 15ten, als an meinem Geburtstage, kam ich zu St. Brice, das 43 Meilen von Paris auf der Straße nach Montagnac liegt, an. Ich sehe da einen Menschen auf mich zukommen, der sich für den Pariser Polizeyausreiter Demarets ausgiebt, und mir im Namen des Königs meine Arrestirung ankündigt.

Der Donner hätte mich nicht so darniederschlagen können. Ich glaubte, es träumte mir, und war lange Zeit gar nicht bey mir. Endlich kam ich doch wieder zu mir, und sagte diesem Manne, daß er sich sicherlich irre; ich zeigte ihm den Befehl zu meinem

Austritt aus dem Kloster Charenton, der zugleich meine Verbannung, auf welche ich zuging, enthielt. Ich bat ihn, daß er mir wenigstens sagen möchte, was man mir für ein Verbrechen zur Last lege; denn seit dem Empfang dieses Befehls hätte ich weder durch irgend eine Handlung, noch schriftlich oder mündlich jemand etwas zu nahe gelegt. Er gab mir zur Antwort, daß er sich ganz gewiß nicht irre; der Befehl wäre, daß er mit Extrapost mir nacheilen, wenn er mich unterwegs nicht einholte, in Montagnac auf mich warten, und nach Paris ins Chatelet bringen sollte: weiter wüßte er nichts. Ich hatte siebenzehn Louisd'or an Gold, und einige Thaler Silbermünze bey mir; er ließ sich alles von mir geben, um es aufzuheben, suchte mich aus, ob ich kein Gewehr bey mir hätte, und versiegelte ein Paket Papiere, so ich in meinem Nachtsack stecken hatte, und woraus man schwerlich etwas, das gegen mich zeugte, finden konnte.

Herr Demarets sagte, daß er zwar Befehl habe mich zu fesseln, daß er aber zufrieden seyn wolle, wenn ich ihm das Wort gäbe, daß ich nicht versuchen wolle auszureißen. Leider! hatte ich kaum so viel Kräfte, daß ich es ihm nur geben konnte. Was für ein entsetzlicher Zustand war das! und warum versagt es uns die Natur, unter ihm zu erliegen? Mitten in meinem größten Unglück hatte mich die

Hofnung, daß es besser werden würde, und vielleicht, daß ich mich noch würde rächen können, getröstet. Konnte mir nun noch eine Hofnung übrig bleiben? und wann sollte sich der neue Abgrund, der sich jetzt über meinem Haupte verschloß, wieder öffnen?

Der Ausreiter nahm mich zu sich in die Postchaise, und wir kehrten geradenwegs nach Paris zurück, wo wir den 16. Julii des Morgens ankamen. Er brachte mich in das kleine Chatelet, wo ich eingesperrt wurde. Drey Tage darauf nahm der Commissär Chenon, der Vater, das Paket von meinen schriftlichen Sachen, welches Herr Demarets meinem neuen Wächter aufzuheben gegeben hatte, in Empfang.

Kann man sich wohl vorstellen, daß das, was man bis jetzt gelesen, noch nichts gegen dem gewesen sey, was man nun mit mir vorhatte? Ich glaubte, ich hätte nunmehr alle Arten von Leiden ausgestanden: nichts weniger; es war noch eins, das der Wuth meiner Feinde noch fehlte, um mich vollends zu Boden zu drücken. Zu allem dem, was sie mich schon hatten ausstehen lassen, fehlte noch dieses, daß sie mich zu den verworfensten Bösewichten gesellten, und mich zu ihnen in ihre Gefängnisse einsperrten. Mich schaudert noch, wenn ich das Wort Bicetre ausspreche; dieß war der Ort, wo man mich hinbrachte.

Den 1ten Aug. holte man mich aus dem kleinen Chatelet ab, und nachdem man von meinem eigenen Gelde meine Kost, meine Stubenmiethe und eine Menge Unkosten bezahlt hatte, so stellte man mir von den siebenzehn Louisd'or, die Demarets bey mir gefunden hatte, neun zu. Man ließ mich in eine Chaise steigen, und brachte mich in jenes infame Haus, das ich mich schäme zu nennen.

Ich war fast ganz von Sinnen und von Kräften: man zog mir alle meine Kleider aus, und wie man mich so nackt hingestellt hatte, so legte man mir ein Hemde an, das wie von Bindfaden gemacht war, gab mir ein Wams ohne Aermel, einen Kittel, und ein paar Beinkleider vom allergröbsten Tuch, ein paar hölzerne Schuhe, und eine Mütze, die sich für diesen infamen Anzug schickte. Hierauf wurde ich von zween Soldaten, die Stöcke trugen, in einen Kerker geführt, und da bekam ich ein wenig Wasser und Brod.

Wenn ich in meiner vormaligen Gefangenschaft, durch einen glücklichen Zufall, oder durch meine Geschicklichkeit mit andern Gefangenen in Bekanntschaft kam, so waren das fast immer ehrliche Leute, die Erziehung, Geist, oder wenigstens ein Herz besaßen, daß man noch gern mit ihnen umgehen konnte: hier aber war ich von lauter Spitzbuben umgeben,

ich hörte nichts als ihre Projekte, ihre Spitzbuben-sprache, und athmete nichts als das Gift des Verbrechens ein. Zu Bicetre ist die Einrichtung so, daß alle Gefangene, wenn sie auch einander nicht sehen, doch mit einander sprechen können. In den weiten Gängen sind eine Menge kleiner Verschläge, wovon man in jeden einen Gefangenen steckt, und ihn da nichts von Hausrath finden läßt, als eine Pritsche, ohne Tisch und ohne Stuhl, und einen hölzernen Suppennapf, den man manchmal zu allerhand andern Sachen braucht.

Die Gänge sind ungefähr sechs Fuß breit, alle Thüren der Verschläge stehen einander gegenüber, und jede Thüre hat ein Thürchen, durch welches man den Gefangenen ihr Brod und Wasser hineingiebt. Diese Thürchen gehen alle auf einmal auf. Die Gefangenen strecken alsdann ihre Köpfe durchs Thürchen heraus, sehen und sprechen, schimpfen und schmähen einander, werfen sich Gläser und Schuhe an die Köpfe, und das dauert so lange, bis der Feldwebel mit ein paar herzhaften Dinders kommt, und ihnen Stockschläge zuzählt.

Das waren die ersten Auftritte, die ich in diesem entsetzlichen Aufenthalt mit ansah. Mein Herz war äußerst beklommen; ich überließ mich ganz der Verzweiflung. Einige von meinen Nachbarn wollten

mich nach ihrer Weise trösten, und fragten mich in ihrer Spitzbubensprache, wie viele Morde ich schon begangen hätte, oder ob meine Diebstähle beträchtlich wären; ob ich aus dem großen oder kleinen Chatelet herkäme? Ich wollte sie überreden, daß sie sich betrögen, und mich schlecht kenneten; aber da war alles umsonst. „Man hat Euch nicht daher gesetzt,“ sagte einer zu mir, „weil Ihr in die Messe gegangen „seyd; Ihr könnt Euch keck'lich mir entdecken, Ihr „seyd in guter Hand. Dem wollte ich das Licht aus„blasen, den ich für einen größern Schelm hielt, als „ich bin. So wie Ihr mich da seht, habe ich schon „acht und zwanzig Criminal - Prozesse ausgehalten: „alle meine Richter wußten gar wohl, wer ich bin. „Das ist aber das geringste, so mich anfechtet; ich bin „allezeit viel pfiffiger gewesen als sie, und mehr „brauchte ich nicht. Ich habe mehr als zwanzig „Kameraden vom Galgen und Rad gerettet; und „wenn Ihr ein Vertrauen zu mir habt, so will ich „Euch auch den Gefallen thun.“

Dieser ehrliche Mann nennte sich Chevalier, und ist von Saint Germain - en - Laye; ich glaube, er lebt noch. Sieben bis acht von meinen nächsten Nachbarn waren so ziemlich von gleicher Güte, und wußten wenig anders zu sprechen.

Ich war dreyundfunfzig Jahr alt, hatte achtundzwanzig Jahre in Ketten und Banden zugebracht, gera-

de die schönsten und kostbarsten Jahre meines Lebens: und so ist mirs gegangen! — Damit man sich aber, wenn es anders möglich ist, einen Begriff von meinem abscheulichen Zustande machen möge, so will ich einige andere nähere Umstände von der Zucht, die in diesem Hause beobachtet wird, anführen, und dann urtheile man, bis zu welchem Grade der Schmach es meine Feinde getrieben haben, um mich daselbst zu martern, und mich zu vergessen!

Ohne Zweifel gab es an diesem Orte der Trübsal noch andere Unglückliche, die eben so wenig strafbar und von eben so vieler Bedeutung waren, als ich es seyn mochte. Allein man befürchtete, daß, wenn wir unsere Seufzer und Thränen mit einander vereinigten, ich dadurch einigen Trost genießen möchte; und meine Henker wußten wohl, daß es für einen ehrlichen Mann keine größere Marter gäbe, als wenn er sich von Bösewichten umringt und mit denselben verwechselt sieht.

Es giebt zu Bicetre noch besondre Gebäude, wo man die Narren aufhebt, andere, die zu einem Hospital dienen; mit diesen hatte ich nichts zu thun, kenne sie auch nicht. Ich will nur von dem sprechen, was die Gefangenen betrifft. Für diese sind hauptsächlich drey Säle bestimmt: der eine heißt la Force, der andere Saint-Leger, und der dritte Fort-Ma-

hon. Diesen letztern hat Herr le Noir bauen lassen.

Bey diesem Worte erinnert mich mein Geist oder vielmehr mein Herz — ach, diese Aufwallung ist nur allzurechtmäßig! — daß wir in der Geschichte viele große Verbrecher finden, die das Opfer ihrer erfinderischen Grausamkeit geworden sind, und mit eben derselben Todesart jenes Verbrechen gebüßt haben, gegen welches die Menschheit um Rache schrie. Sollte denn der Himmel nur zur Hälfte gerecht seyn?

Der Minister des Ahasveros starb an dem nämlichen Galgen, den er für den Mardochai hatte aufrichten lassen.

Perillus kam in dem ehernen Ochsen um, welchen er zur Begünstigung der Grausamkeit des Phalaris erfunden hatte.

Der Liebling der Anna von Boolen, Thomas Cromwell, hatte während seines Ministeriums eine Verordnung gegen die Verbrechen der beleidigten Majestät ergehen lassen, vermöge welcher er Alle, die dieses nur allzuoft chimärischen Verbrechens wegen angeklagt würden, der Hülfsmittel und Vortheile, welche das englische Criminalrecht allen andern Verbrechern darbietet, für verlustig erkläret. Die Liebe zu seinem König war nur der Vorwand zu seiner barbarischen Intoleranz. Da er in der

Folge des nämlichen Verbrechens wegen angeklagt wurde, so wurde er nach seinem eigenen Gesetz gerichtet und bestraft.

Das Ungeheuer, das zuerst die Tortur einführte, büßte zuerst durch dieselbe seine Gräuelthat, die nur allzulange ein Gräuel von unseren Gesetzen gewesen ist.

Enguerrand von Marigny, Minister Philipps des Schönen, wurde an den Galgen zu Montfaucon, den er hatte aufrichten lassen, gehängt. „Als Herr vom Hause," sagte Mezeray, „hatte „er die Ehre, vor allen andern Dieben den obersten „Platz einzunehmen."

Samblancai, Minister Franzens des Ersten, hatte diesen berühmten Galgen ausbessern lassen, und wurde auch daran gehängt.

Aubriot, Minister Carls des Fünften, wurde in die Bastille gesteckt, die er hatte erbauen lassen.*)

*) Hugo von Aubriot, Prevot von Paris, legte 1369 den Grundstein zur Bastille. Der Bau wurde aber erst unter Carl VI. 1382 vollendet, und sollte die Stadt vor feindlichen Anfällen sichern — Aubriot wurde von den Priestern der Ketzerey angeklagt, und kam durch einen vom Hofe erschlichenen Befehl in die Bastille. Einige Jahre nachher wurde er in ein anderes Gefängniß auf Lebenslang gebracht. Als aber 1381 der Pöbel unter Carl VI. wegen Bedrückung zur Rebellion ge-

Wenn Herr le Noir sich gleich nicht rühmen kann, daß er Bicetre ganz erbauet hat, so hat er doch die Ehre, mehrere Gefängnisse angelegt und die Zucht viel entsetzlicher gemacht zu haben. Aber er macht sich unsichtbar. — — —

Ueber den drey Sälen sind die Krankenstuben. Außer diesem Gebäude sind noch zwey andere, wovon das eine das neue und das andere das alte Gebäude genennt wird; beide enthalten zusammen zweyhundert und vierzig Verschläge. Wie diese meublirt sind, habe ich schon oben gesagt; ich füge daher nur noch dieses bey, daß jede Pritsche nur eine Matratze hat, die von einer Art groben Tuche gemacht ist, und wovon die schwerste zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund wiegt: doch giebt es auch welche, die kaum funfzehn Pfund wiegen. Dieß sind die Säle, wo man die Diebe, alle von den Galeren Entsprungenen, und diejenigen hinsetzt, die eines Verbrechens beschuldigt, und auch in den Augen der Richter, nicht aber nach der Form der Gesetze desselben überwiesen sind, und die man nicht mehr in der Gesellschaft dulden darf. Man trifft auch hier solche Taugenichts an, die zu allem Bösen verkauft sind, und ihren

zwungen wurde, befreyten ihn die Bürger, und machten ihn zu ihrem Anführer: er entfloh aber und ging in seine Geburtsstadt Dijon, wo er sein Leben beschloß.

Ueb.

angesehenen Familien nichts als Schande und Verdruß machen. Diese werden nicht anders als vermöge einer lettre de cachet aufgenommen, und bezahlen ein Kostgeld. Das geringste Kostgeld ist hundert Livres, das höchste fünfhundert. Kostgänger, welche dieses letzte, oder auch nur vierhundert Livres bezahlen, werden ziemlich gut gehalten, wenigstens besser als die Gefangenen auf der Bastille und zu Vincennes, für welche doch der König beynahe jährlich hundert Louisd'or bezahlt. Die erstern bekommen nur Brod. Man giebt ihnen täglich eines, das fünf Viertelpfund wiegt. Hievon brocken sie sich eine Suppe in ihren ekelhaften Napf ein. Man holt diesen täglich zweymal, und gießt ein wenig Wasser darauf das man sich oft nicht die Mühe gegeben hat lau zu machen, und das man übereingekommen ist Bouillon zu nennen.

Was uns, nämlich die königlichen Kostgänger, anbelangt, so bezeichnete man uns mit dem Wort Wasserbrod, und das allein zeigt schon, wie unsere Kost beschaffen gewesen ist. Fünf Viertelpfund schwarzes Brod und frisches Wasser, das oft unrein und leimigt war. Und doch wäre ich noch glücklich gewesen, wenn ich nur immer dieses abscheuliche und traurige Traktament gehabt hätte: aber ich bin noch nicht auf den grausamsten Zeitpunkt meiner kläglichen Geschichte gekommen.

So war die Zucht beschaffen, über die damals Herr le Noir die Aufsicht und Verwaltung hatte. Diese war dem Hause durch Verordnungen vorgeschrieben. Wir hatten aber der Menschlichkeit einiger Personen gewisse Stiftnngen zu danken, die dahin abzweckten, daß diese Ordnung gemildert würde. Und nun wollen wir sehen, wie weit unsere Vorsteher diesen guten Absichten die Hände geboten haben.

Vermittelst des Ertrags dieser Stiftungen, gab man uns täglich einige Löffel voll warmes Wasser, oder wenn man es so nennen will, Bouillon ohne Saft und Kraft, auf unser elendes schwarzes Brod; und weiter, des Montags zwey Loth gesalzene Butter, die einem im Hals kratzte, und Leibschneiden verursachte; des Mittwochs eben so viel stinkenden Käse, des Freytags und Sonnabends einige Löffel voll Erbsen, die allezeit voll von ekelhaften Insekten waren, und die man eher für ein Fricassée von Wanzen gehalten hätte. Sonntags, Dienstags und Donnerstags zwey Loth trocknes und hartes Fleisch, das man unzerkaut hinunterschlucken mußte, und mit dem man wahrscheinlich so umgegangen war, wie sich ein Koch des Herrn von Rougemont zu Vincennes gerühmt hatte. *) Nur der bittere Hunger konnte dergleichen

*) Dieses Wort hat eine Erläuterung nöthig, und verdient, daß man noch einige Umstände beyfüge. Nicht

Kost hineintreiben: und wie, wenn ich erst noch alles anführte, was sie, so viel möglich noch abscheulicher

Herr Latude giebt diese an die Hand, sondern sein Advokat spricht hier selbst.

„Als einige von den vorhergehenden Bogen, in welchen ich die abscheuliche Rede eines Kochs von Vincennes, die den Geist und die Grundsätze seines Herrn zu haben schien, angeführt habe, aus der Presse waren, so kam ein gewesener Gefangnenwärter des Herrn von Rougemont, Namens Bellart, der noch zu Vincennes wohnt, und der es erlaubt hat, daß ich ihn nenne, zu mir. Er hatte gehört, daß ich dieses Werk unter den Händen hätte, und im Begriff wäre es herauszugeben, und deswegen wollte er mir einige Aufschlüsse über die Administration des Herrn von Rougemont geben. Dieser ehrliche Mann, dessen gute Dienste und Menschlichkeit mir Herr von Latude schon zuvor gerühmt hatte, hat mit dem größten Eifer und Unwillen von dieser Galgenbrut gesprochen. Der Name des Herrn le Noir allein schien ihm schon Schrecken einzujagen. Gegen eben diesen Wärter hat der Koch des Herrn von Rougemont, Namens Saint-Martin, folgende Sprache geführt: „Wenn ich glaubte, daß noch ein Tropfen Saft „in dem Fleisch für die Gefangenen wäre, so würde ich „es unter die Füße legen, und so lange darauf treten, „bis er vollends heraus wäre.“

„Bellart wußte die Umstände von dem Verhaft des Herrn von Latude zu Vincennes vollkommen. Seine Erzählung ist nach allen Punkten die nämliche, wie sie mein unglücklicher Client vorgetragen hat. Ich habe

machte? Vielleicht werde ich noch einmal davon sprechen; für jetzt aber wollen wir die Erzählung noch aussetzen: es wäre sonst zu viel auf einmal: ich muß die Empfindlichkeit meiner Leser schonen.

Dieses Zuchthaus, das man sehr oft ein Hospital nennt, wird von einem Oekonom oder Vorsteher verwaltet: damals war es Herr Tristan. Seine Befehle sind eben so gebieterisch, und werden eben so pünktlich befolgt, als die Befehle des Großsultans in seinem Serail. Die Todesstrafe ist fast die einzige, die er nicht über die Gefangenen verhängen kann. Er hat aber eine Gerichtsstube, wovon die vornehmsten andern Mitglieder der Capitain von der Gardecompagnie, der Lieutenant, ein Unteroekonom, ein Cassirer, und zwey Schreiber sind: alle können

ihm hierauf diesen Theil meiner Arbeit zur Einsicht gegeben, damit er die Fehler berichtige, wenn ich etwa eins oder das andere sollte übertrieben haben. Er hat mir nur eine einzige Anmerkung gemacht, nämlich daß ich bey der Schilderung dieser abscheulichen Gegenstände die Farben gar zu schwach aufgetragen hätte. Unter andern neuen Umständen, die er mir mitgetheilt hat, und die alle Entsetzen erregen, hat er mir auch standhaft bezeugt, daß Herr von Rougemont ohne allen Vorwand die Gefangenen in den Kerker setze, blos weil er bey der schlechtern Kost, die ihnen da gereicht wird, mehr gewinne, und weil dadurch die Matratzen und ihre Decken geschont werden. — — Thiery."

einen Gefangenen in den Kerker bringen lassen; diese letztern aber dürfen ihn ohne die Erlaubniß des Gouverneurs nicht wieder herauslassen. Man hat ihnen die Macht, Böses zu thun, eingeräumt, und man beraubt sie derselben nicht, als wenn es darauf ankommt, etwas Gutes zu thun. Barbarisches System, das der Logik unserer vormaligen Tyrannen würdig ist!

Sobald ein Gefangener zu Bicetre ankommt, so bringt man ihn vor allen Dingen in die Gerichtsstube, wo man sich seinetwegen versammelt hat. Man unterwirft ihn der demüthigenden Ceremonie, die ich schon oben angeführt habe. Man zieht ihn aus, giebt ihm dafür die infame Livree seiner neuen Herren, und bringt ihn hierauf in seinen Verschlag oder in den Kerker, wo er, es mag auch so kalt seyn, als es will, niemals weder Feuer noch Licht bekommt.

In Ansehung der Gefangenen, die von dem Polizeyamt abgeliefert, oder gerichtlich zur Gefangenschaft verurtheilt worden sind, herrschen andere Gebräuche. Der erstere ist barbarisch, der letztere mehr lächerlich. Ihre Westen, Beinkleider, und Mützen, sind auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz: sie sind in einem besondern Gebäude.

Die, welche etwas Geld haben, können sich kaufen lassen, was sie verlangen. Die Bedienten dieses

Hau-

Hauses sind aber so niederträchtig, daß sie sich für diese Gefälligkeit bezahlen lassen. Man kann dieses aus folgendem Zuge abnehmen. Zu Bicetre kann ein Gefangener schreiben, wann es ihm beliebt.*) Man giebt ihm Federn und Papier zu kaufen; es ist aber allen Wächtern bey der schärfsten Strafe verboten, Briefe anzunehmen. Alle Morgen geht der Lieutenant über die Gänge und ruft: „Guten Morgen, meine Herren" Dieses Wort ist das Zeichen zum Abgeben der Briefe. Wer dann einen hat, der klopft an seinen Verschlag. Der Lieutenant macht hierauf das Thürchen auf, man giebt ihm den Brief offen, und einen Sol dazu. Dieser ist sein Profit, und ohne denselben würde er sich nicht mit dem Auftrag belästigen. Er trägt alsdann alle diese Briefe in die Gerichtsstube, wo man sie untersucht. Es versteht sich, daß diejenigen Briefe, in welchen ein Gefangener sich in Beschreibung seiner Lage und der Zucht des Hauses einläßt, nicht fortgeschickt werden. Eben so werden auch in dieser Gerichtsstube die Antworten untersucht, und man giebt keinen Brief an seine Behörde ab, der nicht vorher erbrochen, und von den Hausbedienten gelesen worden ist.

*) Diese Regel hat jedoch ihre Ausnahmen: und das war schon genug, daß sie sich nicht bis auf mich erstreckte. Man hatte ausdrücklich verboten, mir weder Dinte noch Papier zu geben, noch irgend einen Brief von mir anzunehmen.

Es ist leicht einzusehen, daß man auf diesem Wege eben kein sehr sicheres Mittel zu seiner Rechtfertigung und Befreyung suchen dürfe. Ich hätte unterdessen doch den Gedanken nicht fahren lassen, es wenigstens zu versuchen. Ich schmeichelte mir immer, daß mich Herr von Saint-Vigor eben so gut aus Bicetre als aus Charenton losmachen könnte. Dieser großmüthige Gönner hatte mir eine viel zu zärtliche Theilnahme merken lassen, als daß ich nicht hätte hoffen sollen, daß er auch dießmal alle seine Bemühung und sein Ansehen zu meinem Vortheil verwenden würde. Endlich wollte ich doch auch wissen, was für ein Verbrechen man mir denn zur Last legte, oder mit was für einem Vorwand meine Feinde diese neue Mißhandlung beschönigten. Leider! wußte ich, indem ich mich hievon unterrichten wollte, nicht, daß ich der allergrausamsten Marter, die ich nur aushalten konnte, entgegenlief, und daß, da ich ihre Rachsucht nicht sättigen konnte, ich sie doch zum wenigsten recht fütterte.

Ich wollte an Grolier schreiben, und ihm einen Brief an den Herrn von Saint-Vigor zu bestellen geben. Aber wie sollte ich mein Paket an ihn gelangen lassen? Um die Mittel hiezu ausfindig zu machen, mußte ich von den angebotenen Diensten des geschickten Chevalier Gebrauch machen. Ich wendetete mich an ihn: er versprach, mir aus dem

Handel zu helfen; und wirklich vertraute ich ihm meine Briefe sammt dem Trinkgeld für den Briefträger an. Dieses war einer von den Wächtern, den er zu seinem vertrautesten Freunde gemacht hatte. Er stellte mir bald eine Antwort von Groller zu. Dieser hatte meinen Brief an den Herrn von Saint-Vigor abgegeben, welcher über das Betragen des Ministers und über die Mißhandlung die ich erlitt, erstaunte, und zugleich versprach, daß mir Gerechtigkeit wiederfahren sollte. Ich weiß nicht, an wen er sich dießfalls wendete; als aber Groller die Antwort abholen wollte, so fertigte er ihn damit ab, daß ich ein verrückter und ein ausschweifender Mensch wäre, für den man sich nicht mit allzuviel Zudringlichkeit verwenden dürfte.

Diese kahlen Worte waren weiter nichts als eine ärgerliche Wiederholung dessen, was meine Feinde allezeit dagegen einwendeten, wenn man sie meinetwegen angegangen hatte, ein hergebrachtes Protocoll, womit sie allezeit ihre Ungerechtigkeiten zu bedecken suchten. Dieser Vorwand diente ihnen statt aller Gründe, überhob sie aller Erläuterungen, und ersparte ihnen die Verlegenheit, sich darauf einzulassen.

Die Herren Saint-Vigor und Groller waren so leichtgläubig und schwach, daß sie sich mit

dieser Antwort, die doch weiter nichts als ein Beweis von der Bosheit meiner Feinde, und von meiner Unschuld war, abspeisen liessen. Ich sah wohl, daß sie die Männer nicht wären, von denen ich die mit Recht von mir verlangte Erklärung, und den gehörigen Muth, meinen Widersachern die Spitze zu bieten, erwarten dürfte. Ich wendete mich also an einen von meinen unglücklichen Cameraden zu Charenton, der ungefähr um die nämliche Zeit, als ich, losgekommen war, und mit dem ich in den wenigen Tagen, die ich vor meiner letzten Verhaftnehmung zu Paris zugebracht hatte, viel umgegangen war. Er erfuhr und berichtete mir endlich das neue Verbrechen meiner Verfolger. Sie waren so dreist und gaben vor, daß ich mich bey einer vornehmen Dame eingeschlichen, und sie unter den entsetzlichsten Drohungen gezwungen hätte, mir Geld zu geben.

Mein Herz kann meinen Unmuth kaum mehr aushalten: ich! auf einen Diebstahl ausgehen! — — ihn mit Drohungen vollziehen! — — Großer Gott; so ists dann wahr, daß, wenn man einmal die geheiligten Schranken der Gerechtigkeit überschritten hat, alsdann die abscheulichsten Mittel, die Unschuld zu unterdrücken, nichts weiter als ein Spielwerk sind? Es fehlte mir noch, daß die Verläumdung mir einen Schandfleck anhing. Ach! ich konnte

mich damals nicht wehren, konnte ihn nicht abhalten: meine schändlichen Verfolger begingen die Niederträchtigkeit, mich erst alsdann anzupacken, nachdem sie mir die Mittel zu meiner Vertheidigung genommen hatten.

Bey dieser Nachricht erlag ich unter der Last meiner Bande. Ich hatte den bittersten Hunger, die strengste Kälte, alles Ungemach zu gleicher Zeit ausgehalten; aber die Infamie, diese schreckliche Marter der unterdrückten Unschuld! — — Nein, dieser kann ich mich so ruhig nicht preisgeben. Da ich in den Augen der Welt meine Ehre verloren hatte, so blieb mir noch meine Familie übrig; ich schmeichelte mir, daß sie mich zum wenigsten in meinen Bemühungen, diesen mir so boshafter Weise angehängten Schandfleck abzuwischen, unterstützen würde. Eitle Hofnung! ich vernehme, daß meine Anverwandten diesem Betruge Glauben beygemessen, und alle die Bande die uns zusammenhielten, abgerissen haben! und ich bin von Gott und der Welt verlassen. Damals verlor ich allen Muth, alle Hofnung, und lange Zeit war ich gar kein Mensch mehr.

Dieser scheußliche Zustand hat doch endlich einmal ein Ende genommen! Der Haß, die Rachsucht haben mir neue Kräfte gegeben, und die Sorge für meine Ehre giebt mir nunmehr ein neues Leben, eine

neue Seele. Barbarische Unterdrücker, Ihr sucht vergeblich mir zu entschlüpfen; ich werde Euch künftig auf allen Euren Schritten nachgehen, und nicht mehr von Euch weichen. Im Angesicht der Nation und vor ganz Europa gebe ich Euch als Ehrenschänder an. Bisher konnte ich Euch als gemeine Bösewichte betrachten, die ich zu sehr verachtete, um mich an Euch zu rächen: ich würde mich begnügt haben, Euch die Larve abzureissen, und dem allgemeinen Abscheu zu überlassen. Allein diese Strafe, die Ihr nicht einmal fühlet, ist für meine Ehre, für meine Wuth nicht mehr hinreichend. Waget es, und verlanget, so wie ich, daß man einen Galgen aufrichte; waget es und verlanget, daß die, welche von uns strafbar sind, an demselben sterben, und das Verbrechen einer ungerechten Anklage, wenn ich sollte verdammt werden, oder aller der Verbrechen, all der vereinigten Niederträchtigkeiten, wenn Ihr Euch nicht verantworten könnet, büßen. Denn ich klage Euch aller Verbrechen, aller Niederträchtigkeiten an: noch einmal, waget es und suchet Euch zu vertheidigen.

Denket nur nicht, daß Ihr Euch wieder in den Schleyer verhüllen werdet, mit dem Ihr immer Euch zu bedecken gesucht habt. Wenn Ihr saget, daß das Gerücht, gegen welches ich mich mit der Wuth und der Verzweiflung der Unschuld auflehne, niemals

existirt hat; so will ich beweisen, daß Ihr Betrüger seyd: wenn Ihr saget, daß Ihr nicht diejenigen seyd, die es ausgesprengt haben, so will ich beweisen, daß Ihr, und Ihr ganz allein, mich dieser Gewaltthat wegen angeklagt, mich ohne Beweise, gegen Euer eigenes Bewußtseyn, und gegen die Wahrheit angeklagt habt. Ha! wer merkt nicht, wer hat an diesem Streich nicht den verfolgenden Arm, der immer gegen mich aufgehoben, immer begierig war, mich zu treffen, erkannt? Wenn Ihr saget, daß Ihr Euch geirrt habt; so werde ich zur Antwort Euch beweisen, daß Ihr Euch habt irren wollen; oder vielmehr, daß Ihr Euch niemals geirrt habt, und daß die Verläumdung in Eurem Herzen zu Hause sey.

Doch was sage ich, habe ich wohl Beweise nöthig? Wer zweifelt einen Augenblick daran, daß, wenn ich dieses Verbrechen wirklich begangen hätte, meine auf meinen Untergang so erpichte Feinde sich nicht ein Geschäft daraus gemacht haben würden, mich den Tod der Uebelthäter leiden zu lassen? Wie froh würden sie alsdann gewesen seyn, wenn sie ihr grausames Betragen gegen mich vor ihnen selbst und vor allen andern hätten rechtfertigen können. Ha! daß sie mich nur nach Bicetre gesetzt haben, beweist schon, daß ich unschuldig war.

Mehr als einmal schon habe ich mich genöthigt gesehen, den Charakter eines Geschichtschreibers aus

den Augen zu setzen, und mich in meine Rechtfertigung einzulassen. Wer kann aber dergleichen Thatsachen mit kaltem und gelassenem Blute vortragen? Man zeihet mich eines Diebstahls: und ich sollte nicht alle meine Seelenkräfte zusammennehmen, um diese schreckliche Verläumdung von mir abzuwälzen? ich sollte nicht mit Hitze und mit Geschrey sagen, daß ich unschuldig bin? Nein, so gleichgültig kann ich nicht seyn, und ich habe nicht so lange warten können, bis ich mit dem Herrn von Sartines und dem Herrn le Noir vor den Tribunalen erschien, um sie anzuklagen, und mich zu vertheidigen.

Ich habe gesagt, es sey Befehl ausgestellt worden, daß man von mir keinen Brief annehme, noch von Bicetre abgehen lasse. Ich wollte mich aber doch noch einmal an den Herrn von Sartines wenden, und ihm meine Unschuld zu Gemüthe führen. Ich wollte nicht einmal in seinen Augen, einen Augenblick, dieses mir zur Last gelegten Verbrechens verdächtig seyn. Ich machte mir noch einmal die Vermittelung des Chevalier zu Nutze und ließ ihn eine Schrift an diesen Minister auf die Post bestellen, in welcher ich ihm meldete, daß mir die mir gemachten Ausbürdungen zu Ohren gekommen wären; ich bezeugte ihm meine Unschuld, verlangte mit meinen Anklägern zusammengestellt zu werden,

und erbot mich, sie zu widerlegen. Zur einzigen Gnade bat ich mir dieses aus, daß man mich in die Gefängnisse der Conciergerie setze, meinen Prozeß einleite, und das Urtheil an mir vollzieht, wenn ich könnte überwiesen werden. Wenn ich aber unschuldig wäre, so möchte man mich mir selbst, der Ehre und der öffentlichen Achtung wiederschenken.

Diese Schrift wurde ganz zuverlässig wenigstens in seinen Schreibstuben abgegeben, und ich kann gar nicht zweifeln, daß sie ihm nicht sollte vorgekommen seyn; man wird, wenn man die Wirkung gesehen, die sie hervorgebracht hat, eben so wie ich, davon überzeugt werden. Einige Tage darauf kam der Lieutnant mit einigen Knechten, die Stöcke und Fackeln trugen, in meinen Kerker, suchten alles durch, nahmen mir meinen kleinen Vorrath von Federn, Dinte und Papier, und wohlzumerken, die Abschrift, die ich von dieser Schrift zurückbehalten hatte, wie ich das allezeit thue, wenn ich an einen Minister schreibe. Ich wollte einige Papiere zurückbehalten, die ganz und gar nicht mein Unglück und meine gegenwärtige Lage betrafen, sondern alte Anmerkungen waren, die ich über gelesene Bücher gemacht hatte; diese Knechte droheten mir aber, daß ich bey dem geringsten Widerstand unter ihren Stöcken sterben sollte.

So ging man überhaupt mit allen Gefangenen in diesem Hause um. Man mochte unterwürfig oder widerspenstig, unschuldig oder strafbar, ehrliebend oder niederträchtig seyn, so machte man keinen Unterschied, schonte keinen, und warf diejenigen, die weggeworfen genug waren, um diese ehrenrührige Strafe zu verdienen und sich dieselbe gefallen zu lassen, mit dem Manne, der sich noch darüber entrüsten konnte und zur Verzweiflung fähig war, in eine Klasse.

Ich habe mit meinen eigenen Augen einen Mann, Namens Perrault,*) gesehen, der auf Ansuchen seiner Frau und ihrer Familie zu Bicetre eingeschlossen worden war. Er hatte Kinder, und schrieb ihnen. Man ließ ihn auf die Gerichtsstube kommen und verbot es ihm. Er kam in eine nur allzugerechte Wuth, und schrie über Ungerechtigkeit. Man drohete ihm mit dem Kerker, eine Wache nahet sich ihm und will ihn packen. „Wenigstens," sagte dieser Unglückliche, „will ich nicht unschuldig sterben." In seiner Raserey griff er nach einem Messer, das ihm unter die Hände kam, ging auf die Wache los und

*) Ich glaube mich nicht zu betrügen: auf allen Fall, wenn dieses nicht gerade sein Name ist, so hatte der Mann, von dem ich rede, zween Brüder, wovon der eine bey den Orleanischen Pachtungen angestellt, der andere aber Verwalter bey dem Herrn von Caraman war.

brachte ihr eine leichte Wunde bey. Man packte ihn, gab ihm Stockschläge, und schleppte ihn alsdann in einen finstern Kerker. Man belud ihn über und über mit Ketten, und kurz darauf fand man ihn todt. Man sah beym Ausziehen, daß ihm die Flöhe die Beine, die Lenden, und eine Seite zerfressen hatten. Ich erfuhr bald darauf nur allzusehr, was das für ein schreckliches Leiden ist.

Man erlaube mir, daß ich noch einen andern Auftritt vorstelle, wobey Herr von Sartines selbst eine Rolle spielt.

Ein gewisser Beckerssohn von Paris, Namens Isidor Munier, war Bedienter bey dem Criminallieutenant, Herrn le Negre, gewesen. Er hatte da oft den Herrn von Sartines zu einer Zeit gesehen, wo dieser noch ein sehr bescheidener Schmarutzer war, und sehr oft zum Mittagsessen dahin ging. Isidor kam im Chatelet in Verhaft, wo Herr von Sartines damals Criminallieutenant und Referent in seiner Sache war. Er verhörte ihn mit jenem barbarischen hohen Ton, mit dem so viele Richter die Unglücklichen niederschlagen, die sie allezeit, sobald sie dieselben in Fesseln sehen, strafbar finden wollen. Isidor Munier, den dieses verdroß, und der seiner Seits in dem Herrn von Sartines weiter nichts sah, als einen Mann,

den er vielleicht gewohnt war zu verachten, und nicht als einen Richter, dem er Respekt schuldig war, beging die in der That nicht zu entschuldigende Unklugheit, und demüthigte diese Gerichtsperson, indem er ihn an jene Zeiten erinnerte. Dieser ergriff im Anfall einer noch weniger zu entschuldigenden Wuth eine dem Isidor Munier gehörige Brieftasche, in der alle die Papiere befindlich waren, die seine Unschuld darthun und seine Ankläger zu schanden machen konnten, und warf sie ins Feuer. Dieser Unglückliche lief an das Feuer, das sehr stark war, und seine Papiere verbrannte, und zum Unglück verbrannte er sich selbst die beiden Hände. Die Verzweiflung, der Schmerz bringen ihn außer sich; er nimmt einen Brand, und wirft ihn nach dem Herrn von Sartines, der aber nicht davon getroffen wurde. Er verdiente allerdings gestraft zu werden: aber sollte er allein? — und wie? gestraft werden? — — — Seine Strafe war diese: Herr von Sartines ließ ihn nach Bicetre bringen, und gab die strengsten Befehle, daß man ihn in den Kerker bringen, schließen, und ihn da vergessen sollte. Er seufzete schon siebenzehn Jahre darin, als der nachherige Polizeylieutenant, Herr Albert, dieses Haus visitirte. Er fand ihn in seinem Kerker mit langen und schweren Ketten umgeben. Sein Bart bedeckte die ganze Brust, seine langen und

krummen Nägel sahen aus wie Klauen, und sein Körper war mit ekelhaften, faulen und von Würmern zerfressenen Lumpen behangen. Herrn Albert kam bey seinem Anblick ein Schauer und Mitleiden an, und als man ihm sagte, daß dieser Mann schon siebenzehn Jahre in diesem Zustande sich befände, so gab er Befehl, daß man ihn auf der Stelle in eine Stube bringen, und ihm einige Hülfe leisten sollte, bis er seine Sache untersucht hätte. „Herr „von Sartines," sagte Tristan, „hat es aus„drücklich verboten." „Und ich," versetzte Herr Albert, „ich will es haben. Thun Sie, was ich „befehle."

Ich will mich in keine Anmerkungen über diese Sache einlassen, denn sie gehören nicht zu meinem Gegenstand: ich will nur das noch einmal sagen, daß Isidor Munier eine Strafe verdient hatte: aber Herr von Sartines — — —?

Ich habe gesagt, daß Herr Polizeylieutenant Albert auf einem seiner Besuche diesen Unglücklichen angetroffen habe: diese Gerichtspersonen sahen also doch zu Bicetre nach. Diese Sache verdient noch einige Erläuterungen. Ehemals kamen sie jährlich viermal, das nenneten sie Gericht halten. Sie liefen durch die Gänge und Kerker, ein jeder Gefangene trug seine Sache vor, und diejenigen,

gegen welche man nicht hinlängliche Beweise hätte, oder die durch eine langwierige Gefangenschaft ihr Verbrechen gebüßt hatten, wurden in Freyheit gesetzt; damals hielt man es für etwas ganz Außerordentliches, wenn ein Mann fünf oder sechs Jahre eingesperrt war.

Herr von Sartines war, wie man mir sagte, der Erste, der sich der Mühe überhob, in den Gängen herumzugehen, und die Gefangenen anzuhören. Wahrscheinlich konnte sein empfindliches und mitleidiges Herz ihr Elend nicht mit ansehen. Er schränkte auch seine Besuche ein, und hielt des Jahrs nicht mehr als zweymal Gericht.

Herr le Noir, sein würdiger Nachahmer, ging noch weiter; der hielt des Jahrs nicht mehr als einmal Gericht zu Bicetre. Bey einer jeden Gerichtshaltung bekam immer eine ziemliche Menge Gefangener ihre Freyheit. Da nun Herr von Sartines die Anzahl der Gerichthaltungen auf zwey und Herr le Noir gar auf eine heruntersetzte, so hielten sie diejenigen, die im Fall gewesen wären losgelassen zu werden, drey, sechs oder neun Monate über die Zeit zurück. Aber was kam es bey diesen Gefangenen auf einige Monate Verzweiflung und Thränen mehr an? Dem erstern dieser beiden Gerichtspersonen war weit mehr darum zu thun, daß er diese Tage, da er

hätte Gericht halten sollen, und die er den Gefangenen entzog, dazu anwendete, daß er vor den Altären niederknieete und Buße that; und dem andern war es viel süßer, wenn er sie der Wollust widmete, zu der ihn sein Hang zu Vergnügungen so gewaltig hinzog, und welche er vermöge seines Amtes so leicht befriedigen konnte.

Sie kamen seltener, sahen die Gefangenen nicht, und hörten ihre Beschwerden nicht an. Die erste Wirkung dieser strafbaren Nachläßigkeit war, daß die Verwalter despotischer und die Zucht viel grausamer wurde. Man hat schon gezeigt, wie diese beschaffen war. Aber ich wollte die Empfindlichkeit meiner Leser schonen, und ich würde befürchtet haben, sie allzusehr zu reizen, wenn ich ihnen auf einmal alle die entsetzlichen Gräuel vorgestellt hätte. Ich habe ihnen zwar unterdessen nur ziemlich traurige Zerstreuungen verschaffen können: die Stunde ist noch nicht gekommen, da ich sanftere Gemüthsbewegungen in ihnen erregen, und ihr Herz durch rührende Gemälde der Wohlthätigkeit und der Tugend trösten kann. Ich muß sie also noch einmal in meinen infamen Kerker zurückführen. Möchten sie doch den Anblick, den ich ihnen da geben werde, aushalten können!

Man kann sich einen Begriff, aber nur einen sehr schwachen und sehr unvollständigen Begriff von

dem Despotismus, den man gegen diese Gefangenen ausübt, und von der unbarmherzigen Barbarey, mit der man sie behandelt, machen. Man sucht sie alle Augenblicke aus, plündert sie und nimmt alles weg, was sie bey den vorigen Nachsuchungen zu verbergen gewußt, oder erst nach der Hand sich angeschafft haben. Man nimmt ihnen alle Papiere, zerreißt die, so ihnen hätten nützlich werden können, und hebt die andern, die ihnen schaden, auf. Bey dem geringsten Murren schlägt man sie, legt sie in Ketten: mit Einem Worte, aller Begriff von Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist aus diesen Orten verbannt. Freylich sind die hier eingesperrten Gefangenen größtentheils Bösewichte, oder entsetzlich liederliche Leute. Aber darf man denn auch gegen diese ungerecht und barbarisch seyn? oder soll man sie wenigstens achtungswürdigen und unglücklichen Männern, welche die Leidenschaft eines Großen, oder der Eigensinn eines Weibes bisweilen dahin verstoßen, gleich schätzen?

Ich hatte ein sehr artiges Messerchen, mit einem Heft von Schildkröte und mit Gold eingelegt, verborgen gehalten: ich hielt viel darauf, und übrigens war es von Werth; ein Soldat, der meine Stube visitirte, eignete sichs zu.

Auf der Bastille habe ich vierzig volle Monate hinter einander, an Händen und Füßen geschlossen,

im

im Kerker gelegen. Bey meinem Austritte war mein Bart über einen Fuß lang. Ich hatte die Haare davon sorgfältig aufgehoben. Zu Bicetre wurde ich unaufhörlich von ganzen Schwärmen Flöhen angefressen; um mir einige Erholung zu verschaffen, tödtete ich sie, und sammelte die Bälge. Ich weiß gewiß, daß ich schon über zwey Loth davon beysammen hatte. Man kann daraus abnehmen, daß ihre Menge ungeheuer müsse gewesen seyn. Der Elende, der dieses Päktchen bey mir fand, war gegen all mein Bitten unempfindlich, und riß mirs mit Gewalt aus der Hand. Wahrscheinlich befürchtete man, ich möchte den Gebrauch davon machen, zu dem ich es bestimmte, und möchte dereinst meinen Richtern und dem Publikum einen gerechten Abscheu gegen meine Tyrannen beybringen, wenn ich diese traurigen Zeichen meines Elendes vorzeigte.

Bey meiner Ankunft zu Bicetre hatte man mir neun Louisd'or, die nach Abzug der vierzehntägigen Verhaftskosten auf dem Chatelet, von den siebenzehen von dem Ausreiter Desmarets zu Saint-Brice bey mir gefundenen und von Hrn. Grollier vorgestreckten Louisd'ors übrig waren, zugestellt. Dieses Geld ging fort, sowohl für Briefporto, als für erkaufte Semmel oder Obst; mit dieser Summe aber kam ich nicht sehr weit: denn es war nur ein

einziges Weib, mit Namen la Voiron, die das ausschließende Privilegium hatte, an die Gefangenen das Benöthigte zu verkaufen. Ein schändlicher Misbrauch, den dieses Weib von den Hausverwaltern erkauft hatte, und aus dem nothwendig folgte, daß die Gefangenen die traurigen Erquickungen, die sie sich verschaffen wollten, doppelt so theuer erkaufen mußten. Außer diesem Diebstahl gab es noch einen andern, den sich diese Unglückliche eben so gut mußten gefallen lassen. Diese Händlerinn brachte den Gefangenen das Benöthigte nicht selbst, sondern man mußte es von den Wärtern aus ihrer Bude holen lassen, und diese, die täglich nur zwey Liard und eine schlechte Kost zum Lohn hatten, hielten nur das für ihre Besoldung, was sie bey den Gefangenen plündern konnten; und man kann sich leicht vorstellen, daß sie hiezu keine Gelegenheit werden versäumt haben. Die Gelegenheit beym Einkauf war die gewöhnlichste und gemächlichste. Sie hatten sich angewöhnt, diesen Diebstahl als eine rechtmäßige Sache anzusehen, sobald der schändliche Geiz ihrer Herren denselben nothwendig machte.

Ich hatte auch meinen Nachbarn, die keinen Heller Geld hatten, ausgeholfen. Sie klagten immerfort, und ich glaube, daß diejenigen, welche mich kennen, sich nicht verwundern werden, wenn sie sehen, daß

ich bey allem meinen Elend meine armselige Häbseligkeit mit ihnen theile. Nach Verlauf von sieben Monaten war mein Beutel gänzlich erschöpft, und ich hatte nicht einen Sous mehr.

Ich war dann zur einzigen Hauskost heruntergekommen, und ich mußte mich zu der abscheulichen Unreinlichkeit, von der ich schon einen leichten Begriff gegeben habe, bequemen. Um zu bedenken zu geben, was das allein schon für mich für eine Qual gewesen ist, so muß ich bemerken, daß man in meiner Provinz im gegenseitigen Fall bis ins Lächerliche ausschweifet. Die Languedoker könnten noch den Engländern in ihren so gerühmten Gebräuchen den Vorzug streitig machen. Von Jugend auf war ich dazu angehalten worden, und die allergrößte Reinlichkeit in meiner Nahrung war für mich das vornehmste Bedürfniß. Man urtheile hienach, was ich habe leiden müssen.

Ich habe gesagt, daß die Gefangenen zu Bicetre blos einen Eimer haben, worin sie das ihnen benöthigte Wasser aufheben. Man füllet ihnen denselben wöchentlich zweymal. Der meinige hatte keinen Deckel, und man kann sich vorstellen, was sich darin in vier Tagen für ein Unrath müsse gesammelt haben. Weiter hatten wir einen Löffel und einen Napf, beides von Holz. Aus diesen mußte man

winken, in diesem die Suppe anrichten, und überhaupt alles darin machen, wozu man irgend ein Gefäß nöthig haben kann, ohne daß man jemals einen Lappen hergegeben hätte, um diese Gefäße auszuwischen, die in zehn ganzen Jahren nicht ein einziges Mal gescheuert worden sind. Dieß ist noch das Geringste. Ein jeder Wärter hat funfzig Gefangene zu bedienen, und dafür bekommt er täglich nicht mehr als zwey Liard zu Lohne. Man kann sich leicht vorstellen, was das für eine Art Leute seyn müsse. Es sind fast alle zerlumpte Bettler, wovon die meisten selbst schon ihre Strafe im Kerker ausgestanden haben; sie sind über und über voll Läuse, oder voll Krätze, und man findet immer auf dem Brode, das sie geschnitten haben, oder in dem warmen Wasser, das sie darübergießen, Spuren davon. Glücklich wäre man noch, wenn man nur diesen einzigen Ekel zu überwinden hätte; aber sehr oft ließen unsere Wärter, wovon der eine hinkte, der andere einäugig war, den Topf auf der Treppe fallen, und rafften alsdann das Fleisch und die Erbsen mit einer Schaufel oder einem Besen, womit sie den Unflat wegschaffen, zusammen. Ich nehme mir die Freyheit, mich in diese abscheulichen Umstände näher einzulassen: ich sehe alle meine Leser ihre Augen von diesem bittern Kelch wegwenden, und ich mußte ihn alle Tage kosten! Und wenn er doch nur hinreichend

gewesen wäre, mich zu sättigen; allein, wenn ich ihn auch gleich bis auf die Hefen ausleerte, so konnte ich doch damit meinen grausamen Hunger nicht stillen. Wir hatten täglich fünf Viertelpfund Brod, und über den andern Tag vier Loth schlechtes hartes und trockenes Fleisch; zwey Loth Butter und Käse. Diese Kost ist für einen Mann, der einen so guten Magen wie ich hat, sehr unzulänglich. Es kam mit mir so weit, daß ich mir von den Wärtern die Brodkrusten, die sie im Kehricht der Gänge fanden, geben ließ, und sie aufaß. Sie waren mit Staub und Speichel überzogen, und ich nahm mir kaum die Zeit, sie mit meinen Nägeln abzukratzen. Glücklich genug noch, wenn ich von der Barmherzigkeit der Auskehrer erlangen konnte, daß sie mir dieselben brachten. Nicht etwa, als wenn ein Mangel daran gewesen wäre, denn unter der großen Anzahl Gefangener waren viele, die etwas Geld hatten; sie kauften sich alsdann für das schwarze und harte Brod, das man uns gab, oder das sie wenigstens nicht ganz aufaßen, weiß Brod, und warfen das andere in die Gänge. Allein die la Voiron, diese privilegirte Händlerinn des Hauses, ließ alle Morgen die Brocken für ihre Schweine zusammenlesen. Ich konnte sie diesen wohl streitig machen, erhielt aber nicht immer den Vorzug.

Es sind Zeugen von diesen abscheulichen Scenen vorhanden: ich kann mich auf sie berufen, und sie werden die Wahrheit meiner Erzählung bezeugen. Es ist meine Sache nicht, durch Aufschneiden ein kaltes und unfruchtbares Mitleiden zu erregen; ich sage nur das, was ein Haufen Leute gesehen haben; ich sage es ohne Umschweife, damit man mir nicht schuldgeben könne, als ob ich hätte Schilderungen machen, es übertreiben, und die schrecklichen Farben noch mehr schwärzen wollen.

Ja, ich habe noch nicht alles gesagt. Es ist noch ein anderer von meinen Sinnen eben so schmerzhaft und grausam angegriffen worden. Mein Kerker hielt nur acht Fuß ins Gevierte. Ungefähr eben so weit von mir war ein Kanal, in den alle Rinnen aus den Abtritten zusammenliefen; die Mauern von meinem Kerker waren mit verschiedenen solchen Rinnen tapezirt: es war in demselben ein Loch, das in den Kanal führte. Man kann sich vorstellen, daß der Deckel davon nicht so fest paßte, daß der Gestank nicht hätte durchdringen können. Ich mußte also immer stinkende und faule Ausdünstungen einathmen. Und damit ich diese noch besser zu riechen bekäme, so liefen eine Menge großer Ratten in diesen Rinnen hin und her, und bald hoben sie den Deckel, der in meinem Kerker war, auf, um sich einen Ausgang

zu verschaffen, bald wählten sie ein Loch in das Pfla-
ster. Ich habe in dem Kerker Nr. A, worin ich
etliche Jahre zugebracht habe, drey solcher Löcher
gehabt. Alle Ratten aus der Nachbarschaft, glaube
ich, hielten in meinem Kerker ihre Zusammenkunft.
Alle Nächte hatte ich gegen funfzig unter meiner
Decke bey mir; sie plagten mich, und ließen mir
nicht einen Augenblick Ruhe.

Ich war einmal so glücklich, daß ich mich satt
gegessen hatte, es blieb mir noch ein Stück Brod
übrig, das ich sorgfältig auf den andern Tag aufhob.
Ich hatte es in mein Schnupftuch eingewickelt, und
in meine Tasche gesteckt; diese verfluchten Ratten zer-
fraßen mein Schnupftuch und meine Tasche, um mir
meinen traurigen Vorrath wegzunehmen.

Eines von den unerträglichsten Leiden, die mir
die gänzliche Entblößung von allem verursachte, war,
daß ich keinen Tabak hatte. Man weiß, was das
für ein wichtiges Bedürfniß für diejenigen ist, die
so unglücklich gewesen sind es kennen zu lernen. Al-
les womit ich mir helfen konnte, war, daß ich mir
manchmal eine Prise von meinen unflätigen Wär-
tern geben ließ: ich hatte aber nicht das Herz ihn
zu schnupfen, weil dieses nur allzukurze Vergnügen
das Bedürfniß nur noch dringender gemacht haben
würde. Ich that sie also in meine Dose, damit sie

mir einen Geruch davon behielt, und meine ganze Beschäftigung war, daß ich alsdann daran roch.

Ich hatte jezt nur noch einen Sinn zu befriedigen, und ich war genöthigt ihn zu täuschen.

Ohne die Flöhe, die Ratten, den Herrn le Noir und den Herrn von Sartines zu rechnen, hatte ich noch mit viel andern Feinden zu kämpfen. Die grausamsten waren die Feuchtigkeit und die Kälte. Sobald Regenwetter war, oder im Winter Thauwetter einfiel, so lief das Wasser von allen Seiten in meinem Kerker herab. Ich ward alsdann mit Flüssen geplagt; die Schmerzen, die mir diese verursachten, waren so heftig, daß ich mich oft mehrere Wochen lang nicht aufrichten konnte. Der Wärter gab mir alsdann keine Bouillon, weil ich meinen Napf nicht an das Thürchen halten konnte, sondern warf mir nur das Brod auf meine Decke, und ich ward meinen Schmerzen preisgegeben.

Dieß war noch viel ärger, wenn die Kälte mich neuen Martern aussezte. Das Fenster meines Kerkers, das mit einem starken eisernen Gitter versehen war, ging auf den Gang, dessen Mauer gerade gegen über in einer Höhe von zehn Fuß durchbrochen war. Blos durch dieses Loch, das ebenfalls mit einem Eisengitter verwahrt war, erhielt ich in meinem Kerker ein wenig Luft und Hellung, eben die-

durch erhielt ich aber auch den Wind, den Schnee, und den Regen, die da hineinschlugen, ohne daß ich mich dagegen schützen konnte. Ich hatte weder Feuer noch Licht, und meine ganze Kleidung bestand, wie schon gesagt, in einer schlechten Mütze, einem Wämschen ohne Aermel, einem Kittel, alles von grobem Tuch, hölzernen Schuhen, und zerrissenen Strümpfen, die mir nicht über die Waden gingen. Es gefror in meinem Kerker, wie mitten im freyen Felde, im Winter, und ich war genöthigt, mit meinem hölzernen Schuh das Eis in meinem Eimer los zuschlagen, und solches in den Mund zu nehmen, um meinen Durst zu stillen. Um mich gegen die Kälte, die in einem von diesen Wintern außerordentlich war, zu schützen, hatte ich kein anderes Mittel, als daß ich mein Fenster verstopfte; da war ich aber noch weit übler daran. Die stinkende und mephitische Dunst von den Abflüssen und Kanälen, die mich umringten, ließen mich nicht Athem holen. Diese fixe Luft verdickte sich bald, und verursachte mir in den Augen, im Munde und in den Lungen, einen entsetzlich brennenden Schmerz, der mir zu erkennen gab, wie sehr diese Theile müßten angegriffen worden seyn; ich empfand es bald darauf nur zu sehr. Seit den acht und dreyßig Monaten, die ich in diesem scheußlichen Kerker war, war ich dem Hunger, der Feuchtigkeit, der Kälte, grausamen Flüssen und

meiner Verzweiflung bloßgegeben. Ich hatte alles ausgehalten, aber unter dieser neuen Marter erlag ich.

Der stinkende Dunst, den ich einathmete, war von allem, was nur abscheulich seyn konnte, zusammengesetzt. Die Rinne, die durch meinen Kerker ging, kam gerade aus dem Krankensaale der scorbutischen Patienten. Man warf allen ihren Unrath dahinein. Es war unmöglich, daß die flüchtigen Theile der Excremente, der Pflaster dieser Elenden, meine Lungen nicht hätten anstecken sollen. Ich fühlte endlich die Wirkung davon, und diese war schrecklich.

Diejenigen, deren zärtliche Organe, oder allzuempfindliches Herz diese scheußliche Schilderung nicht vertragen können, mögen ihre Augen von dem Bilde, das ich ihnen jetzt entwerfen will, wegwenden: ich sage meinen Lesern voraus, es wird schrecklich seyn.

Der Scorbut, von dem ich überfallen wurde, äußerte sich durch eine Mattigkeit in allen meinen Gliedern, und durch unerträgliche Schmerzen, die mich weder stehen noch sitzen ließen. In nicht gar zehn Tagen waren meine Beine und Schenkel ungeheuer aufgelaufen. Der ganze Unterleib bis an die Ribben war durchaus schwarz; das Zahnfleisch war geschwollen, und die Zähne wackelten, daß ich nicht mehr mein Brod beißen konnte. Ich war schon nicht

mehr im Stande, an mein Thürchen zu kriechen, und dem Wärter meinen Napf zu geben; man gab mir also auch keine Suppe mehr. Seit drey Tagen hatte ich gefastet; ich war auf meinem Bette ohne Kräfte, ohne Bewegung und fast ohne Bewußtseyn ausgestreckt; man ließ mich in diesem fürchterlichen Zustande liegen, und hatte nicht die mindeste Achtsamkeit darauf. — — —

Einige von meinen Nachbarn wollten mit mir sprechen, ich konnte ihnen aber nicht antworten; sie glaubten ich wäre todt; sie riefen, man kam, ich lag in den letzten Zügen. Der Feldscheerer ließ mich auf eine Tragbahre legen, und in den Krankensaal bringen.

So bin ich dann wieder auf einem neuen Schauplatz: dieser erregt ein Schaudern. Der Saal, in den man mich brachte, hieß, wenn ich nicht irre, der Saint-Rocher. Nichts kommt der Unfläterey, die da herrschet, gleich, als die Härte und Gefühllosigkeit, welche die Unglücklichen, die man dahinschleppt, erfahren. Leider bringt man sie dahin, nicht um sie zu curiren, sondern um ihr Leiden abzukürzen.

An dem einen Ende dieses Saals sind die Venerischen, nicht allein von Bicetre, sondern von allen andern Gefängnissen. Der übrige Theil vom Saal ist mit Schmutzischen besetzt. Wenn deren viel

sind — und dieß ist immer der Fall — so stellt man ein Bette an das andere, legt die Decken querüber, und schichtet da die Kranken auf einander auf. Auf der Rechten hat man einen, der mit dem Tode ringt, und auf der Linken einen andern, der schon verschieden ist. Und auf diesem Schauplatze wirft der Kranke seine Augen mit Wehmuth umher.

Das ist vielleicht noch der geringste Uebelstand; die Tücher, die man bey der Pflege eines Scorbutischen gebraucht hat, können schwerlich jemals wieder sauber und weiß werden. Man läßt sie so lange unter ihm liegen, als die Cur dauert, und darüber verstreichen oft, wie mir selbst wiederfahren ist, mehr als sechs Monate. Während dieser ganzen Zeit füllen sich die Tücher mit Styrax, mit Schweiße, und der ganzen Krankheitsmaterie an; sie sind bald nicht viel mehr als ein stinkender und ekelhafter Mist; und so bedienet man, barbarischer Weise, wieder Andere damit. Man zieht sie zwar durchs Wasser, oder allenfalls durch eine schlechte Lauge; allein diese so verfaulte Tücher würden bald zerrissen seyn, wenn man sie beym Waschen nicht sehr in Acht nähme, und es ist daran gelegen, daß deren so wenig als möglich zu Grunde gehen. Ueberdieß sind diese Tücher, wenn sie einmal bey einer Cur gebraucht worden sind, wie schon gesagt, so mit Styrax und Salben be-

schmiert, daß sie fast wie Pflaster sind; und man läßt es wohl bleiben, daß man diesen Schmier losmache, weil es die Tücher desto besser zusammenhält. In einem solchen Zustande giebt man sie dem Unglücklichen, der sie mehrere Monate hindurch mit seinen Thränen benetzet.

Lasset uns jetzt von den Krankensälen selbst sprechen. Die sehr ökonomischen Administratoren von Bicetre lassen es wohl bleiben, daß sie zur Krankenpflege fremde Leute bestellen, die sie bezahlen müßten. Haben sie denn da nicht, zum Beyspiel, eine Menge Züchtlinge, die dem Galgen und Rad entgangen sind, und sich noch glücklich schätzen, wenn sie zum Krankenwarten gebraucht werden? Gemeiniglich nimmt man zu Bicetre dergleichen Gefangene zu diesem Geschäfte. Was für eine Sorgfalt, was für ein Mitleiden kann man von diesen Geschöpfen erwarten! Man hält auf jedem Krankensaal deren zween. Ihr Lohn ist doppelte Portion Brod und Fleisch und alles, was sie den Gefangenen stehlen können, das ist, alles was diese besitzen: sie eignen sich alles zu. Ich hatte nichts als ein schlechtes Schnupftuch und eine Dose; von der Zeit an, konnten sie mir weiter nichts mehr nehmen, als dieses. Aber sie gingen auch darnach mit mir um. Denn ihre größere oder geringere Härte und Barbarey

richtet sich nach dem Profit, den sie sich von den Kranken machen. In jedem Fall aber treiben sie ihre Achtung nie so weit gegen einen Gefangenen, daß sie ihm das Bette machen. Während der sechs ganzen Monate, die ich in dem Krankensaal zugebracht, habe ich nicht einen einzigen eines anrühren sehen.

Meine Wärter waren mit der Beute, die sie bey mir eroberten, nicht zufrieden, und gaben mir daher die unflätigsten Tücher, und wiesen mir meine Stelle gerade zwischen den zween ekelhaftesten scorbutischen Kranken an. Alle beide waren Krüppel und Uebelthäter. Der eine, Namens Langlet, war auf ewig des Landes verwiesen, blieb aber in Paris, verkaufte sich hernach selbst an einen Polizeyausreiter für achtzehn Franken, und ließ sich nach Bicetre bringen.

Diese Sache scheint unglaublich zu seyn; ich kann sie aber beweisen. Ueberhaupt erlaube ich mir, wie man bemerken kann, keine Anmerkungen. Die, welche dergleichen Erzählungen lesen, dürfen nur ihr Herz zu Rathe ziehen, sie haben keiner fremden Eindrücke nöthig.

Was für eine Menge schrecklicher Gedanken gingen mir die erste Nacht, die ich auf diesem schändlichen Lager zubrachte, im Kopfe herum! Mein einziger Trost war, daß der Tod bald so vielen Trübsalen ein Ende machen würde. Allein, ich sah ihn nur

mit langsamen Schritten sich nähern, und selbst betrog ich mich abermals.

Nur erst den folgenden Tag bekam ich den Stabsfeldscheerer zu sehen. Nachdem er mich besichtigt hatte, so sagte er zu mir: „Mein Freund, ich muß „Euch all das schleimichte Zahnfleisch ausschneiden." Er legte dann seine Instrumente aus einander, machte mir im Munde zwanzig Einschnitte, dann zog er mit der Scheere oder schnitt vielmehr mehr als zwey Loth schwarzes Fleisch heraus, mit dem das Zahnfleisch und die Zähne bedeckt waren. Während meiner ganzen Cur mußte er diese grausame Operation alle vierzehn Tage vornehmen: das Blut lief mir dabey von allen Seiten aus dem Munde, und befleckte mein Gesicht und meinen Leib.

Man legte mir alsdann das, was man Embrocs nennt, auf. Das sind Pflaster von Styrax. Zweymal in der Woche schleppen die Krankenwärter ein großes kupfernes Gefäß, in welchem man sechzig bis achtzig Pfund von diesem Harz hat zergehen lassen, vor jedes Bette. Sie tränken damit vier große Bogen graues Papier, und wickeln die Füße und Schenkel des Kranken darein. Je wärmer der Styrax ist, desto besser zieht er sich in die Schweißlöcher hinein, und zertheilet das coagulirte Blut des scorbutischen Patienten. Sehr oft mißbrauchen die Wärter,

die dieses wissen, die Erlaubniß, dieses Mittel ein wenig warm zu geben; und brennen den Unglücklichen, dessen Cur man ihnen anvertraut hat.

Ich lag noch keine sechs Wochen auf diesem Schmerzenbette zwischen zween Uebelthätern, so waren meine Tücher schon verfault, und man hat sie mir sechs ganze Monate gelassen! Niemals hat man nur daran gedacht, den Unrath, den ich oder meine Kameraden von sich gaben, davon abzuwischen. Das Blut von unserm Zahnfleisch und das Eiter von unsern Wunden mischte sich unter einander, und lief gerade auf den Theil vom Tuche, mit welchem man sich das Gesicht, den Mund, und nur allzuoft die mit Thränen angefüllten Augen abwischen mußte. Man gab uns kein anderes Tuch: meine Wärter hatten mir mein einziges Schnupftuch genommen, und immer und bey jedem Gebrauch mußte man seine Zuflucht zu dem nämlichen Tuche nehmen. Dieses war zugleich unser einziges Tischtuch. Man warf uns ohne Barmherzigkeit Brod, Fleisch und alle die abscheulichen Speisen, zu denen wir herabgesunken waren, auf dasselbe hin.

Und die Ungeheuer, die dieser Ordnung vorstehen, und sie einrichten, waren Menschen; sie hatten gewiß kein Herz, wohl aber Blut in den Adern! — — Lasset uns eilen, ich habe noch vieles zu sagen.

gen. Meine Kräfte erschöpfen sich, ich kann bald die Marter, diese Gräuel zu erzählen, nicht mehr aushalten; und doch hat sie mein unglücklicher Elent überstanden.

Ich habe hier einer Aufwallung meines Herzens nachgegeben, das durch das blosse Erinnern an die Administratoren dieses Hauses aufgebracht wurde! Ich betrog mich vielleicht. Es dünkt mich ein Gedanke, und ich muß ihn sagen. Sollte es etwa in ihrer geheimen Instruction ein besonderes Gesetz geben, das ihnen diese Grausamkeiten zu einer Pflicht machte? Die Tyrannen, die sie gegeben haben, haben vermuthlich geglaubt, ihrem Gewissen, das ihnen das Morden verbietet, zu folgen; und da sie den Unglücklichen, die so, wie ich, in ihre Hände gefallen sind, nicht das Messer in den Leib stoßen konnten, so haben sie lieber ihre Natur erschöpfen und sie mit dem Schmerz und dem Tod umringen wollen! Ihre Rechnung war nur allzurichtig. Es verging kein Tag, da nicht über fünf oder sechs umkamen.

Es konnte nicht anders seyn, als daß mitten in dem Kothe, in welchem ich lag, nicht auch das Ungezieser meine Qual hätte vermehren sollen. Es biß mich am ganzen Leibe, und endlich wurde ich von demselben angefressen.

In diesem Zustande brachte ich die ganze Zeit zu, da mich die Heftigkeit meiner Krankheit zu Bette

hielt. Er wurde noch scheußlicher, wenn die Schmerzen so weit bey mir nachließen, daß ich den Kopf aufrichten, und mit meinen Blicken auf allen den Gegenständen, die mich umgaben, umherschweifen konnte.

Eine Sache, die mir am meisten auffiel, weil mich schwerlich etwas mehr verdrießen konnte, war die Gottlosigkeit des Mannes, dem die Polizey über die Krankensäle aufgetragen war. Er nannte sich Hautain. Dieser Mann zog von dem Hause eine Besoldung von funfzig Thalern. Gewiß, wenn man auch eine noch so lebhafte Einbildungskraft besäße, so würde man doch kaum alle die Gräuel ausdenken können, die ich schon erzählt habe, und noch anführen werde. Dieser Mann war es eigentlich, der sie beging, und dem alle diese Verbrechen zur Last fallen. Er stahl den Gefangenen sehr regelmäßig alles, was die Wärter beym Ausplündern vergessen hatten; er stahl einen Theil von dem Holze, das zum Heizen des Saals ausgesetzt war; er stahl ihnen — und das ist noch abscheulicher — einen Theil von ihrem Brode. Man gab täglich für vier Kranke ein vierpfündiges Brod her. Hautain machte fünf Theile daraus, und behielt einen für sich, so daß er von hundert Pfund Brod, die man ungefähr täglich in den Krankensälen austheilte, zwanzig Pfund wegnahm. Man hat Begriffe von Laster-

thaten, allein dergleichen kann man sich schwerlich vorstellen. Wer ist wohl so stark, daß er den Gedanken von der, die ich jetzt erzählen will, aushalten kann? Denn gewiß es ist eine, die Unreinlichkeit, die den Tod verursachen kann, und die das Getränke, das wieder ins Leben bringen soll, in Gift verwandelt, ist ein Verbrechen.

Mit was für einem Namen soll man die Sachen belegen, die ich jetzt anführen will? Es sind deren zwey; ich fange bey der minder abscheulichen an.

Bey dem Eingang in den Krankensaal rechter Hand ist eine kleine Stube, ungefähr zehn Fuß lang und achte breit. Hinter der Thüre steht eine große Tonne, die ungefähr die Gestalt einer Badwanne hat; alle Morgen gießt man fünf bis sechs Eimer Ptisane, für alle Kranke im Saal, hinein. Neben dieser Tonne steht ein kupfernes Wasserfaß, und an der Seite ein großer Tisch, auf welchem man die Pflaster ausstreicht. Bey dieser Tonne seifen alle Kranke ihre Strümpfe, Schnupftücher und alle ihre schmuzige und ekelhafte Wäsche, die sie während ihrer Cur gebraucht haben, ein, und waschen sie aus. Der Tisch und das Wasserfaß stehen ganz nahe bey der Tonne, und sind über einen Fuß höher als diese; es läuft also aller der Unrath von dem Waschen und von den Salben nicht nur für sich schon, sondern noch

weit mehr wegen der äußersten Nachläßigkeit derer, die damit umgehen, hinein. Noch mehr. Sehr oft ist das Wasserfaß leer. Die, welche alsdann ihre Lauge machen wollen, nehmen statt des Wassers, von der Ptisane, und bedienen sich dazu eines Kruges, aus welchem die Kranken trinken; wenn nun diese ihn wieder verlangen, so ist er über und über voll Seifenschaum und allen Arten von Unreinigkeiten. Sie sind gezwungen, sich dessen in diesem Zustande zu bedienen, und was noch ärger ist, so sind alle dazu gezwungen. Dieses ist das einzige Gefäß, das man für hundert Kranke hält, die beynahe alle faules Zahnfleisch und den Mund voll Blasen, Geschwüre und aller Arten von Schäden haben. Der Genesende, der Kranke und der Sterbende trinken alle, einer nach dem andern, aus diesem Kruge. Wenn einer von ihnen mehr Ptisane eingeschöpft hat, als er zu sich nehmen kann, so gießt er den Ueberrest entweder wieder in die Tonne, oder er giebt ihn seinem Kameraden, der ihn trinken muß.

Ich wollte dem Hautain einige Vorstellungen thun, und sagte ihm, daß es auf keine zwölf Livres zu stehen kommen würde, wenn man einige kleine Veränderungen machte, damit die Kranken keinen solchen ekelhaften und gefährlichen Unreinlichkeiten ausgesetzt würden. Er gab mir aber die grobe und harte Antwort, daß ich sehr delicat wäre.

Noch einen Artikel, und dann wollen wir von diesem infamen Aufenthalt wegeilen.

Alle Wochen läßt man alle scorbutischen Patienten mit einander laxiren. Diese Operatión geht so zu. Mit dem Anbruch des Tages bringen die Krankenwärter einen Krug voll Arzeney. Der eine von ihnen hält bey dem Bette des Kranken den Becher, und der andere schenkt ein: man kann sich vorstellen, daß es niemals einem einfällt, denselben zu schwenken, und doch wäre das noch eine Kleinigkeit, wenn man nur sonst nichts daran auszusetzen hätte. Allein sehr oft haben die Kranken das Herz nicht, den Becher ganz auszutrinken, und lassen einen Theil davon übrig. Die andern nun, die das mit ansehen, und denen die Bitterkeit des Getränkes den Ekel noch vermehrt, setzen zwar an; allein es widersteht ihnen, sie können es nicht hinunterschlucken, und speyen einen Theil davon, mit dem sie sich blos den blutenden und eiternden Mund ausgespült haben, wieder in den Becher: und alsdann begeht man die abscheuliche Barbarey, und giebt diesen ausgespieenen Rest dem Patienten, der am nächsten ist und gesehen hat, wie es damit hergegangen, zu trinken. *)

*) Ich weiß nicht, ob diese Gräuel noch dermalen zu Bicetre im Schwange sind; allein ich beschwör es, daß ich nicht ein Wort gesagt habe, welches nicht genau demjenigen entspräche, was wenigstens vor acht Jahren da-

Es kommt ihm ein Grauen an, es widersetzt sich seine ganze Natur, er wendet den Kopf von diesem Getränke weg; er bittet um Barmherzigkeit und um Menschlichkeit; und man giebt ihm zur Antwort: „Die Arzeneyen sind theuer; man darf nichts umkommen lassen,“ *) und wenn er nicht trinken will, so braucht man Gewalt, und schüttet ihm den Tod hinein.

Doch genug! Ich habe zwar noch viel zu sagen, aber ich werde zu schwach: ich muß meine Erzählungen aussetzen. Wir wollen lieber, um unsern Herzen Luft zu machen, unsern Unwillen, den wir nicht länger zurückhalten können, auslassen. Das war also das Schicksal, dem mich meine grimmigen Unterdrücker aufbehalten haben! Haben sie endlich der Qualen genug über mich ergehen lassen; ist endlich ihre Wuth gestillet? und ich, habe ich genug Recht dazu erhalten, sie zu verabscheuen, zu verfolgen, und zur Strafe zu ziehen? Ich sage es ihnen zum voraus, sie wird schrecklich seyn, und in meinem Herzen wird sie zu einer Tugend. Es ist Zeit, daß das Publikum endlich diese Götzen kennen lerne, denen es so niederträchtig seinen Weihrauch gebracht hat;

selbst geschehen ist, und was ich selbst gesehen und erfahren habe.

*) Gegen mich selbst hat man diese verhaßte Sprache geführt.

es ist Zeit, daß einmal die Decke abfalle, und mir kommt es zu, sie abzureißen. Alle ihre Tage, alle ihre Nächte sind mit Verbrechen bezeichnet gewesen. Ich will sie aufdecken. Mein Jammer und meine Verzweiflung sollen nicht vergeblich gewesen seyn; ja, ich fühle es an meiner Wuth: das sind Blitze, die vor den Donnerschlägen vorhergehen.

Doch, was sage ich! Was habe ich nöthig, in ihrem Lebenswandel andere Missethaten aufzusuchen, um sie in ihrer Abscheulichkeit darzustellen, und sie der Verwünschung der Menschen und der Strenge der Gesetze bloszugeben? Uebertreffen ihre gegen mich begangene Verbrechen nicht alle andern Verbrechen und Uebelthaten? Und wozu sind die, welche sie haben begehen können, nicht fähig? Man erinnere sich an alles, was ich ausgestanden habe; man bedenke, daß meine Verfolger während fünf und dreyßig ganzer Jahre unaufhörlich aus meinen Sinnen, meiner Vernunft, meinem Geiste, und meinem Herzen eben so viel Werkzeuge zu den scheußlichsten Martern gemacht haben; man erwäge, daß die Geschichte uns kein Beyspiel von einem Menschen giebt, der so lange und so grausam gemartert worden wäre. Ja die Geschichte, so viele Laster, Leiden und Verbrechen sie auch aufgezeichnet hat, stellt uns vielleicht nichts dar, das so abscheulich als die langsame und kalte

Grausamkeit meiner Feinde, das so beweinungswürdig als meine langwierigen Trübsale wäre. Hiob hat nicht so viel ausgestanden als ich; Hiob, dessen rührende Geschichte Viele nur für ein sinnreiches Gleichniß halten, wie man sich in guten und bösen Tagen verhalten solle, die nach dem Geständniß aller Andern wenigstens ausgeschmückt und übertrieben ist, um die Lehre, welche sie geben soll, desto eindringender und stärker zu machen; Hiob endlich, der auf alle Fälle ein Werkzeug Gottes war, das uns erleuchten sollte, und dem der göttliche Tröster Stärke und neue Kräfte gegeben hatte, womit er seine Leiden standhaft ertragen, und sogar sein Kreuz sich zu einer Quelle des Glücks machen konnte; und ich, ich hatte, um mein Leiden zu erdulden, nichts als ein schwaches und empfindliches Herz. Alles riß mich zur Verzweiflung hin, alles drückte mich zu Boden.

Welches war dann mein Verbrechen? In einem Alter von drey und zwanzig Jahren ließ ich mich von einer Anwandelung eines blos lächerlichen Ehrgeizes dahinreißen, und machte mich der Marquise von Pompadour mißfällig; ich soll sie auch beleidigt haben, wenn man will, und das heißt schon viel zugegeben. In meinem vierzigsten Jahre schrieb ich, ungeduldig über eine siebenzehnjährige Gefangenschaft mit dem Muthe und dem Unwillen

der verfolgten Unschuld an den Herrn von Sartines, der mich so grausam verfolgt und so schändlich gemißhandelt hatte. Und le Noir wurde darauf der Freund des Herrn von Sartines. — — —

Es mögen wohl manche die Standhaftigkeit, mit welcher ich so viele Martern erduldet, und so viele Mißhandlungen über mich habe ergehen lassen, mir für eine Feigheit auslegen. Ich könnte hierauf vielerley antworten, will aber nur eines sagen. Ich war eines Verbrechens, einer Niederträchtigkeit beschuldigt. Meine Anverwandten, meine Freunde und Bekannten, glaubten nach und nach, daß ich mich vergangen hätte. Sollte ich ihnen in ihrem Verdachte Recht geben, und sie darin bestärken? sollte ich sterben, ohne meine Feinde zu schanden gemacht zu haben? Sollte ich ungerochen sterben? Nein, ich mußte meine Marter überleben. Und ich will hier gerne nur die Sprache derer führen, an die ich diese Antwort richte. Ich wäre wirklich strafbar worden, wenn ich den so heftigen und so anhaltenden Versuchungen unterlegen wäre, und meinem Elende ein Ende gemacht hätte. Soll ich es sagen? die Hofnung, dereinst noch über meine Feinde zu triumphiren, die Hofnung noch so glücklich zu seyn, sie, nicht verfolgt, das konnten sie nicht werden, sondern gestraft, und ihre Verbrechen büßend zu sehen, diese Hofnung

hatte mich immer noch aufrecht erhalten; vielleicht ist sie nicht einen Augenblick in meinem Herzen verloschen. Als ich bey meinem Eintritt in Bicetre meinen Namen, den ich hierdurch nicht beschimpfen wollte, verwechselte, so nahm ich deswegen den Namen Jedor an, den man einem Hunde gegeben hat, der auf der Citadelle einer unserer Städte stehet, und zwischen seinen Pfoten ein Bein hält. mit der Unterschrift: „Ich nage ruhig an meinem „Beine, und warte indessen auf den Tag, da ich den „beißen werde, der mich gebissen hat." Dieser Name hielt mir beständig meine Lage vor, und so oft ich ihn aussprach oder aussprechen hörte, so gab mir mein Zähnknirschen, und die Beklemmung meines Herzens zu verstehen, daß ich Zeit und Gelegenheit abwartete, wo ich mich würde rächen können. Ich hatte eine gewisse Ahndung, daß, wenn seit so vielen Jahrhunderten kühne und verdorbene Minister, die das verachtete Volk stets kränkten, ihre Gewalt mißbrauchten, und auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, sich auch noch unterfangen würden, ihr Ansehen auf den Trümmern des Throns und der Zernichtung aller Gewalt zu erheben, wenn sie die Ehre des Staats, seine Reichthümer, die Habseligkeiten des Armen ihren ärgerlichen Lüsten aufopfern, oder mit denselben die Niederträchtigkeiten einer Menge Hofleute, die ihren Herren stets schmeicheln und sie

verderben, erkaufen würden, — daß alsdann über kurz oder lang dieses Volk endlich von dem Geräusche und dem Gewichte seiner Ketten erwachen würde, daß ich den rühmlichen Zeitpunkt erleben würde, wo es, über seine Erniedrigung beschämt, selbst diese übermüthigen Despoten lehren würde, daß es nicht gemacht sey, zu gehorchen, und daß nur ihm allein das Recht zu befehlen zukomme, daß die Natur, so es frey erschaffen hat, ihm kein Oberhaupt gegeben habe, und daß es nur das Gesetz, so es selbst giebt, und den Menschen, dem es die Vollziehung desselben aufträgt, über sich erkenne.

Was für ein Triumph ist es für mich, der ich ein nur allzuberühmtes, nur allzuunglückliches Schlachtopfer des Despotismus der Großen, der Unterdrückung der Minister gewesen bin, was für ein Triumph für mich, daß ich nun endlich doch noch die Minister und Großen dasjenige wieder werden sehe, was sie niemals hätten aufhören sollen zu seyn, Menschen und Bürger, Sachwalter der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft, die sie würdigt, ihnen die Sorge für die Aufrechthaltung ihrer Gesetze anzuvertrauen, und sie dem Oberhaupt, welches sie sich selbst gesetzt hat, seine rühmliche Last tragen helfen zu lassen.

Doch ich halte mich zu lange bey dem Vergnügen, das mir dieses glänzende Bild verursachet, auf, ich vergesse, daß ich noch von Despoten und Tyrannen

zu sprechen habe, und daß ich meine Leser wieder in jenen scheußlichen Aufenthalt zurückführen muß, aus welchem ich sie nur einen Augenblick mußte heraus gehen lassen, damit sie wieder neue Kräfte sammeln möchten.

Man wird sich noch erinnern, daß man mich daselbst auf einem stinkenden Bette ausgestreckt, von Kothe bedeckt und umgeben, und zwischen zween Uebelthätern, deren faulende und verwesende Körper eine tödtliche Seuche ausdunsteten, eingepreßt, und von dem Ungeziefer zernagt, hat liegen lassen. So viel war meiner Leiden, und diese wurden noch durch die Hitze des Sommers, welche alle diese giftigen Ausdünstungen noch um so viel wirksamer machte, vermehrt, und zu meinem größten Abscheu war ich noch allem dem ausgesetzt, was die ekelhafte Unflätery meiner Wärter, und ihre kaltblütige und beleidigende Barbarey nur immer Grausames haben mögen. Wer hätte wohl, wenn man mich fünf ganze Monate hindurch in diesem scheußlichen Zustande, da ich nicht einmal meinen Körper bewegen konnte, gesehen, nicht glauben sollen, daß die infame Mistſtätte mein Grab werden würde? Der Stabsfeldscheerer konnte mir seine Verwunderung nicht bergen, als er mich einen so vielfachen Tod überleben sah.

Nach Verlauf von fünf Monaten probirte man es zum erstenmal, mich aus meinem Bette zu ziehen.

Man nahm mir die Pflaster weg, und ich machte alle die Papiere, Salben und Tücher, womit sie eingebunden waren, los. Aber da war es noch viel schlimmer. Ich glaubte, ich wäre durchaus ein Krüppel. Die Schärfe der scorbutischen Säfte hatte meine Nerven so heftig angegriffen, daß die Flechsen meiner Kniekehlen davon zusammengeschrumpft waren. Ich probirte vergeblich, auf den Beinen zu stehen, es war mir unmöglich. Man gab mir Krücken, mit denen ich mich nach und nach auf den Beinen hielt. Wie ich hierauf mich ankleiden wollte, so fand ich meine Beinkleider, die mir ohne Zweifel die Krankenwärter weggenommen hatten, nicht mehr. Man zog vor meinen Augen einem Cadaver von einem Unglücklichen, der eben gestorben war, die langen verfaulten Schlafhosen aus, und nöthigte mich, sie mir anzulegen.

Nach einigen Wochen Uebung und Herumgehen um mein Bette mit Hülfe meiner Krücken, kamen doch endlich die scharfen Säfte, die sich in meinen Beinen festgesetzt hatten, in Umlauf, und ich konnte wieder gerade stehen und gehen. Ich bat alsdann inständig um meine Entlassung aus dem Krankensaal. Zween Mann von der Wache holten mich ab. Ich dachte, ich würde wieder in meinen Kerker gebracht werden; wie verwunderte ich mich aber, als

ich mich in einer Stube befand, die nicht so ungesund, heller und reinlicher war, und von welcher ich auf das Feld, und alle die, welche durch den königlichen Hof hereinkamen, sehen konnte? Ist diese Gnade dem Versehen meiner Wärter zuzuschreiben; oder ists möglich, daß noch ein Funke von Menschlichkeit sie hat beleben können?

Ein anderer ebenfalls sehr schätzbarer Vortheil, den ich in dieser neuen Wohnung genoß, war, daß meine Nachbarschaft um ein weniges besser war, als in meiner vorigen; ich konnte die Gefangenen leichter sehen, und mit ihnen sprechen. Wir machten eine Art von Bekanntschaft mit einander, und thaten einander wechselsweise Gefälligkeiten. Für die einen schrieb ich Briefe, für die andern setzte ich Bittschriften auf; und wenn sie von ihren Anverwandten oder Freunden einige Unterstützung bekommen hatten, so gaben sie mir etwas davon ab. Ich bekam von ihnen bald ein wenig Tabak, bald ein Stückchen Fleisch oder Brod, das nicht so hart und bitter war als das, so man uns zu essen nöthigte. Dieser Zustand fieng an allzugelinde und leidlich zu werden; ich war noch nicht zu so lebhaften Freuden bestimmt.

Es kommt täglich eine Menge Neugierige nach Bicetre, welchen man das Haus zeigt. Unter diesen finden sich bisweilen welche, die das Mitleiden

und die christliche Liebe hinreibt. Sie trösten die Gefangenen, richten sie auf, reichen ihnen eine Unterstützung; oft sind dieß Leute, die in Ansehen stehen. Sie nehmen alsdann von diesen Unglücklichen Bittschriften an; und mehr als einmal haben sie sich schon mit denselben an Minister gewendet und ihnen ihre Freyheit ausgewirkt.

Ich nahm mir vor, auch noch diesen Weg einzuschlagen, hielt meine Bittschrift bereit, und wartete nur, bis jemand kommen würde, dessen äußerliches Ansehen auf seine Macht und Gütigkeit schließen ließe. Ich glaubte, alles das was ich mir wünschen konnte, in einer jungen Dame anzutreffen, die man uns für eine Prinzessinn aus dem Hause Bouillon ausgab. Verschiedene Beamte des Hauses führten sie mit Ehrerbietung umher, und zeigten ihr alle diese traurigen Curiositäten.

Ich sah, daß viele Gefangene ihr, so wie sie vor ihren Fenstern vorüberging, ihre Bittschrift zuwarfen; ich ließ also auch die meinige, die ich in Bereitschaft hielt, fallen, als sie vor meinem Fenster vorüberging. Unglücklicher Weise sah sie der Cassirer vom Hause, Herr L e l e u, fallen, hob sie auf und steckte sie in seine Tasche.

Das war nun ein Verbrechen, daß ich mich unterstanden hatte, zu klagen. Meine Bittschrift

stellte mein Elend nur ganz im Allgemeinen vor; ich griff niemand an, und nennte auch niemand mit Namen; aber was thut das? ich beklagte mich, und ich wurde als ein Verbrecher behandelt. Zween Tage darauf holte mich der Unterofficier mit vier Mann Wache, und brachte mich in einen Kerker, der noch scheußlicher war als alle die, so ich bisher so lange Zeit bewohnt hatte.

Es war, als wenn eine höllische Furie auf meinen Untergang erpicht gewesen wäre, und *immer* über meinem Haupte geschwebt, und nichts gethan hätte, als ihre Fackel an demselben abstoßen.

Ich ward bald wieder allen den vormaligen Gräueln ausgesetzt, von denen ich seit einigen Wochen ein wenig befreyet war: ich sah wieder nichts als Miss-thäter um mich herum. Ich hörte *nichts* mehr als ihre Sprache: es würde einen schauern, wenn ich einige Züge von diesen fürchterlichen Reden anführen wollte. Ich hätte mich gern zerstreuet und meinen Geist beschäftigt, allein ich hatte *nicht* einen Heller, daß ich mir hätte einen Bogen Papier kaufen können. Um mir diesen so wohl, als Dinte und eine Feder anzuschaffen, sah ich mich genöthigt, mein schwarzes Brod zu verkaufen, und dagegen abermals mit den Schweinen der la Vokron um einige alte Brocken zu streiten, die man aus dem Kehrichte zusammenlas.

Bald

Bald hierauf brachte eine glückliche Ereigniß einige Änderung in das Schicksal aller Gefangenen, und war für mich der Vorbote glücklicher Tage. Madame Necker kam nach Biçetre. Diese verehrungswürdige Frau hat weder ihren Stand noch ihren Namen nöthig, um sich aller Herzen eigen zu machen. Wohlthätigkeit und Tugend begleiten sie überall, und überall werden die Segenswünsche des Armen das unvernünftige Geschrey der Bosheit verdrängen, und sie wegen den Bemühungen des Neides trösten. Gewiß kam sie nicht aus eitler und kaltblütiger Neugierde an diesen unseligen Ort; selten sind die Thränen, die sie über Unglück vergießt, unfruchtbar. Da sie nicht alle unsere Bedürfnisse befriedigen konnte, so sorgte sie wenigstens für das dringendste und quälendste. Sie vernahm von den Gefangenen, daß man ihnen nicht einmal die nothdürftigste Kost reichte, und machte daher auf der Stelle eine Stiftung, vermöge welcher künftig ein jeder ein Viertelpfund täglich mehr bekam. Diesem edlen Mitleiden hat man es zu verdanken, daß man von der Zeit an zu Bicetre das Geschrey und Geheule des Hungers nicht mehr hören darf.

Ich habe dieser verehrungswürdigen Beschützerin in der Folge meine Freyheit und mein Leben zu verdanken gehabt. Ich werde erzählen, was sie für

mich gethan hat, und was meine ehrerbietige Dankbarkeit mir für Gesinnungen gegen sie einflößte. Wie stolz darf ich auf ihre Wohlthaten seyn! ich rede gegenwärtig nur von der, die ich mit allen meinen unglücklichen Kameraden theilte. Damals machte sie zwischen mir und ihnen noch keinen Unterschied. Aber von dem Tage an, da sie uns durch ihre Gegenwart getröstet hatte, schien mein Schicksal aufzuhören mich zu verfolgen. Wer konnte wohl auch besser als Sie demselben Einhalt thun, und es mir günstig machen? Wer konnte besser als sie den Schutzgeist, der von meiner Geburt an für mich stritt, der aber so oft und so lange von seinem fürchterlichen Widersacher überwunden worden, mit neuen Kräften beleben? Inzwischen fühlte ich doch noch manchen Streich, den sie einander beybrachten, und wenn ich diesen Zeitpunkt als den Augenblick angebe, wo die Veränderungen ihren Anfang nahmen, welche dereinst mein Glück gründen sollten, so wußte ich sie doch damals noch nicht, und konnte mich nicht darüber freuen. Ich hatte noch eine von den Qualen auszustehen, welche ich schon erduldet hatte, die aber weder so grausam noch so gefährlich war.

Nachdem ich so viele Feinde, die sich zu meinem Untergang mit einander vereinigt hatten, ausgehalten und überwunden hatte, so mußte ich noch ein

Raub des Ungeziefers werden, und unter den mir dadurch verursachten Schmerzen erliegen. Die Finsterkeit meines Kerkers, und die durch das Weinen mir zugezogene Schwäche des Gesichts, erlaubten mir anfänglich nicht, mich von den Haufen Flöhen, die mich abermals anpackten, zu befreyen; ich wurde bald über und über damit bedeckt, und mein ganzer Leib diente ihnen zur Nahrung. Das abscheuliche Jucken, das sie mir verursachten, und die Bosheit, die ich hatte, daß ich sie nicht umbringen und Herr über sie werden konnte, machten, daß ich mit solcher Heftigkeit kratzte, daß das Blut darnach lief. Auf diesen blutenden Theilen erzeugte sich hierauf ein Grind, und meine Beine und Schenkel waren ganz damit überzogen. Die Flöhe quartirten sich endlich unter diesem Grinde, wo sie ungestört waren, ein, fraßen und zernagten das lebendige Fleisch, und verursachten mir unbeschreibliche Schmerzen. Sie vermehrten sich bald so sehr, daß mein ganzer Leib damit bedeckt war; ich hatte keine Ruhe mehr, und mußte mich schlechterdings von diesem ekelhaften Ungezifer fressen lassen. Was für eine Marter! Großer Gott! was für ein fürchterlicher Tod!

In einem solch abscheulichen Zustande befand ich mich, als ich den 15ten September 1781 Abends gegen sechs Uhr mir von allen meinen Nachbarn zuru-

sen hörte: „Vater Jedor," — durch diese Benennung pflegten sie mir ihre Zuneigung zu erkennen zu geben — „unten im königlichen Hofe ist „der Präsident von Gourgue; eine große, herr„liche Neuigkeit!" Ich fragte sie, was sie damit sagen wollten, und vernahm, daß dieses eine gerechte, menschenfreundliche und mitleidige Magistratsperson wäre, die bisweilen nach den Gefangenen sähe, und niemals wegginge, ohne einige in Freyheit gesetzt zu haben. Sie boten sich an, ihm zu rufen, daß er mir einen Augenblick Audienz gäbe. Er hörte sie an, und auf ihre Berichte stellte er sich an die Oefnung meines Kerkers, durch welche ein schwaches Licht hinein fiel. Er sprach gütig mit mir, und munterte mich durch eine Menge Fragen auf, daß ich ihm mein Unglück erzählte. Ich beantwortete alle mit Zuversicht; allein ich sah wohl, daß ich ihm seinen Verdacht nicht würde benehmen können. Sogar diente das Uebermaaß meiner Leiden, und die Kühnheit meiner Feinde allezeit zu ihrer Vertheidigung; denn man konnte sich nicht vorstellen, daß es so schändliche Menschen geben sollte, die eine so barbarische Begegnung sich unterstünden. Ein abscheulicher Schluß, der vielleicht nur allzusehr Entschuldigung verdient, aber doch die größten Verbrecher vor der Strafe sichert.

Nachdem Herr Präsident von Gourgue alle meine Antworten und Reden mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, so sagte er zu mir: „Man müßte nicht Mensch seyn, wenn man nicht „innigst gerührt seyn sollte, daß man Sie nach zwey„unddreißigjähriger Marter und Gefangenschaft an „einem so abscheulichen Orte sieht. Zweyunddreyßig „Jahre! was ist das für eine lange Zeit! Wenn „die Tribunale Ihnen Gerechtigkeit verschaffen kön„nen, so sollen Sie nicht lange mehr hier verderben. „Das schlimmste ist, daß Sie durch eine lettre de „cachet verhaftet sind; doch gebe ich die Hoffnung „deswegen nicht auf, Ihnen wirksam dienen zu kön„nen. Schicken Sie mir einen umständlichen Be„richt von Ihrem ganzen Unglücke. Vor allen „Dingen empfehle ich Ihnen die allergrößte Auf„richtigkeit. Sie stürzen sich ins Verderben, wenn „Sie mir etwas verhehlen. Verlassen Sie sich auf „mich; Ihr Leiden ist zu groß, als daß ich Sie ver„gessen könnte. Adieu."

Auf diese Worte sagte diese tugendhafte Magistratsperson zu einem Schreiber aus der Gerichtsstube, der sie begleitete: „Sobald dieser Gefangene „mit seinem Aufsatze fertig ist, so trage ich Ihnen „auf, mir ihn zu bringen."

Wegen meinem schwachen Gesichte, und der Dunkelheit in meinem Kerker, konnte ich die Ge-

sichtszüge des Herrn von Gourgue nicht deutlich sehen, noch auf seine Miene Acht geben. Kaum aber war er weg, so lief die ihn begleitende Wache, der ich einiges Mitleiden gegen mich eingeflößt hatte, zu mir, und sagte mir alles, was sie bemerkt hatte. „Ich habe," sagte sie, „den Herrn von Gourgue „über Ihr Unglück weinen sehen; seyn Sie versichert, „er verläßt Sie nicht."

Ich hatte diesem mitleidigen Manne Thränen ausgepreßt! Ach! wie leicht wurde mir's ums Herz, wie süß und tröstlich waren mir meine eigne Thränen, als ich solches hörte, und wie ruhig mußte nach einer solchen Unterhaltung die darauf folgende Nacht für mich seyn! Die ganze Abendzeit hindurch sprachen die Gefangenen von nichts, als von dem Glücke, diesen rechtschaffenen Mann gesehen zu haben. Er kam öfters in dieses Haus; manchmal traf er da Unglückliche an, die er selbst verurtheilt hatte, und diese wünschten ihm so gut wie alle andere Glück und Segen, und widerlegten durch ihr Beyspiel die Meynung des Propheten Davids, der sagte: wer wird dir in der Hölle danken?

Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mit Aufsetzung des von dem Herrn Präsidenten von Gourgue verlangten Memorials nicht lange werde gezaudert haben. Neun Tage lang verkaufte ich mein

Brod, um mir dafür Papier anzuschaffen. Denn ob diese Magistratsperson gleich befohlen hatte, daß man mich diese Schrift sollte aufsetzen, und an ihn schicken lassen, so gab man mir doch nichts, was mir zu dieser Arbeit hätte behülflich seyn können. Ich machte diese Schrift mit meiner ganzen Seele, und trug sie dreist in das Herz dieses guten und mitleidigen Beschützers über. Ich ließ keine Sache aus, sprach ohne Bitterkeit, aber auch ohne Schonung. Ich sah mich wohl vor, daß ich diese Schrift keinem Bedienten von Bicetre anvertraute; denn vermuthlich würde er sie gelesen haben, und ich wußte nur zu gut, wie man mich bestrafte, wenn ich Klage führte. Damit ich nun diesem Uebel ausweichen möchte, so verkaufte ich ein Hemde, und ein Paar seidene Strümpfe, die mir noch übrig geblieben waren, und die ich sorgfältig auf den Tag aufhob, an dem ich meinen Ausgang halten würde. Mit dem daraus gelösten Gelde fertigte ich den Wärter, dem ich die Commission übergab, und der mir schon vorher manche Briefe bestellt hatte, ab. Ich weiß nicht, ist der Kerl betrunken gewesen, oder was sonst für ein glücklicher Zufall eingetreten ist; kurz, er ließ das Paket in Paris fallen, und verlor es. Gewiß, eine wohlthätige Gottheit lenkte hier das Ohngefähr.

Wie wurde mir die Zeit so lang, bis ich zu dieser Epoche meines Lebens komme! So oft ich daran denke, so hören meine Schmerzen auf, und ich möchte fast sagen, meine Leiden werden mir werth.

Bisher erregte die Erzählung meiner Schicksale bald Entsetzen, bald Mitleiden. Was ich aber jetzt noch zu sagen habe, das wird Bewunderung erregen. Man wird über das Gemische von Tugenden und Lastern, das von nun an alle Begebenheiten meines Lebens zusammenkettet, erstaunen, und die tröstlichen und süßen Thränen, die man bey dem Anblick der Gemälde, so ich durchlaufen werde, vergießen wird, werden den Unwillen, der das Herz aller meiner Leser durchdrungen, und es vom Anfang dieser Geschichte in Bewegung gesetzt haben muß, besänftigen.

Eine junge Frau findet dieses Paket, wovon zum Glücke von der Nässe der Umschlag zerrissen, und das Siegel aufgegangen war. Sie sieht nach der Unterschrift, und entsetzt sich, als sie liest:

„Masers von Latude, seit 32 Jahren Gefange„ner auf der Bastille, zu Vincennes, und „dermalen zu Bicetre, bey Wasser und Brod, „in einem zehn Fuß großen Kerker unter „der Erde.“

Sie geht in ihr Haus, und liest begierig die ausführlichen Umstände meines Schicksals, nimmt eine Abschrift von diesem Memorial, schickt das Original an seine Behörde, und liest es noch einmal. Ihr mitleidiges Herz wurde weich und voll Jammer; da sie aber einen gesunden Verstand und eine besondere Klugheit besaß, so unterdrückt sie ihre ersten Aufwallungen, ziehet Kundschaft ein, hält alles gegen einander, rechnet den Begebenheiten nach, und brachte ein halbes Jahr damit zu, bis sie alle von mir angegebenen Thatsachen der Wahrheit gemäß befand.

Da sie nun von meiner Unschuld sich überzeugt hatte, so faßte sie das Herz, es zu versuchen, ob sie mich würde befreyen können. Und, nachdem sie über drey Jahre mit verdoppelten Bemühungen, und mit ganz unbegreiflicher Anstrengung daran gearbeitet hatte, so kam sie glücklich damit zu Stande. Wer sollte nicht durch die rührende Erzählung aller der Mittel bewegt werden, die sie hiezu anwendete; aller der Schwierigkeiten, die sie so muthig überstieg, nicht nur um sich Gehör, sondern auch Aufmerksamkeit zu verschaffen. Sie war ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Gönner, und unternahm alles. Sie mußte große Herren, Geschäftsmänner gewinnen. Sie meldet sich, redet mit jener Beredsamkeit des Herzens, die der Geist nur

kalt nachahmen kann; sie rührt und erweicht. Man macht ihr Hoffnung, man betrügt sie, man weist sie ab. Sie beharret darauf, meldet sich wieder, fällt hundertmal beschwerlich. Den guten Freunden, die sie sich durch ihre Tugend gemacht hat, wird angst um ihr Leben, und besonders um ihre Freyheit: sie giebt ihren Vorstellungen und dringenden Bitten nicht nach; schon sieben Monate schwanger, geht sie mitten im Winter, zu Fuße nach Versailles. Nach ihrer Zurückkunft arbeitet sie, von der Reise abgemattet, und von den erhaltenen abschlägigen Antworten beklommen, die halbe Nacht, um etwas zu leben zu haben, geht den andern Morgen wieder nach Versailles, kommt wieder nach Paris zurück, macht durch ihre Wärme kalte und alte Versprechungen wieder neu. Endlich findet sie nach achtzehn Monaten Mittel, mir ihren Muth und ihre Hoffnungen zu wissen zu thun; ich sehe sie zum erstenmal, erkenne ihre Wohlthaten; zum erstenmal spricht sie den Unglücklichen, für den ihr empfindsames Herz schon so viel gelitten hatte.

Damals bekam sie neue Kräfte; sie setzt sich über alles hinaus. Oefters besuchte sie in einem Tage zu Montmartre ihr Kind, das sie daselbst in die Pflege gegeben hatte, und ging von da nach Bicetre, um mich zu trösten, und mir etwas weniges zur Erleich-

terung meiner Leiden zu bringen. Endlich, nach dreyjährigen Bemühungen, Verwendungen, und überhäuften Abweisungen, triumphirt sie; ich bin frey! — —

Wenn man dergleichen Dinge erzählen hört, so müßte man ganz gefühllos und barbarisch seyn, wenn man nicht in Bewunderung gerathen, noch gerührt werden sollte. Aber mir ist's nicht genug, und auch meinen Lesern ist's nicht genug, die unerhörten Bemühungen und Arbeiten dieser beherzten und empfindsamen Frau nur so obenhin zu berühren. Bey einer solchen edlen Handlung sind die kleinsten Umstände merkwürdig; darf man befürchten, daß man ein solches Gemälde zu oft male, und die Copien davon vervielfältige? Wehe dem, dem es nicht zu einem wahren Bedürfniß wird, sein Herz daran zu weiden, und diese heroische Frau, deren Tugend uns in Erstaunen setzt, und vielleicht zu schanden macht, näher kennen zu lernen.

Frau Legros, deren Namen man zur Ehre der Menschheit so oft wieder nennen muß, als man in dieser Geschichte die Namen des Herrn von Sartines oder des Herrn le Noir ausspricht, Frau Legros, die damals einen kleinen Kram führte, hatte, wie schon gesagt, das an den Herrn Präsidenten von Gourgue addressirte Paket gefunden.

Ich habe schon erwähnt, wie sie, von dem Gefühl ihres Herzens hingerissen, die in diesem Paket eingeschlossnen Nachrichten zu lesen bekommen hat. Ihr Mann war mit ihr gleicher Gesinnung, und beide, von gleichem Eifer beseelt, faßten den Entschluß, ihre Bemühungen mit einander zu vereinigen, um mich zu retten. Der Weg, den sie in dieser Absicht einzuschlagen hatten, scheint ihnen ganz gerade zu seyn; sie nehmen eine Copie von meinem Aufsatze, und Herr Legros macht gleich den andern Tag einen frischen Umschlag um das Original, und trägt es zu dem Herrn von Gourgue — verlangt ihn selbst zu sprechen, um ihm zugleich seine Dienste in dieser Sache anbieten zu können. Er wird vorgelassen, und giebt sein Paket ab. Herr von Gourgue ertheilt ihm zur Antwort: „Er habe *den Unglücklichen*, der um Gerechtigkeit und Rache flehe, „selbst gesehen; er wäre wirklich durch die Erzählung „seiner Trübsale gerührt worden, und ohne seine „Bittschrift abzuwarten, habe er sich schon *für seine* „Freyheit verwendet, mit Leidwesen aber vernommen, daß er ein Verrückter und Rasender sey, dessen „Anfälle zwar nur periodisch wären, daß aber alsdann diese Krankheit, die eine zweyunddreißigjährige Gefangenschaft nicht habe kuriren können, gefährlich wäre, und daß man also weiter nichts „thun könne, als ihn beklagen, und über sein Schick-

„sal seufzen." Ich füge hier keine Bemerkungen bey; meine Leser werden sie alle errathen können.

Herr Legros kommt nach Hause, stattet seiner Frau Bericht ab, und hinterbringt ihr, daß der Präsident ihr rathe, von ihrem Vorhaben, mir zu dienen, und meine Sache zu führen, abzustehen. Diese Frau wird bestürzt, ist jedoch unschlüssig, sie denkt darüber nach; durch ihr Herz, durch den bloßen Instinkt der Tugend aufgeklärt, muthmaßet sie die Wahrheit. Sie nimmt meine Schrift wieder zur Hand, liest sie noch einmal durch, und setzt sich in den Geist dessen, der sie geschrieben hat. An der Art, wie ich meine Leiden beschrieben hatte, erkennt sie, daß ich sie in ihrer ganzen Bitterkeit empfinde, und bemerkt, daß der Verrückte, der Rasende, dem sie den Verstand geraubt hätten, nichts würde thun können, als sich quälen, sich in seinen Fesseln abarbeiten, und daß er noch glücklich genug seyn würde, daß er ihre Schwere nicht fühlte. Wenn ich von meinen Feinden spreche, so ist mein Ausdruck lebhaft, manchmal schrecklich; sie schreibt das den verzweifelnden Gedanken zu, die meine Lage mir einflößt und unterhält; sie findet darin die dreiste Sprache der Unschuld, die nicht so wie das Verbrechen sich biegen und demüthig bitten kann. Diese Gedanken setzen sie in Feuer, geben ihr ein Licht, und leiten sie,

und sie entgeht dem schädlichen Irrthum, von dem sich der Präsident von Gourgue, und so viele andere eben so gerechte und menschenfreundliche Personen, haben verblenden lassen, die nunmehr vielleicht auch denjenigen Tag, da sie meine Bande zerbrochen hätten, für den schönsten ihres Lebens halten würden. Sie haben sich aber von meinen Verfolgern einnehmen und betrügen lassen, ob sie gleich noch weit mehr als die Frau Legros die Menschen und ihre Leidenschaften gekannt, und ihre Unternehmungen erfahren hatten.

Der Frau Legros ist diese so einfache Wahrheit, daß mir meine Feinde kein Verbrechen zur Last legen, auffallend. Ich bin, sagen sie, ein gefährlicher Narr; ich bin es also in den Kerkern geworden? Warum hat man mich da hinein geworfen, warum so lange drinnen gelassen? Ich klage nun meinerseits meine Verfolger an. Man hält mir weder Anklage noch Beweis, noch Urtheil vor, und ich halte ihnen ihr Betragen vor. Die barbarische und kaltblütige Grausamkeit, die ich ihnen zur Last lege, und welche Thatsachen bestätigen, zeigt mächtige Unterdrücker an, und beweist schon allein ihre Missethat.

Diese Betrachtungen führten sie natürlicherweise auf die Folgen. Offenbar mißbrauchten meine Feinde

ihre Gewalt, um mich festzuhalten, und mein Geschrey zu ersticken. Mit Einem Worte kann ich sie stürzen. Wohlan, sie wollen verhindern, daß ich dieses Wort nicht ausspreche. Ueber kurz oder lang muß die Verzweiflung nothwendig meine Kräfte erschöpfen, und mein Leben abkürzen. Und bis dahin muß man alle die von mir entfernt halten, die sich für mich verwenden könnten; und deswegen muß man mich, nicht als einen Verbrecher, denn dazu gehören Beweise, sondern als einen Gegenstand des Abscheues und des Mitleidens, welcher der Natur zur Last ist, und dessen Daseyn sie wider Willen verlängert, darstellen. Selbst der Ort, wo meine Klagen und Seufzer ertönen, giebt ihr einen neuen Beweis. Wenn ich ein Wahnsinniger wäre, würde man mich denn da mit so vieler Grausamkeit behandeln? Würde man mich da von Charenton weggenommen haben, da doch dieser Ort besonders zu einer Zuflucht und zum Aufenthalt der Verrückten bestimmt ist? und würde man mich in Kerker verlegt haben, wo man nur damit umging, meine Strafe zu vermehren, und sie mit einer Art von Wohlgefallen zu verlängern? Durch diese Strafe wird nothdig ein Verbrechen gebüßt, wenigstens zeigt es solches an. Wenn das nicht mein Verbrechen ist, so kann man mir keines schuld geben. Folglich ist es das Verbrechen meiner Unterdrücker.

Meine muthige Beschützerin bringt ihrem Manne diese Gedanken bey, und hilft ihm auf die Spur. Sie stellt sich alsdann alles vor, was ich habe leiden müssen, meine Qualen, meine Verzweiflung, sie setzt sich recht in meine erstaunenden Unglücksfälle hinein; es bricht ihr das Herz, und sie schwört, entweder zu sterben, oder mich zu erretten. Sie läßt einen schätzbaren Mann, der ein guter Freund ihres Mannes ist,*) an der Ehre dieses gefährlichen Unternehmens Antheil nehmen. Und dieser ihr Mann läßt es nicht nur geschehen, daß seine Frau drey Jahre lang ihre Ruhe, ihr Vermögen aufopfert, daß sie manchmal ihren Kram vernachlässiget; sondern er hat ihr auch geholfen, hat ihr nach seinem ganzen Vermögen gedient, ohne jemals darüber verdrüßlich zu werden, oder zu klagen.

Die Frau Legros sah wohl ein, daß sie alle ihre ersten Schritte so geheim als möglich halten müsse,

*) Herr Girard verdient wegen seiner Beharrlichkeit und seines Muths, daß sein Name dem Namen des Herrn und der Frau Legros zur Seite stehe. Er ist ebenfalls ohne Glücksgüter. Er verlangte eine Trabantenstelle bey der Nationalversammlung; sie waren aber alle besetzt. Er hat sich gemeldet, und die Aufführung seiner Freunde, die auch die seinige worden ist, angeführt, und man hat den Augenblick ihm zu Gunsten eine neue überzählige Stelle gemacht.

müsse, damit man ihr nicht auf die Spur komme. Es war sehr viel daran gelegen, daß meine Feinde, die sich nichts Gutes versahen, keinen Verdacht schöpften. Ueberdieß wollte sie auch vor allen Dingen gewiß überzeugt seyn, ob ich auch wirklich des großmüthigen Mitleidens, das sie belebte, würdig sey.

Ihr Erstes war, daß sie nach Bicetre ging. Sie bediente sich des Vorwands, als ob sie einige Stroharbeiten kaufen wollte, die einige Gefangene feil hatten, und sprach mit diesen von mir. Weil sie mich aber bey meinem Namen Latude nannte, und man mich zu Bicetre nur unter dem Namen Jedor, den ich in meiner Schrift an den Herrn von Gourgue nicht gebraucht hatte, kannte, so machte sie eine Beschreibung von mir, und fand endlich einen Gefangenen, der glaubte, ich müßte derjenige seyn, den der Herr Caplan Brindejon zu Bicetre zuweilen besuchte. Dieser Geistliche war damals zu Paris, und Frau Legros mußte es also bis auf den andern Tag anstehen lassen, um sich bey ihm nach mir zu erkundigen. Sie ging wieder nach Paris, und den folgenden Tag war sie in aller Frühe schon wieder zu Bicetre. Sie besuchte den Abbe' Brindejon, und besprach sich lange mit ihm. Er versicherte und überzeugte sie, daß ich weder rasend noch verrückt, sondern ein Unglücklicher sey, den man

grausam unterdrückte. Sie hätte sehr gewünscht, daß sie ihn zu meiner Befreyung hätte anwerben können. Allein er ließ sich nicht dazu überreden, und sagte, daß sie mit allen ihren Bemühungen nichts ausrichten würde; doch gab er ihr ein Attestat, in welchem alles enthalten war, was er von mir wußte.

Der Abbe' Brindejon kam in der That öfters zu mir; ich war ihm durch seinen Vorfahrer, den Herrn Abbe' Legal, der noch zu Issy bey Paris leben soll, empfohlen worden. Dieser brave Geistliche schien, so lange er noch Vicarius zu Bicetre war, mich vor den andern Gefangenen auszuzeichnen, und mir gewogen zu seyn. Der beständige Anblick des Unglücks hatte sein Herz noch nicht verhärtet. Mein Unglück ging ihm sehr nahe, und als er schon von diesem Orte weg war, so erinnerte er sich noch meiner, und schickte mir öfters durch seinen Nachfolger, den Abbe' Brindejon, Semmel oder Wein, manchmal auch Geld zu. Diesem großmüthigen Mitleiden des rechtschaffenen Mannes, seiner Unterstützung, und seinen Tröstungen habe ich es vornehmlich zu verdanken, daß ich meine Leiden noch habe ertragen können, und nicht unterlegen bin. Meine Dankbarkeit ist ungekünstelt und aufrichtig; es giebt keine, die seiner und seiner Wohlthaten würdiger wäre.

Es gereicht mir zum Vergnügen, ihm meinen ersten Dank vor den Augen der Welt hiermit darbringen zu können.

Frau Legros ließ es bey diesen zu Bicetre erhaltenen Aufschlüssen noch nicht bewenden. Man hatte ihr gesagt, daß, wenn sie wissen wollte, weswegen ich gefangen säße, oder was man mir wenigstens schuld gäbe, sie sich nothwendig das Polizeybuch, worin mein Name, die Zeit, und die Ursache meiner Verhaftnehmung verzeichnet wären, aufschlagen lassen müßte. Auch dazu erfand sie Mittel, daß sie erfuhr, was in diesem Buche von mir stand. Man las darin weiter nichts, als die Worte:

„Masers von Latude, arretirt den 15. Julii „1777, und nach Bicetre gebracht den 1. Au„gust desselben Jahres.

Da sie nun diese Beweise vor sich hatte, und sich auf meine Unschuld verlassen konnte, so entschloß sie sich, meinen Feinden, die auch die ihrigen geworden waren, näher auf den Leib zu gehen.

Man sieht sie diese gefahrvolle Laufbahn betreten, und gewiß stellt man sich nicht vor, mit welchem unerhörten Muthe sie dieselbe durchlaufen wird. Und schon giebt sich die Bosheit Mühe, nachzuspüren, woher sie Unterstützung bekommen, was für Mittel

sie wohl anwenden möchte. Schon mußte man sie einer guten Handlung wegen entschuldigen, wirklich entschuldigen. Wie oft sahen sich meine Freunde, meine Beschützer seit länger als sechs Jahren, da der Erfolg ihre Bemühungen gekrönt hat, genöthigt, sie zu rächen und zu vertheidigen. Man nannte ihren Muth Verwegenheit, ihre Aufführung Thorheit, und die Verehrung derjenigen, die sie kannten, Begeisterung und Wahnsinn. So ist es denn wirklich wahr, daß nicht nur wenige Menschen einer großmüthigen Handlung fähig sind, sondern daß sie dieselbe auch nicht einmal begreifen und bewundern können! Unsere liebenswürdigen Sybariten haben allerdings rührende Schilderungen nöthig; man muß ihnen Tugenden vorzeigen, weil es endlich ein Bedürfniß für sie geworden ist, daß ihre Empfindsamkeit stets gereizt werde. Allein, so wie ein allzustarkes Licht ihren zärtlichen Fasern wehe thun würde, so wollen sie die Tugenden nur in einiger Entfernung, durch das Perspektiv des Theaters, oder in sinnreiche Erdichtungen, die ihren Geist angenehm gängeln, ohne ihm wehe zu thun, eingehüllt sehen; dann aber beten sie dieselben an, dann ist bey dem Anblick derselben niemand mehr gerührt, als sie. Man hört sie nur mit Verehrung die Namen der Helden Athens und Roms aussprechen; man sollte glauben, daß die Asche dieser großen Männer wieder

belebt würde, und ihren Geist in Feuer setzte. Allein, wenn eben diese Tugenden ihnen zu nahe auf dem Leibe sind, so fürchten sie sich vor denselben, und verfolgen sie. Es scheint, als ob in ihren Augen blos das Blendwerk Reize habe.

Wohlan! dürfte ich eine Sprache führen, die sie nicht gern verstehen, und die ich wohl gar noch rechtfertigen müßte, so würde ich sagen, daß Frau Legros nur ihr Herz zu Rathe zog, und nur in ihrem Herzen die Stärkung fand, die sie zu ihrer Arbeit für meine Befreyung nöthig hatte. Ich würde sagen, daß sie nichts als die Hoffnung, meine Thränen abzutrocknen, und einen Menschen glücklich zu machen, beseelen konnte; denn sie wußte weiter nichts von mir, als daß ich selbst keine Unterstützung, kein Vermögen hätte, und daß, indem sie mich befreyte, sie sich zugleich die Pflichten einer Mutter auferlegte, deren Gesinnungen sie durch ihr Betragen so gut an den Tag gelegt hat. Ich würde sagen, und das ist wirklich nothwendig, daß sie, um die Großen zu behelligen, und den Ministern die Spitze zu bieten, keine andern Mittel, sich Gehör zu verschaffen, hatte, als welche ihr ihr Muth an die Hand gab. Man kann sich leicht vorstellen, was für Kummer ein so thätiges Mitleiden dieser Frau veursacht haben muß; sie hat in Wehmuth gelebt,

sie hat sich nur durch Weinen Erleichterung verschafft. Diese nämliche Empfindlichkeit drückt sich auch in ihren Gesichtszügen aus, macht sie aber nicht schöner, und wenn sie dadurch Reize erhält, so sind das nicht solche, die der größte Hause aufzusuchen und zu bewundern weiß. Noch einmal, es ist daran gelegen, daß die, welche vor der Aufführung dieser Frau erschrecken möchten, wieder beruhigt werden. Sie mögen sich an die Umstände halten. Was diese heroische Frau anbelangt, so ist sie zu hoch über ihr Geschlecht erhaben, als daß ich einen Augenblick Bedenken tragen könnte, anzuführen, daß sie durch langwierigen Kummer, häusliche Sorgen, und Zärtlichkeit für ihre Kinder, alles verloren hat, was bey Andern in die Augen fallen, und die Sinne rühren kann.

Diese Anmerkungen waren unumgänglich nothwendig. Ich werde künftig meine Erzählung nicht mehr unterbrechen. Diese empfindsame Frau hatte ein Verlangen, vor allen Dingen mit mir selbst zu sprechen, mir ihr Vorhaben zu eröffnen, und mich an ihren Hoffnungen und Aussichten Theil nehmen zu lassen. Aber wie sollte sie mich davon benachrichtigen? wie die Kluft, die zwischen uns befestigt war, eben machen? Sie kommt wieder nach Bicetre, und immer unter dem Vorwande, als ob sie das Haus

besehen, oder kleine Arbeiten von den Gefangenen kaufen wolle. Sie sucht, sie probiert, und findet endlich eine Wache, die gegen ein Trinkgeld von drey Louisd'or mir einen Brief zustellen, und ihr übermorgen meine Antwort bringen will. Dieser Handel geschah in einer Schenke zu Bicetre, in welche Frau Legros diese Wache gelockt, und daselbst traktirt hatte. Sie schrieb mir in der Eile, meldete mir, wie sie meine Schrift gefunden, und was sie für einen Gebrauch davon gemacht habe; und verlangte in jenem gutherzigen Ton, den nur die Gutherzigkeit allein kennt und anzuwenden weiß, mein Vertrauen, und gewissermaßen die Erlaubniß, dem Glücke, mich zu erretten, alles aufopfern zu dürfen. „Ich weiß," sagte sie, „wozu Sie Ihre Zuflucht „nehmen, um Ihren Hunger zu stillen; künftig sol„len Sie nicht mehr so aufs äusserste gebracht wer„den. Nehmen Sie lehnungsweise diesen Louisd'or „an, den Sie in diesem Briefe finden werden."

Lehnungsweise! Nur zu großmüthige Frau! Sie begnügten sich noch nicht, mir mein Elend zu erleichtern; Sie bezeigten mir sogar die Achtung, und wollten meine Delikatesse nicht beleidigen! Ich benetzte diesen Brief mit meinen Thränen; als ich ihn gelesen hatte, fiel ich auf die Knie nieder, und hätte gern die, die ihn geschrieben, und nach ihr den

wohlthätigen Gott, dessen Ebenbild sie mir zu seyn schien, angebetet.

Den folgenden Tag machte ich Anstalt zur Antwort. Ich will hier keine falsche und heuchlerische Bescheidenheit nachäffen; ich sage geradezu, daß ich meine Antwort mit der ganzen Seele machte, und mein Herz gab mir ein, daß ich meiner großmüthigen Beschützerin die Gefahr, der sie sich aussetzte, vorstellte. Ich machte ihr meine Feinde, ihre Macht und ihre Bosheit kenntlich. Sie unterschrieb sich nicht in ihrem Briefe, ich wußte also nicht, wer sie war, und ob sie ihnen trotzen konnte. „Lassen Sie „mich," schrieb ich ihr, „lieber vollends umkommen, „ehe Sie sich einer Gefahr aussetzen; und vor allen „Dingen bedenken Sie, daß ich, wenn Sie es doch „thun wollen, Ihnen nichts als meine Dankbarkeit „und meine Thränen dagegen anbieten kann."

Herr und Frau Legros schienen auf diese Ehrlichkeit einigen Werth zu legen. Meine Wohlthäterin nannte sie Großmuth. Sie durfte sich wahrlich nicht darüber verwundern. Allein, mit welcher Empfindsamkeit dankte sie mir dafür, und wie viel Vertrauen und Verehrung flößte mir dieser zweyte Brief für diejenige ein, die ihn geschrieben hatte. Sie hatte ein Pulver und Salbe beygeschlossen, womit ich mir das abscheuliche Ungeziefer, das mir in mei-

nem Fleisch wühlte, vertreiben sollte. Ich machte augenblicklich Gebrauch davon, und von dieser ersten Nacht an hatte ich keine so abscheulichen Schmerzen und Jucken mehr, wie seit zwey Monaten, welches ich auch unmöglich länger hätte ausstehen können. Ich konnte doch, welches mir schon lange nicht wiederfahren war, wieder ein wenig schlafen, und in nicht völlig vier Tagen war ich mein Ungeziefer gänzlich los.

In dieser Zwischenzeit setzte Herr Legros über alle die Thatsachen und Aufschlüsse, die ich ihm gegeben hatte, eine Schrift auf, und nahm davon mehrere Copien. Seine verehrungswürdige Frau aber sah sich nach mächtigen Beschützern um, die sie meinen Feinden entgegensetzen könnte. Ich sage es zum voraus, daß ich bey dieser Erzählung mit eben der Freymüthigkeit und Unerschrockenheit schreiben werde, mit der ich den ersten Theil dieser Geschichte geschrieben habe. Ich werde viele bekannte Namen anführen, aber sie allezeit nur mit Belegen anführen.

Da meine Beschützerin erfahren hatte, daß der Herr Vikomte de la Tour du Pin mit dem Herrn le Noir in Verbindung stände, so ging sie zu ihm. Sie suchte ihn für mich zu gewinnen, überreicht ihm eine Schrift, und erhält von ihm die Ver-

sicherung, daß er bey seinem Freunde sich für mich verwenden werde. Er that es auch; Herr le Noir gab ihm aber zur Antwort: es sey falsch, daß ich zu Bicetre wäre; ich wäre verrückt, und wäre als ein solcher zu Charenton in Verwahrung. Frau Legros nahm hieraus ab, was unsere Feinde im Schilde führten, immer Betrügereyen, und diesen nahm sie sich nun vor immer Wahrheit entgegen zu setzen. Ueberdieß alles war sie entzückt, da sie vernahm, daß Herr le Noir selbst mir keine Uebelthat vorrückte. Sein Vorwand, womit er die Barbarey zu rechtfertigen suchte, mit der man mich behandelte, bewies, daß Leidenschaft mit im Spiel wäre. Es war ihr aber lieber, daß sie es mit meinen Feinden, als mit meinen Verbrechen zu thun hatte. Sie bewies dem Herrn de la Tour du Pin, daß ihn sein guter Freund hintergangen habe. Demungeachtet trug er Bedenken, es ihm vorzuhalten, und ihn vom Gegentheil zu überführen. Endlich aber ließ er sich doch durch die dringenden Bitten der Frau Legros bereden. Alles, was ihm Herr le Noir darauf antwortete, war, daß ich auf königlichen Befehl so streng gehalten würde, daß ihn die Sache weiter nichts anginge, und daß er sich den Befehlen des Monarchen nicht widersetzen könnte. Herr de la Tour du Pin redete hierauf der Frau Legros sehr zu, daß sie von ihren unnützen Bemühungen abste-

hen sollte, weil es nicht nur mir nichts helfen, sondern auch für sie von traurigen Folgen seyn könnte.

Anstatt daß diese Schwierigkeiten ihr den Muth hätten verlehmen sollen, wurde sie nur noch hitziger. Sie sah sich nach andern Personen um, die bey ihrem Mitleiden nicht so furchtsam wären, oder die sie doch wenigstens durch ihre Bemühungen mehr in Feuer setzen könnte. Man rühmte ihr sehr die trefflichen Eigenschaften der Präsidentin von Lamoignon, der Gemahlin des letzten Siegelbewahrers dieses Namens. Ich werde auch von diesem Minister sprechen; doch muß ich voraussagen, daß ich mich nur auf das einlassen werde, was er für mich gethan hat. Es kömmt mir nicht zu, und trägt zu meiner Geschichte nichts bey, daß ich sein Ministerium vom Jahr 1728 wieder in Erinnerung bringe.

Frau Legros fand sich unzähligemal vor der Thüre der Frau von Lamoignon ein, und konnte nicht ein einziges Mal Audienz bekommen. Endlich war sie doch einmal so glücklich, daß sie bis zum Vorzimmer vordrang; sie bittet, daß sie nur einen Augenblick, wegen einer Sache von der äußersten Wichtigkeit, wie sie sagte, vorgelassen werden möge. Frau von Lamoignon ließ ihr aber sagen, daß sie niemals mit Personen spräche, die sie nicht kennte; al-

lenfalls möchte sie sich schriftlich an sie wenden. Frau Legros ließ dieses wohl bleiben, denn alsdann hätte sie ihren Brief unterschreiben müssen, und sie hatte sichs zum Gesetz gemacht, daß sie unter keinem Vorwande weder ihren Namen noch ihren Aufenthalt anzeigte, damit sie allezeit den Nachforschungen und Verfolgungen meiner Feinde entgehen könnte. Sie ließ mich zween Briefe schreiben, einen an die Frau von Lamoignon, und den andern an deren Gemahl, fügte diesen zwey Schriften bey, und ließ für meinen Beichtvater um Audienz bitten. Sie gab alsdann dem Abbe' Brindejon, von dem ich schon gesprochen habe, Nachricht davon. Er hatte Bicetre verlassen, und war Direktor des Nonnenklosters Sainte-Valere. Sie hatte ihm vorher das Versprechen abgenöthigt, daß er wenigstens dem Verlangen derjenigen Personen eine Genüge thun wolle, die meinetwegen mit ihm sprechen und ihn fragen würden, ob es wahr wäre, daß ich verrückt und rasend geworden wäre, und wie ich mich zu Bicetre aufführe, als wo er mich hatte beobachten und kennen lernen können. Der Abbe' Brindejon hatte es versprochen, und hielt sein Wort. Allein wie unangenehm wird es ihm seyn, daß ich mich in meiner Erzählung genöthigt sehe, seinen Namen neben den Namen der Frau Legros zu setzen. Sie kam beständig zu ihm, um ihn zu der Audienz gefaßt zu

machen, zu der er, wie sie sich immer schmeichelte, berufen werden würde. Sie hatte eine große Freude, als sie, wenige Tage nachdem meine Schriften in den Lamoigtionischen Palast abgeschickt worden waren, da sie sich eben bey ihm befand, einen Bedienten kommen sah, der den Abbe' zu seiner Herrschaft berief. Sie schärfte ihm die geringsten mich betreffenden Kleinigkeiten ins Gedächtniß, geht mit ihm nach Paris, sucht ihn unterwegs ins Feuer zu setzen, und ihm ihren eigenen Eifer mitzutheilen. Er verspricht alles. Des Abends geht sie wieder zu ihm; er berichtet ihr, daß Herr von Lamoignon ihn sehr gut aufgenommen, aber so einen Haufen Fragen an ihn gethan habe, daß er nicht gewußt, was er darauf antworten solle. Frau Legros konnte vor Befremdung und Verdruß kein Wort darüber sagen, doch dankte sie ihm und sprach von Erkenntlichkeit; ein unangenehmes Benehmen für edle und ehrliche Seelen, wie die ihrige. Sie war aber bey jedem Schritte dazu gezwungen, um die lauen Personen, die gern Gutes thaten, aber es nicht anders als mit Gleichgültigkeit zu thun wußten, nicht verdrüßlich zu machen. Es blieb ihr nur noch ein Weg übrig, nämlich den Herrn von Lamoignon selbst zu sprechen, und damit dieses geschähe, mich für mich selbst darum bitten zu lassen. In dieser Absicht schickte sie mir ein Concept zu einem Brief, den ich an diesen Minister schrei-

Hofnung aufzugeben. Zu allem Unglück hatte sie bereits dadurch, daß sie das Stillschweigen meiner Wärter zu unserem Briefwechsel hatte erkaufen müssen, wie auch durch eine Menge anderer durch mich verursachter Ausgaben, ihr Vermögen erschöpft. Ihre Anverwandte, Freunde und Bekannte lagen ihr Tag und Nacht an, und suchten sie von dem Projekt, sich länger für mich zu verwenden, abzubringen. Alle Große lobten sie zwar wegen ihres Eifers, suchten ihn aber ihres eigenen Bestens wegen abzukühlen: „zittern Sie, sagten sie alle zu ihr, wenn Ihr Client unschuldig ist. Seine Feinde werden Ihre Feinde werden, sie werden Sie in einen Kerker werfen, damit ihre Ungerechtigkeiten, die Sie aufzudecken wagen, mit Ihnen begraben werden mögen.“ Man setzte ihr von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg, und ließ sie nichts als Gefahr erblicken; doch sie entging allen Händen, die sie mit vereinten Kräften zurückhalten wollten; immer muthig, immer unerschütterlich, wollte sie nur ihrem Herzen folgen, und beschloß diesem alle andern Bewegungen aufzuopfern.

Sie brachte in Erfahrung, daß eine von den Kammerfrauen der Madame, Namens Madame Duchesne, über die Prinzessinn alles vermöge, ihren Einfluß aber blos dazu anwende, sie zu billigen

und

und menschenfreundlichen Handlungen anzutreiben. Meine Wohlthäterin sucht sie überall auf, und nach vielem Laufen und Rennen kundschaftet sie endlich ihren Aufenthalt zu Versailles aus. Sie reist unverzüglich dahin, meldet sich bey der Madame Duchesne; man sagt ihr aber, daß dieselbe auf einem Landgute, Namens Santeny, sieben (französische) Meilen von Paris wäre. Sie besinnt sich nicht lange; und ob sie gleich schon sehr abgemattet war, so nimmt sie doch ihren Weg nach Santeny, geht bald zu Fuß, bald setzt sie sich auf Fuhrwagen, um ein wenig auszuruhen, und kommt daselbst an. Madame Duchesne war vor einer Stunde wieder nach Versailles abgereist. Nichts hielt die Frau Legros auf: sie geht nach Hause und den andern Morgen wieder nach Versailles. Nahe vor Versailles thut sie einen falschen Tritt, und damit ihr Mann sie nicht nöthigen möge, eine Chaise zu nehmen, so thut sie sich unglaubliche Gewalt an, ihren Schmerz zu verbergen, und macht ihn dadurch noch größer. Sie melden sich bey der Madame Duchesne, und werden mit rührender Gütigkeit aufgenommen. Die Erzählung meines Unglücks, die beweglichen Bitten meiner beiden Patronen, locken ihr Thränen aus. Sie lobt sie wegen ihres Mitleidens, und nimmt Theil daran; jedoch trägt sie Bedenken, mit der Prinzessin von der Sache zu sprechen. Wie soll man

Einen gegen zween Ministers vertheidigen, und diese gewissermaßen verklagen? Sie setzen aber in sie, bitten sie, erweichen sie noch einmal: ihre Thränen verrathen sie wieder, sie nimmt eine Schrift an, und verspricht Gebrauch davon zu machen.

Meine Wohlthäterin war wonnetrunken, und überließ sich ganz der Freude, die ihr ein Vorbote von noch weit größern Freuden zu seyn schien. Sie fühlte ihren Schmerz nicht mehr: die Strapazen, ein gänzliches Daniedersinken erinnern sie wieder daran. Sie kann nicht mehr auf dem Fuß stehen, sie fällt, und bekennt ihrem Manne zu spät den Zufall. Er setzt sie auf einen Wagen, den sie auf dem halben Weg antrafen: sie kommt nach Hause, liegt sechs ganze Wochen zu Bette, und steht entsetzliche Schmerzen aus.

Nach Verfluß dieser langen Zeit, war das erste, daß sie wieder nach Versailles ging, sie wird abermals bey der Madame Duchesne vorgelassen, und vernimmt, daß gleich den Tag nach dem Empfang der Schrift, da sie eben darin gelesen und über meine ausgestandenen Leiden bewegt gewesen wäre, ein Priester, Namens Abbe Chaussart*), königl. Pa-

*) Es wird nicht am unrechten Orte seyn, wenn wir hier ein paar ziemlich beißende Anekdoten von diesem barmherzigen Geistlichen anführen.

Als die Frau Legros nach noch zweyjährigen ununterbrochenen Bemühungen endlich meine Freyheit bewirkt

genhofmeister, zu ihr gekommen, bey dem Namen Larüde ihr die Schrift aus der Hand genommen, und gesagt hätte, daß dieß ein Rasender wäre, für den man sich unmöglich verwenden könnte, ohne sich blos zu geben, und die größte Gefahr zu laufen. Diese gewiß verehrungswürdige Frau, die liebreich und empfindsam war, bedauerte mich, redete von ihrem Leidwesen, und schickte die Frau Legros zitternd und verzweiflungsvoll fort.

Diese mitleidige Freundin schwebte so achtzehn Monate lang zwischen Furcht und Hofnung, und erschöpfte alle ihre Kräfte, ohne daß sie noch denjeni-

hatte, so traf sie diesen Abbé Chaussart bey einem Großen an, wo er in ihrem Beyseyn so dreist war, daß er sagte, ich hätte meine Freyheit ihm und seinen großmüthigen Bemühungen zu verdanken.

Der andere Zug ist nicht so lächerlich, aber desto härter. Herr Legros befand sich einmal mit ihm bey der Madame Duchesne: sie gingen mit einander fort, der Abbé Chaussart nahm sich die Freyheit, zu ihm zu sagen: „Wo will man da hinaus, wenn man sich auf alle „solche Bitten einlassen wollte; man würde von einer „Menge unglücklicher Leute bestürmt werden. Und Sie, „mein Herr," fuhr er fort, indem er sich an Herrn Legros wandte, „überlegen Sie, daß, wenn man kein „Vermögen, kein Ansehen, und keinen Titel hat, es „nur Verwegenheit ist, sich mit dergleichen Händeln abzugeben."

gen, der der traurige und unglückliche Gegenstand davon war, gesehen hatte. Das Verlangen, mich kennen zu lernen, wurde für ihr Herz ein Bedürfniß; es wurde täglich heftiger durch die Schwierigkeiten, daß sie demselben nicht abhelfen konnte, und durch die Theilnahme, die sie mir zugedacht hatte, und die in eben dem Verhältniß zärtlicher wurde, als meine Lage beweinenswürdiger schien. Endlich glaubte sie ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, wodurch sie zu meiner persönlichen Bekanntschaft gelangen könnte; sie ergreift es mit Entzücken, und läuft zu dem, der ihr dazu behülflich seyn konnte: sie vernimmt, daß der gute und ehrwürdige Abbe' Legal, mein alter Tröster, von der Polizey leicht die Erlaubniß erhalte, mit den Gefangenen zu Bicetre zu sprechen. Sie geht zu ihm, entdeckt ihm ihre Ungeduld. Beide haben einerley Verlangen, einerley Gesinnung; sie verabreden einen Tag mit einander, und der ehrwürdige Geistliche holet den Befehl, daß er zu mir gelassen werde, ein. Der Befehl war aber nur auf ihn allein ausgestellt, und alles, was diese zärtliche Freundin erlangen konnte, war, daß sie mich in dem Augenblicke, da man mich in den Saal führte, in welchen der Abbe' nur allein eingelassen werden durfte, über den Hof sollte gehen sehen. Es liegt nichts daran; sie ist damit zufrieden; sie thut mir dieses Glück, das ich so lebhaft mit ihr theilen

muste, zu wissen. Sie wird sich auf meinem Durchwege einfinden, ich werde sie an einem Buxbaumzweig, den sie in der Hand hält, erkennen. Unsere Herzen können sich sprechen und in einander zerfließen; sie legt mir aber zur Verbindlichkeit auf, daß ich die geringsten Bewegungen zurückhalten solle, damit meine Aufseher unser Einverständniß nicht merken, und ich mir dadurch meine Gefangenschaft nicht von neuem erschwere.

Ich werde sie also sehen! der Tag ist erschienen, die Stunde nahet heran. Man schließt meinen Kerker auf. Zwey Mann Wache mit ungeheuern Prügeln heißen mich mit ihnen gehen. Alle meine Glieder waren von einer noch nie gehabten Empfindung bewegt; meine Sinne und mein Verstand sind in einem gewissen Taumel. Ich will gehen, meine Knie fallen zusammen, und kaum kann ich mit Hülfe der mich begleitenden Männer fortkommen. Und meine Freundin, meine verehrungswürdige Mutter, was machte die damals? Blaß und keuchend wartete sie meiner. Sie sah mir entgegen. Sie wird mich gewahr. Was für ein Anblick! Durch eine unwillkührliche Bewegung wendet sie das Gesicht von mir weg; ihr Herz bringt sie jedoch wieder zu ihr selbst. Sie sieht sich wieder nach mir um; sie erblickt ein fürchterliches Gespenst, das man vor Erbarmen nicht

ansehen kann. Eingefallne und verloschne Augen, verstellte Gesichtszüge, einen entfärbten Mund, einen langen Bart, der mir einen Theil des Gesichts bedeckte, und bis an die Brust ging; einen ungewissen und bebenden Gang; schmutzige und verfaulte Lumpen, die kaum meine Blöße bedeckten. Was für ein schaudervoller Anblick für eine so zärtliche Mitleidigkeit, eine so lebhafte Empfindlichkeit! Ich komme ihr näher; ich suchte sie, und meine Augen, die von dem Tageslicht geblendet wurden, fanden sie nicht. Mein Herz zeigte mir sie endlich; ich sehe sie, ich laufe auf sie zu, ich bin in ihren Armen! Die Furcht hält einen Augenblick ihre Bewegungen zurück; bald aber folgt sie, so wie ich, dem Drang ihres Herzens. Sie schließt mich in ihre Arme, sie drückt mich, und wir weinen beide zusammen. Meine Wache, die darüber erweicht worden war, konnte mich nicht aus ihren Armen losreißen. Glückliche und unbeschreibliche Augenblicke, die ihr mir vier und dreyßig verzweiflungs- und qualvolle Jahre wieder gut machtet; möchtet ihr doch stets in meinem Herzen gegenwärtig seyn, und mich wegen so vieler Leiden schadlos halten! Ach, fließt wenigstens langsam durch mein Gedächtniß, und laßt da mein Glück zurück.

Ich mußte mich von meiner edlen Freundin losreißen, damit ich in den Saal käme, wo der Abbe'

Legal auf mich wartete. Sie gab Acht, wenn ich wieder herausging. Ich sah sie wieder, ich umarmte sie, wir weinten noch einmal, und Dank sey's der Menschlichkeit meiner Wache, ich konnte einen Augenblick in ihren Armen ausathmen, und bekam Kräfte, daß ich mit ihr sprechen konnte. Wir schieden endlich von einander, ich in meinem Elende getröstet, und sie mit neuem Muth ausgerüstet, und von einem neuen, weit stärkern und unerschöpflichern Geiste, als sie zuvor hatte, belebt.

Bald fachte ein Ereigniß unsere Hoffnungen wieder an. Wir waren damals im Jahr 1781. Der 22. Oktober dieses Jahres war der Tag der Geburt des ersten Dauphins. Dieses war von je her der Zeitpunkt, da man der Stadt Paris eine Menge Gefangene, und sogar solche, die Verbrechen begangen hatten, losgab. War es möglich, daß er für die Unschuld traurig werden sollte? Wir befürchteten nichts weniger als dieses. Frau Legros gab sich Mühe, mir ein Exemplar von dem Patente zu verschaffen, worin herkommlicher maßen eine Commission ernennt worden, die dem ersten königlichen Beichtvater die Staats- und alle andere Gefängnisse zu Paris und Versailles mit sollte untersuchen helfen, „damit wir," sagte der Monarch, „auf erstatteten Bericht ungesäumt die Befreyung derje-

„nigen, deren Sache nachläßlich ist, verfügen kön-
„nen."

War ich also nicht im Fall, daß ich mir diese Gnade zueignen konnte? ich, der ich das Recht hatte, blos um Gerechtigkeit zu flehen? ich, dem meine Feinde kein Verbrechen, kein Vergehen vorwerfen konnten, und gegen den sie nichts als Lügen aufzubringen wußten?

Vor einer Sache mußte uns jedoch bange seyn. Unter den zur Untersuchung der Gefangenen ernannten Commissarien war auch Herr von Sartines, und also ward er noch einmal mein Richter!

Die ganze Commission kam den 17. May 1781 nach Bicetre. Alle Gefangene mußten vor ihr erscheinen. Wie die Reihe an mich kam, wurde ich ebenfalls vorgestellt. Ich befand mich in dem scheußlichen Zustande, den ich eben meinen Lesern beschrieben habe. Meine liebenswürdige Patronin, die auf alles aufmerksam war, was zu unserm Zweck führen konnte, hatte mir vorgeschrieben, wie ich mich verhalten sollte. Ich hatte die kleine Rede, die ich vor diesen Herren halten sollte, gelernt; ich gab ihr ohne Zweifel durch meine Thränen Nachdruck. Ein Theil meiner Richter schienen mich mit Aufmerksamkeit anzuhören. Der Herr Kardinal von Rohan, damaliger Oberbeichvater, hatte gegen mich ein thä-

eigeres Erbarmen. Dieser wahrhaft gutherzige Mann hörte mich mit einer tröstenden Aufmerksamkeit an, und konnte seine Rührung nicht verbergen. Ach! diese Rührung seines Herzens gereicht ihm gewiß, so wie sein ganzes gegen mich bezeigtes Betragen, zur Ehre; und ich halte es für eine meiner vornehmsten und angenehmsten Pflichten, es hiermit öffentlich bekannt zu machen.

Einer von meinen Richtern that verschiedene Fragen an mich, und ließ meine Antworten niederschreiben. Der Herr Kardinal schien einem seiner Zugegebenen eine Note zu dictiren; ich zweifelte nicht, daß sie mich nicht betreffen sollte, und ich hatte mich nicht geirrt.

Ich sah ganz ruhig einen nach dem andern von meinen Richtern an. Sie waren alle gelassen und heiter, und es hatte das Ansehen, als ob sie nicht so wohl den Abscheu, den natürlicherweise der Anblick meines Elendes erregen mußte, als vielmehr jene sanfte und wohlthätige Bewegung empfänden, die die Gegenwart eines Menschen, den man glücklich machen will, einem gefühlvollen Manne verursacht. Ich trat beruhigt ab, als auf einmal meine Augen sich auf den Herrn von Sartines hefteten. Ich erschrack, und las mein Urtheil in den unglücklichen Falten seiner Stirne.

Ich wollte ihn inzwischen doch wenigstens in Verlegenheit setzen, und ihm sein Spiel verderben, und wendete mich deswegen augenblicklich an den Herrn Tristan, der gegenwärtig war, und sagte zu ihm: „Ich habe so eben meine Richter von „meiner Unschuld überzeugt, ich habe mir die „Freyheit genommen, meine Ankläger, sie mö„gen auch seyn wer sie wollen, vor ihnen blos „zu stellen. Sagen Sie nun, mein Herr, sagen „Sie, ob ich in den sechs Jahren, da ich *in den* „Kerkern dieses Hauses gelegen, und unter Ih„rer Aufsicht war, ob ich Ihnen jemals die geringste „Ursache, sich über mich zu beklagen, gegeben habe?" Er antwortete: Nein. Ich machte hierauf eine tiefe Verbeugung, und ging meiner Wege.

Zwey Tage darauf, da ich in meiner Einsamkeit nachdachte, was wohl der Kampf, den meine Feinde mit meinen Richtern zu liefern hatten, für Folgen haben könnte, sah ich eine Person zu mir kommen, die sich für den Sekretär des Oberbeichtvaters ausgab, und von diesem Prälaten den Auftrag hatte, mich aufzumuntern, mir Muth zuzusprechen, und mich zu versichern, daß er mich in meinen Trübsalen nicht vergessen werde. Er hatte auch Befehl, mir eine Geld-Unterstützung anzubieten.

Ich habe mich an diesen Augenblick noch nie ohne Thränen erinnert. Welch eine theilnehmende

Gütigkeit, ich möchte bald sagen, welch eine erstaunenswürdige Mitleidigkeit! Möchte doch diese menschenfreundliche Handlung Euch zur Lehre und zu einem Beyspiel dienen, Euch strengen Richtern, die Ihr an einem Manne, der mit Ketten beladen ist, nur einen Verbrecher sehet, die Ihr nur Euren Abschen bey seiner Annäherung zeigt, und durch Eure finstern und verächtlichen Blicke sein Vertrauen von Euch entfernt, und ihn in Verzweiflung stürzt!

Ich wartete einige Monate, aber umsonst, auf den Erfolg der mir gethanen Zusicherungen. Die Gütigkeit des Herrn Kardinals machte mich so dreist, daß ich mir die Freyheit nahm, an ihn zu schreiben, und ihm dieselben wieder ins Gedächtniß zu bringen. Ich bat, daß man mich wenigstens aus meinem Kerker, wo mein Leib vollends ganz verfaulte, bringen möchte. Er war so gnädig, und schickte den Augenblick den nämlichen Sekretär, Herrn Carbonier, mit dem ausdrücklichen Befehl ab, mich sogleich aus meinem Kerker zu lassen, und mir eine gesunde und gemächliche Stube einzuräumen. Er ließ mir auch noch eine Unterstützung an Geld reichen, und zusprechen, daß ich noch so lange Geduld haben möchte, bis ihm die unermeßliche Menge Arbeiten, die ihm die Commission verursachte, erlauben würde, auch an meine Sache zu kommen. Aber,

wird man fragen, war denn meine Sache nicht so wichtig wie die andern? Gab es wohl noch andere Gefangene, deren Gefangenschaft eben so abscheulich, eben so ungerecht, und eben so langwierig war? Nein, gewiß nicht. Zudem hatte sich auch der Herr Kardinal vor allen andern damit beschäftigt; allein er wollte mich nicht wissen lassen, was er sich meinetwegen schon für Mühe gegeben hätte, damit es nicht nöthig hätte, mir auch die Hindernisse zu entdecken, welche die Bosheit meiner Feinde ihm in den Weg legte. Er mußte endlich mit dem König selbst von der Sache sprechen. Er wendete sich dreymal an ihn, und bat ihm um seine Gerechtigkeit; das heißt, zu der Quelle der Tugenden seine Zuflucht nehmen. Allein dieser Monarch, der rechtschaffen denkt, hat mehr als einmal an sich erfahren, daß das Loos der Könige ist, fast immer betrogen zu werden. Er hatte damals diese traurige Erfahrung noch nicht gemacht, welche für sein Herz so grausam seyn muß. Er war von meinen Feinden eingenommen, umgehalten, und gab dem Kardinal das dritte Mal zur Antwort, daß seine Bemühungen vergeblich wären, und daß er ihm verbiete, ferner noch einmal von mir zu sprechen. Ich bin bevollmächtigt worden, diese Sache bekannt zu machen; ich habe noch viele andere aufzudecken.

Während dieser ganzen Zeit war meine zärtliche Freundin nicht müssig. Sie hatte durch mich erfahren, wie großmüthig sich der Herr Kardinal für mich verwendete, und wie gütig sein Sekretär gegen mich gesinnt wäre, und suchte daher mit diesem letztern gemeinschaftliche Sache zu machen; denn si. unterstand sich nicht, sich die Gnade, vor Seine Eminenz selbst gelassen zu werden, auszubitten. Sie fand sich ungefähr zwey Monate lang täglich etliche Mal an dem Thore des Pallastes ein, und konnte niemals vor dem Schilderhäuschen des Schweizers vorbeykommen. Endlich suchte sie die Frau desselben zu meinem Vortheil zu gewinnen; und sie war darin glücklich. Sie vernahm alsdann, daß, seitdem die Commission niedergesetzt worden, der Fürst und sein Sekretär nicht einen Augenblick Ruhe hätten, und daß strenger Befehl sey, niemand vorzulassen, der sie in ihren Arbeiten stören könnte. Dieses Weib zeigte in der Folge der Frau Legros einen Weg an, durch welchen sie mit dem Herrn Carbonnier auf eine leichte Art sprechen könnte, ohne sich einem Verweis auszusetzen. Endlich kam sie zu ihm, und dieser ehrliche Mann, der sich meiner Trübsale erinnerte, versprach meiner Patronin, daß er sie in ihrem Eifer und in ihren Bemühungen unterstützen werde; sie möchte nur öfters zu ihm kommen, ihm von ihrem Muthe mittheilen, und ihm zu einem Weg,

weiser dienen, wodurch er mich könne befreyen helfen. Er that noch mehr. Vermuthlich sprach er mit dem Fürsten davon, und dieser bezeigte ein Verlangen, die Frau Legros selbst zu sprechen.

Es war der 15. März 1783, da sie das erstemal zur Audienz gelassen wurde. Er nahm sie mit jener Sanftmuth, jener Zärtlichkeit auf, die wir an den Großen so rührend finden, und die bisweilen ihren Wohlthaten einen so großen Werth geben. Er ließ sich mit meiner Freundin in die kleinsten Umstände meiner Sache ein. Er sagte ihr, daß er es sich zu einem Gesetz gemacht habe, bey seiner neuen Commission nicht das geringste ohne die Einwilligung seiner ihm Zugegebenen zu verfügen, daß er bey ihnen die Beendigung meiner Gefangenschaft betreiben wolle, daß aber auch sie ihrerseits daran arbeiten müsse. Er war so gnädig und sagte ihr, was sie für Wege einschlagen müßte, und befahl ihr vornehmlich, zu einem seiner Collegen, dem Herrn Brochet de Saint-Prest, zu gehen, und ihm zu sagen, was sie mit einander gesprochen hätten. Als er die Frau Legros wieder beurlaubte, so stellte er die gemessensten Befehle aus, daß ihr zu allen Stunden die Thüren seines Pallastes eröffnet würden. Die Rührung derer, welche diese besondern Umstände lesen, entledigt mich meiner Dankbarkeit gegen diesen

verehrungswürdigen Mann. Dieß ist das wahrhafteste Opfer, das ich ihm darbringen kann. Nur bey diesem Manne hatte diese bewundernswürdige Frau den freyen Zutritt Tugenden zu verdanken, die er ohne Zweifel mit ihr theilte, weil er sie zu bewundern wußte.

Frau Legros versäumte nicht einen Augenblick, und ging zum Herrn von Saint-Prest. Ich will diesem Manne nichts zur Last legen, er war, wie alle andere, von meinen Feinden hintergangen worden, und er sagte, bey seiner Unterredung mit meiner Patronin, blos das her, was sie ihn gelehrt hatten. Sie schrieb gleich darauf alles auf, und dieses will ich hier mittheilen.

Frau Legros wird angemeldet, und vorgelassen: sie sagt weswegen sie gekommen sey, und bittet und treibt.

Herr von Saint-Prest. Kennen Sie den Mann, für welchen Sie sich verwenden?

Frau Legros. Ja, gnädiger Herr; ich kenne ihn als einen unglücklichen und unschuldigen Mann. Belieben Sie hier eine Schrift anzunehmen, worin sein Unglück und seine erlittene Verfolgungen umständlich beschrieben sind. Er redet von lauter Thatsachen, sie sind alle wahr, und wir können sie beweisen. Haben Sie die Gnade, und sehen Sie dieselbe an!

v. Saint-Prest. Unschuldig? Ein ehrlicher Mann? Nein, Sie kennen ihn nicht; Sie wissen also nicht, was er gethan hat?

Legros. Ich weiß wohl, was man ihm schuld giebt, ich weiß aber auch, daß man es noch nicht ein einziges Mal hat darauf ankommen lassen, ihn zu überführen. Sie sind gerecht, gnädiger Herr, und Sie werden doch nicht geschehen lassen, daß ein Unschuldiger in Ketten und Banden umkomme, und ein Opfer der Ungerechtigkeit und des Hasses werde.

v. Saint-Prest. Ich bin nicht Herr, es kommt alles auf den König an.

Legros. Ich weiß, gnädiger Herr, daß der König bey Niedersetzung der Commission, von der Sie ein Mitglied sind, Ihnen sein Vertrauen geschenkt hat, und daß er Ihren Ausspruch genehmigen wird.

v. Saint-Prest. Ich kann freylich Ihrem Gefangenen die Freyheit schenken. Sind Sie aber auch gewiß, daß er unschuldig ist? Ich halte ihn für sehr straffällig.

Legros. Erlauben Sie, gnädiger Herr, Sie halten ihn ohne Beweis, und ohne ihn gehört zu haben, für straffällig. Ich habe mich nicht eher um sein Schicksal bekümmert, noch seine Vertheidigung übernommen, als bis ich mich überzeugt hatte, daß er blos unglücklich wäre.

v. Saint-

v. Saint-Prest. Und wer sind Sie dann, daß Sie seinetwegen so viele Mühe über sich nehmen? Seit wie lange kennen Sie ihn?

Legros. Seit zwey Jahren, und ich habe blos seinem Unglück diesen traurigen Vortheil zu danken.

v. Saint-Prest. Wie? Sie sind keine Anverwandte, keine gute Freundin von ihm? Was kann Ihnen denn so viel an seinem Schicksal gelegen seyn?

Legros. Ich bin mitleidig, und Er ist unglücklich.

v. Saint-Prest. Nun gut, Madam; man hat Sie betrogen, Ihr Cliente ist nur ein Dieb.

Legros. Ich weiß, gnädiger Herr, was Sie sagen wollen. Ich hätte nicht geglaubt, daß man diese abscheuliche Lüge noch einmal aufwärmen würde. Ist das der Fall, so will ich den Herrn von Latüde im Geringsten nicht vertheidigen; ich will ihn selbst verklagen, und es darauf antragen, daß man ihn in die von dem Gesetz bestimmten Gefängnisse bringe, daß man ihm seinen Proceß mache, sein Schicksal gerichtlich entscheide, und ihm entweder seine Unschuld oder sein Verbrechen beweise. Sie sind gerecht, gnädiger Herr, Sie wissen, wie schrecklich seine Martern sind, wenn er nicht strafbar ist. Wenn er es

aber ist, so sind Sie eine Gerichtsperson und wissen,
„daß unbekannte Martern, im Verborgenen ausge-
„übte Strafen, sobald als sie durch ihre Bekanntma-
„chung und durch ihr Beyspiel nichts zur Erhaltung
„der Ordnung beytragen, für die Gerechtigkeit unnütz
„werden, und daß sie alsdann ein Eingriff in die
„Rechte der Menschheit sind." Dieses, gnädiger
Herr, sind die Worte eines von den Gesetzen, deren
Handhabung Ihnen übergeben ist; Sie werden sie
ohne Zweifel wohl wissen.

v. Saint-Prest. Ich werde Ihre Schrift
durchsehen.

Er gab hierauf der Frau Legros zu verstehen,
daß er aufs Land reisen werde, und daß sie sich nach
seiner Zurückkunft wieder bey ihm melden könnte.

In dieser Zwischenzeit radirte man meinen Na-
men aus der List der Gefangenen, deren Sache
die Commission untersuchen sollte. — — — !

Sobald meine Freundin von diesem Streiche be-
nachrichtiget worden war, so lief sie zu unserm Be-
schützer, warf sich ihm zu Füßen, und flehete ihn
um Rache und Gerechtigkeit an. Leider, konnte er
weiter nichts, als mit ihr weinen; sein Ansehen
fing an bey Hofe zu wanken. Was konnte er gegen
zween schamlose Minister ausrichten, die alles un-
ternahmen, gegen alles die Spitze boten, mit Einem
Worte, alles vermochten, weil sie Minister waren.

Der Herr Cardinal tröstete die Frau Legros, er seufzte mit ihr über mein Schicksal und über ihre Wehmuth; er weinte, ach! das ist wohl einer Lobrede werth. Er konnte also weiter nichts mehr thun, als ihr einen guten Rath geben? Er hielt es für sehr nothwendig, daß man sich an die Königin wende, und sie auf meine Seite bringe. „Sie ist gut," sagte er, „und wenn man sie nicht verführt, und ihrem Her„zen freyen Lauf läßt, so verlangt sie Gutes zu thun. „Sie könnte doch wenigstens befehlen, daß die Com„mission meine Sache wieder vor die Hand nehme „und untersuche."

Frau Legros hatte von dem Advokaten, Herrn de la Croix, sprechen hören, der durch seine außerordentlichen Talente, und noch mehr durch seine seltenen Tugenden bekannt ist, in den Gerichtshöfen geschätzt, in der Welt verehrt wird, und überall die höchste Achtung genießt. Sie ging zu ihm; er hörte sie an, lobte sie wegen ihres Eifers, und ihren Bemühungen; er hielt sich für würdig sie nachzuahmen, und verlangte von ihr mit in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, damit er die Ehre habe, mit ihr die Gefahr, mir beyzustehen, zu theilen.

Dieser schätzbare Vortheil, daß ich nunmehr den Herrn de la Croix mit unter meine Patronen zählen durfte, verschaffte mir bald noch einen andern,

welcher von der Stunde an alle meine Leiden versüßte, und auf immer die Freude meines Lebens geworden ist. Ja, ich will es, um es glücklich zu machen, anwenden, Sie, großmüthige und verehrungswürdige Freundin, zu verehren, Sie anzubeten, die Stunde zu segnen, da ich Sie kennen lernte. Verzeihen Sie einem von Ihrer Gütigkeit allzuvollen Herzen diesen ungestümen Ausbruch. Ach! wenn man von Ihren Wohlthaten überhäuft ist, wenn man Sie lieben kann, wenn man Ihre Tugenden kennt, so ist es schwer, sich Ihres Standes und Ihrer Geburt zu erinnern.

Madame D**, eines Ministers Tochter und Ministers Gemahlin, und was noch mehr ist, eine leutselige, liebreiche und zärtliche Frau, erfuhr von dem Herrn de la Croix, daß er mit der Frau Legros ein Bündniß errichtet hätte, um mich zu erretten. Sie wollte auch in dasselbe aufgenommen werden, und die muthige Frau kennen lernen, die sie ihrer Liebe würdig hielt. Bald nahm sie an ihrem Heroismus Antheil, so wie sie ihre Tugenden mit ihr theilte.

Vor allen Dingen wollte sie mich sehen, damit sie für sich selbst urtheilen könnte, ob ich der Gesinnungen würdig wäre, die meine Patronin in sie übergetragen hatte. Sie kam nach Bicetre, ohne daß

ich davon benachrichtigt wurde, und ließ sich mit meinem eigenen Munde meine lange und schmerzliche Geschichte erzählen. Nach ihrer Zurückkunft nach Paris ließ sie Frau Legros zu sich bitten; sie trug ihr auf, daß sie doch suchen sollte, mir unverzüglich einen Schlafrock, die nöthigen Kleidungsstücke, überhaupt Geld, und alles was mir mein Elend erträglich machen könnte, zuzustellen.

Meine entzückte Freundin brachte mir in aller Eile diese glückliche Nachricht, und stellte mir zehn Louisd'or von dieser Schutzgöttin zu, die ich künftig nicht anders als Minerva nennen werde; diesen Namen gab ich ihr damals, und mein Herz wird ihn immer beybehalten. Ich war außer mir vor Freuden als ich diese zehn Louisd'or bekam. Ich hatte seit einiger Zeit erfahren, daß meine gute Freundin ins Abnehmen gekommen war; sie hatte sich für mich erschöpft: schon kam es ihr hart an, wenn sie den Wärter bezahlen sollte, den sie nicht anders als durch Geld erweichen konnte. Ich wußte, daß auf ihren Tisch nichts anders als hartes Brod und grobe Speisen kamen, daß sie einige gute Steine und ihre besten Meubles verkauft hatte. Und ihr Mann, ihr werthgeschätzter Mann ließ das geschehen; ja, er begleitete sie, er half ihr, und wendete die geringe Einnahme von seinen Arbeiten zu neuen Ausgaben für mich an!

Ich hielt mich für sehr glücklich, daß ich meiner guten Freundin nun ihre für mich gehabten Auslagen zum Theil ersetzen konnte. Aber sie war unerbittlich, sie wollte auch nicht einmal lehnungsweise acht Louisd'or von den zehnen annehmen, die mir die Madame D'* * geschickt hatte. Alles, was ich von ihr erhalten konnte, war, daß sie mich künftig unsern geheimen Unterhändler bezahlen lassen wollte.

Unterdessen war ich bereits sechs Jahre zu Bicetre. Ich habe schon gesagt, daß die Polizeylieutenants dahin kämen und Gerichtstag hielten, und daß Herr le Noir die drey, die jährlich gehalten wurden, auf einen einschränkte. Bis hieher hatte ich vergeblich verlangt, vor ihn gelassen zu werden und Audienz zu bekommen. Man hat mich niemals anhören wollen. Dießmal verlangte er mich selbst, und den Ostermontag erschien ich vor ihm. Er saß an einem Tisch, und hatte eine Menge Leute um sich. Wollte er etwa in ihren Augen liebenswürdig seyn? Ich weiß es nicht, und ich kann nicht dahinterkommen, was er für eine Absicht dabey hatte, daß er während meinem ganzen Verhör einen schlendernden Ton, und eine alberne und affektirte Höflichkeit annahm, die mit seinen Manieren überall anderswo blos lächerlich gewesen wäre, die aber im Angesicht eines Unglücklichen, dessen Richter er war, eine harte und

beleidigende Grausamkeit wurde. Doch, es mag seyn. Wir wollen ihn immerhin sachte mit seinen Beinen schaukeln, und seine Manschetten streicheln lassen, und dafür seine Fragen und meine Antworten vernehmen.

le Noir. Ich habe alle Ihre Papiere gelesen, sie sind voller Ungereimtheiten und Thorheiten.

Latude. Das macht, Sie haben sie nicht in meinem Beyseyn gelesen.

le Noir. Nein, Sie haben von jeher nichts als dumme Streiche gethan.

Latude. Ich glaube wenigstens nicht, daß man einen Mann strafen dürfe, ohne ihn vorher gehört zu haben.

le Noir. Sie sind etliche Mal aus der Bastille und von Vincennes entsprungen, nicht wahr? Sie werden doch wohl eingestehen, daß das dumme Streiche sind?

Latude. Ich glaubte es nicht.

Es entfuhr hiebey mehr als dreyßig von den anwesenden Personen ein Lachen, das ihren Unwillen und ihr Mitleid anzeigte, wodurch unser ehrwürdiger Polizeylieutenant einen Augenblick aus seiner Fassung zu kommen schien; ein leichter Kopfwurf

gab ihm aber bald allen seinen Anstand wieder, und er fuhr fort:

le Noir. Haben Sie, seitdem Sie zu Bicetre sind, nicht noch einmal zu entwischen gesucht?

Latüde. Nein.

le Noir. Sie haben also wohl hier mehr Schwierigkeiten gefunden?

Latüde. Nein, es waren hier ungleich weniger. Ich bin von Vincennes und von der Bastille entflohen, weil ich da der Wuth solcher Leute ausgesetzt war, die zugleich meine Feinde, meine Richter, und meine Henker waren. Hier, habe ich mir geschmeichelt, würde ich blos den Gesetzen unterworfen seyn.

le Noir. Wer sind denn Ihre Feinde?

Latüde. Verschonen Sie mich mit dieser Frage.

le Noir. Ich muß es wissen.

Latüde. Sie wollen es haben. Es ist der Herr von Sartines, Ihr guter Freund.

le Noir. Mein guter Freund! das ist wahr; aber wenn ich Ihnen die Freyheit schenke, wo wollen Sie hingehen?

Latüde. Ich bin ein ehrlicher Mann; ich glaube daß ich aller Orten hingehen darf.

Er gab mir ein Zeichen zum Fortgehen; ich sagte hierauf: „Wann werden Sie mir meine Freyheit geben?“ „Ich kann nichts in der Sache thun,“ antwortete er, „Ihre Papiere sind in des Königs Händen. Infame Lüge! welche Herr le Noir und seines Gleichen immer im Munde führten, damit sie alles das Gehässige ihrer Aufführung auf die geheiligte Person des Monarchen schieben konnten, dem sie also sich nicht scheuten, ihre Meuchelmorde schuld zu geben.

Ha! wenn dieser verhaßte Richter nur meine Papiere gelesen hätte, wenn er nur meine Papiere dem Könige unter die Augen gelegt hätte, warum wäre ich denn noch in Banden? Hat man denn in diesen Papieren etwas gefunden, das mich graviren könnte? An jenem Tage ließ Herr le Noir zu Bicetre gegen hundert Gefangene los, wovon die meisten verurtheilte Uebelthäter waren, und ich, ich blieb gefangen! — —

Ich ließ es mir angelegen seyn, daß ich diese Auftritte meinen Patronen zu wissen that, die unterdessen Rath hielten, und andere Batterien aufrichteten. Es war von meinen Feinden weder Gerechtigkeit noch Menschlichkeit mehr zu erwarten; sie beschlossen daher, das, was sie nicht in Güte erhalten konnten, mit Gewalt herauszureißen. Sie faßten

den kühnen Entschluß, ihnen Trotz zu bieten und Furcht einzujagen. Herr de la Croix war es, der den Muth hatte, auf die Bresche zu steigen. Er ging zum Herrn von Sartines. Dieser Minister war so unverschämt, daß er sagte, er kennte mich nicht. Mein großmüthiger Vertheidiger nahm hierauf einen andern Ton an, und nachdem er ihm bewiesen hatte, daß er mich sehr gut kennen müsse, so hielt er ihm alles das vor, was er noch gegenwärtig thäte, um mich zu unterdrücken. Zum Beschluß sagte er ihm, daß er gekommen wäre, um ihm wohlmeynend zu stecken, daß viele der vornehmsten Personen entschlossen wären, mich aus der Gefangenschaft zu reißen; daß eine Nachricht von meinen erlittenen Martern und von seinem Hasse zum Drucke bereit läge, und daß er es für seine Schuldigkeit gehalten hätte, ihm solches zu wissen zu thun, damit er der Bekanntmachung derselben noch durch meine Loslassung zuvorkommen könnte. Und wenn er über dieß alles sich noch länger weigerte, sich selbst diese späte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so wüßte man sie von der Begnadigungs-Commission zu erlangen.

Herr von Sartines war durch dieses Wort wie vom Donner gerührt; er stammelte, verfärbte sich, und war so niederträchtig, daß er zu Herrn de

la Croix sagte: „Aber, wenn dieser Gefangene „endlich seine Freyheit erhält, so wird er ins Ausland „gehen, und gegen mich schreiben.“

Herr de la Croix gab ihm hierauf zur Antwort: „Sie kennen diesen Mann, den man im„merfort verläumdet hat, nicht recht. Er ist groß„müthig, und hat Gefühl. Wenn er Ihnen seine „Freyheit zu verdanken hat, so wird er nur an das „Gute, so Sie ihm gethan, gedenken. Zudem ist „er gegenwärtig gewissermaßen auf dem ganzen Erd„boden isolirt. Er wird genöthigt seyn, einen Zu„fluchtsort anzunehmen, den ihm ehrliche Leute zu „Paris anbieten werden, und die für ihn und für „seine Aufführung stehen.“

Der Minister suchte dieses verdrüßliche Gespräch abzubrechen, und versprach daher dem Herrn de la Croix, daß er nach seiner Zurückkunft vom Lande, woselbst er sich einige Zeit aufhalten würde, mit Herrn le Noir überlegen wollte, wie mir meine Freyheit möchte ertheilt werden können. Wir wollen ihm jetzt auf seinem Wege nachgehen, er soll uns selbst zum Führer dienen.

Nach dem, was man eben gelesen, wird auch der größte Zweifler nicht einen Augenblick zweifeln, daß der Minister nicht noch vor seiner Abreise aufs

Land mit Herrn le Noir alle seine Maaßregeln sollte abgekartet haben, wie er sich hinter den Vorhang verstecken, und meine Patronen mit dem Polizeylieutenant, der mehr Mittel hätte, ihnen zu widerstehen, zusammenhetzen könne. Nachdem alles so verabredet war, so reiste er ab, und schrieb hierauf an den Herrn de la Croix folgenden Brief von Chevilly datirt, worin seine Spiegelfechterey stark in die Augen fällt. Ich habe ihn vom Original, das in meinen Händen ist, abgeschrieben.

Mein Herr!

„Ich habe fünf und zwanzig Meilen weit von „Paris Ihren Brief erhalten. Noch vor meiner „Abreise hatte ich einen neuen Weg zum Besten „des Herrn von Latüde bey Herrn le Noir „eingeschlagen. Es hat mich gedünkt, er wäre „nicht abgeneigt, ihm seine Freyheit zu schenken, „wenn er gute Bürgen finden würde. „Ich glaube, ich habe Ihnen bey unserer letztern „Zusammenkunft schon gesagt, daß die Personen, „die sich mit diesem Gefangenen belästigen wollen, „zu dem Herrn Polizeylieutenant gehen können, der ihnen dann seine Gesinnungen „zu wissen thun wird. Ich schreibe an den Herrn „von Lamoignon, daß er seine Fürsprache mit

der meinigem verbinden möge, und ich habe alle Hofnung, daß es nicht ohne gute Wirkung seyn werde. Blos aus Menschenliebe habe ich mich für diesen Unglücklichen verwendet, und werde es, wenn Sie es für nöthig finden, noch ferner thun. Nehmen Sie von neuem meinen Dank hin, für alle Ihre Aufmerksamkeit und gutes Benehmen. Ich bin ꝛc.

von Sartines.

In diesem Briefe lag eine Schlinge verborgen, die man leicht entdecken konnte. Diesen Despoten war ungemein viel daran gelegen, daß sie erfuhren, wer die Personen wären, die sich meiner annähmen, damit sie daraus abnehmen könnten, bis auf welchen Grad sie niederträchtig und kriechend, oder übermüthig und grob seyn dürften, je nachdem selbige mehr oder weniger mächtig wären. Dieses war gerade das, wovor der Frau Legros gleich vom Anfange an bange war; nicht als ob sie eine Anwandlung von Kleinmüthigkeit einen Augenblick hätte zurückhalten können; denn eine dergleichen Frau kennt keine Furcht: sondern, je mehr unsern Feinden daran gelegen war, ihre Gegner vor sich zu haben, um so viel nothwendiger war es, daß meine Patronen verborgen blieben, damit sie ihre Streiche desto sicherer führen konnten. Sie versammelten sich in dem

Augenblick, da Herr de la Croix obigen Brief empfangen hatte; und es wurde für gut befunden, daß die Frau Legros in den Polizeyhof ginge: man durfte sich von der Begnadigungscommission nichts mehr versprechen, und mußte also meine Widersacher öffentlich angreifen. Man mußte ihnen allen Vorwand benehmen, und sie durch Muth und Standhaftigkeit in die Enge treiben.

Alle gute Freunde meiner großmüthigen Befreyerin, alle ihre Anverwandte suchten sie, sobald sie von ihrem Vorhaben unterrichtet waren, durch vereintes Zureden abzuhalten, daß sie sich nicht dem Herrn le Noir in die Hände lieferte: sogar einige von meinen Patronen, denen vor der Gefahr, der sie sich aussetzte, bange war, riethen ihr ab. „Sie machen sich unglücklich," sagte man zu ihr, „und können ihm doch nicht helfen." — Sie blieb aber unerschütterlich. Sie bat sich blos aus, daß man sie nicht verlassen möchte, wenn sie etwa nicht mehr zum Vorschein kommen sollte, und zu aller Vorsorge, nahm sie einen Chateletsprokurator, Namens Moreix, mit sich. Der Herr Cardinal bat sich auch aus, daß sie ihm die Stunde, da sie diesen gefahrvollen Schritt thun würde, wissen ließe, damit er alsdann auf alle Handlungen des Polizeylieutenants ein wachsames Auge habe, und ihm nicht Zeit lasse, einen bösen Streich

zu begehen, wovon ihn vielleicht nichts als so viele Vorkehrungen abhalten würden.

Der zu diesem Besuche ausgesetzte Tag erscheint. Sie geht in den Polizeyhof. Wir wollen sie nun selbst hören, denn sie hat mir diese ganze Unterredung in die Feder dictirt. Sie geht in den Audienzsaal, Herr le Noir wird sie gewahr, er geht von seiner zahlreichen Gesellschaft weg, kommt zu ihr, nimmt sie bey der Hand, und führt sie in sein Cabinet.

Herr le Noir. Madame, der Mensch, für den Sie sich verwenden, ist verrückt; und Sie rennen in die größte Gefahr, wenn Sie sich um seine Freylassung bemühen.

Frau Legros. Nein, mein Herr, er ist nicht verrückt, und ich denke nicht, daß ich mich einer Gefahr aussetze, wenn ich einem ehrlichen Manne seine Freyheit zu verschaffen suche.

le Noir. Kennen Sie ihn?

Legros. Schon seit zwey Jahren gehe ich damit um, seine Bande zu zerreißen. Ich habe seine Vertheidigung nicht eher übernommen, als bis ich mich nach allen möglichen eingezogenen Erkundigungen überzeugt habe, daß er kein Verbrechen begangen hat. Ich werde ja hoffentlich keines begehen, wenn ich mich eines Unschuldigen annehme.

le Noir. Aber, Madame, ich kann's Ihnen beweisen, daß er verrückt ist: er ist zu Vincennes durchgegangen.

Legros. Noch dazu zweymal, ganz richtig; ich hätte aber nicht geglaubt, daß man daran einen Verrückten erkennen könne.

le Noir. Man muß niemals aus einem Gefängnisse entweichen.

Legros. Ich denke doch, daß Sie an seiner Stelle sich würden glücklich geschätzt haben, wenn Sie es auch hätten so machen können.

le Noir. Der Mensch hatte nichts, wie man ihn in Verhaft genommen hat.

Legros. Ich dächte nicht, daß dieß ein Verbrechen wäre; Armuth ist kein Laster. Aber über dieß alles, so beweist seine Flucht aus der Bastille nicht, daß er nichts gehabt hat. Sicherlich hat man ihm in diesem Gefängnisse nicht Wäsche gegeben, daß er daraus funfzehnhundert Fuß lange Seile drehen, und dann durchgehen solle. Ich denke auch nicht, daß man aus dieser Arbeit einen sehr überzeugenden Beweiß von seiner Narrheit hernehmen werde.

le Noir. Es ist nicht wahr, daß er aus der Bastille entflohen ist.

Legros.

Legros. Er ist daraus entflohen, mein Herr; belieben Sie nur im Protocoll von der Bastille nachzusehen: Sie werden finden, daß ich Sie nicht hintergehe.

le Noir. Ich sag's Ihnen, Madame, er ist nicht von der Bastille entflohen.

Legros. Ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß er daraus entflohen ist: dieser Mann hat mir noch nie ein Wort gesagt, das nicht genau zugetroffen hätte; er hat mich hierin nicht anführen können.

le Noir. Nun dann, wenn Sie doch darauf bestehen, so muß ich Ihnen wohl beweisen, daß er nicht von der Bastille entflohen ist.

Legros. Herzlich gern.

Er klingelt, und läßt sich durch einen Sekretair das Paket von meinen Schriften bringen; er liest, Frau Legros geht hinzu, und sieht auch hinein. Das erste Papier, das ihm in die Hände fällt, ist überschrieben: Note von seinen Fluchten, und weiter unten: Entweichungen aus Vincennes; darunter: Entweichung aus der Bastille. Er suchte nicht weiter nach, wendete sich zur Frau Legros und sagte ganz freundlich:

Herr le Noir. Sie haben Recht. Aber was wollen Sie mit dem Manne anfangen, wenn ich ihm seine Freyheit schenke? Er hat kein Vermögen.

Frau Legros. Ich hatte nur einen einzigen zärtlich geliebten Sohn; dieser ist mir zu meinem Leidwesen noch nicht lange gestorben. Er soll mich wegen dieses Verlusts trösten, und seine Stelle vertreten.

le Noir. Sie haben also wohl Vermögen, daß Sie eine so beträchtliche Last auf sich nehmen können?

Legros. Nein, ich habe nichts.

le Noir. Wer sind Sie denn eigentlich?

Legros. Mein Mann giebt sich mit Privaterziehungen ab, wir sind unser zwey, und wenn Sie mir meine Bitte gewähren, so sind's unser drey.

le Noir. Aber das Gewerbe Ihres Mannes bringt ja nicht so viel ein, daß Sie noch so einen Mann halten können.

Legros. Es geht freylich schmal bey uns her; doch habe ich noch von niemand etwas verlangt, und hoffe es immer so zu halten.

le Noir. Ich habe ihm schon 1777 seine Freyheit geben lassen. Und zwey und zwanzig Meilen von hier hat man ihn wieder festsetzen müssen. Den

ganzen langen Weg hat er nichts als tolle Streiche gethan. *)

Legros. Man hat Ihnen nicht wohl berichtet, mein Herr. Er ist drey und vierzig Meilen von Paris arretirt worden, wie er aus der Auxerrer Kutsche stieg, und vermuthlich hatte man sich nur eingebildet, er werde tolle Streiche machen; denn während dem er zu Wasser reiste, so ließ man von Paris aus, einen Polizeybedienten auf der Post abgehen, der ihn bey Ankunft der Kutsche arretirte, und nach Bicetre brachte, wo er im Kerker bey Wasser und Brod gesessen ist, ohne daß man ihm jemals gesagt hätte, warum man so hart mit ihm verfahre. — Wenn er verrückt ist, so ist der Kerker nicht der Ort für ihn; es giebt noch andere Häuser, wo man dergleichen unglückliche Leute aufheben kann.

le Noir. Wie haben Sie ihm denn alle seine Patronen verschaffen können?

Legros. Mit Muth und Standhaftigkeit kann man alles ausrichten.

le Noir. Wie haben Sie ihn denn kennen lernen? wie sind Sie zu seinen Papieren gekommen?

Legros. Erlauben Sie, daß ich dieses bey mir behalte; ich bin deswegen nicht zu Ihnen gekommen.

*) Damals war also nicht mehr die Rede von dem vorgeblichen Diebstahl mit Bedrohen.

le Noir. Ich sag's Ihnen noch einmal, nehmen Sie sich in Acht. Wenn ich ihm seine Freyheit gebe, so wird er Ausfälle begehen, und dann sind Sie in großer Gefahr.

Legros. Ich bitte mir's zur Gnade aus, lassen Sie mich in diese Gefahr rennen.

le Noir. Warum hat man sich denn immer gescheut, hieher zu kommen? An mich mußte man sich ja wenden.

Legros. Das ist auch das erste, was ich gethan habe. Ich habe mich nicht gescheut; man hat sich nicht zu scheuen, wenn man etwas Gutes thut. Der Herr Vicomte de la Tour du Pin hat die Gütigkeit gehabt, zweymal mit Ihnen von der Sache zu sprechen, und Sie haben ihm allezeit zur Antwort gegeben, daß es königlicher Befehl wäre, und daß Sie nichts dabey thun könnten.

le Noir. Herr de la Tour du Pin hat niemals mit mir davon gesprochen.

Legros. Er hat mir's so gesagt, und ich habe es geglaubt. Wenigstens ist doch Herr von Lamoignon unzähligemal bey Ihnen gewesen, und hat um die Freylassung dieses Unglücklichen gebeten, und Sie haben die Gütigkeit gehabt, und es ihm versprochen.

le Noir. Ich habe den Herrn von Lamoignon in meinem Leben nicht gesehen.

Legros. Es ist doch sonderbar, daß ein Parlementspräsident eine Frau ohne Vermögen und ohne Stand so zum Besten sollte gehabt haben. Wenn er diesem Unglücklichen nicht hätte helfen wollen, so hätte er mich für das, daß ich ihm so lange und oft beschwerlich gefallen bin, mit Einem Worte abfertigen können. Ganz gewiß haben Sie vergessen, wie dringend er Sie gebeten hat.

le Noir. Kurz, Madame, Sie wollen die Loslassung dieses Mannes; nehmen Sie sich in Acht —

Legros. Das ist die größte Gnade, die Sie mir anthun können.

le Noir. Weil Sie es denn so haben wollen, so muß ich wohl Ihren Willen thun. Vorher aber muß ich mit Herrn Amelot davon sprechen.

Legros. Herr Amelot wird nichts dagegen haben, wenn man ihn nicht erst wieder gegen diesen Gefangenen aufhetzet. Ich weiß, daß er's schon vor'm Jahr zufrieden gewesen wäre, wenn man ihn losgelassen hätte.

le Noir. Kommen Sie künftige Woche wieder, so will ich Ihnen seine Antwort sagen.

So lief dieser Besuch ab. Man sieht daraus, wie diese einfältige aber herzhafte Frau niemals den

Respekt aus den Augen setzte, den sie einem Beamten schuldig war, von dem sie Gerechtigkeit verlangte, wie sie aber auch durch einen edlen und unerschrockenen Ton sogar denjenigen die Tugend zu respektiren zwang, der dieselbe am wenigsten kannte.

Frau Legros rennt zu allen unsern Patronen, sie erwarteten sie, und waren vor Furcht schon ungeduldig. Sie erzählt ihnen diese Conferenz mit den kleinsten Umständen, und setzt sich sogleich hin und schreibt sie auf, damit sie sich zu aller Zeit daran erinnern, und es Andern erzählen könnte.

Sie findet sich zur bestimmten Zeit wieder bey Herrn le Noir ein.

le Noir. Gehen Sie zu Herrn Martin, er wird Ihnen Herrn Tristans Note lesen lassen.

Legros. Erlauben Sie, mein Herr, Sie haben mich hieher bestellt, um mich des Ministers Antwort wissen zu lassen: Sie haben sicherlich wegen unserem Gefangenen mit ihm gesprochen: denn Sie haben mir ja versprochen, daß Sie es thun wollen, und nicht, daß Sie mich Herrn Tristans Note wollen lesen lassen.

le Noir. Ja, ich habe mit dem Minister gesprochen; gehen Sie nur zu Herrn Martin: Sie müssen sich dort verpflichten, wie Sie vor Herrn Latüde haften wollen, und daß er niemals schreibe.

Man kann sich vorstellen, wie gern sich's Frau Legros gefallen ließ, zu Herrn Martin zu gehen. Er wohnte im Polizeyhof, und einer von des Polizeylieutenants Sekretären führte sie zu ihm. Sie tritt hinein, und das erste, so ihr in die Augen fällt, sind zwey Ausreiter, die um ihn stehen. Nun glaubte sie, sie sey verloren, und das noch mehr, wie sie Herr Martin mit einem groben und stolzen Schreiberston anfuhr. Sie läßt sich jedoch nicht aus ihrer Fassung bringen, und sagt ihm mit einem Ton, den sie so hoch spannte, daß Herr Martin immer zurückbleiben mußte, weswegen sie gekommen sey.

Herr Martin. Ihr Gefangener ist weiter nichts, als ein Narr.

Frau Legros. Ich bin sehr überzeugt, daß er das nicht ist.

Martin. Und ich sag's Ihnen, daß er ein Narr ist.

Legros. Und ich, ich sag's Ihnen, daß er das nicht ist.

Martin. Madame, zwingen Sie mich nicht, daß ich rede.

Legros. Reden Sie, ich kann noch antworten. — Zum Ueberfluß, seit wenn kennen Sie den Herrn

von Latude? Haben Sie ihn gesehen, haben Sie mit ihm gesprochen, daß Sie behaupten können, er sey ein Narr?

Martin. Ich hab' ihn in meinem Leben noch nicht gesehen; aber seit acht Tagen weiß ich, wie es um ihn steht.

Legros. Seit acht Tagen? und ich, ich kenne ihn seit zwey Jahren.

So wie meine Freundin sprach, so kam der Schreiber nach und nach von seinem Ton herunter; er wurde darauf artig, und zuletzt fast zärtlich. Herr Martin wollte noch einige Einwendungen machen: er stellte der Frau Legros vor, warum sie sich so in Gefahr begeben wolle; sie sagte ihm aber, daß sie blos gekommen sey, um Caution zu stellen. Er stellte ihr ein Formular zu, welches sie ihm den andern Tag von ihr und ihrem Manne unterschrieben wiederbrachte. Er versicherte sie endlich, daß der Polizeylieutenant in vierzehn Tägen mit seiner Arbeit fertig seyn würde, und daß er ihr alsdann wieder Nachricht davon geben wolle.

Während den darauf folgenden drey Wochen suchte sie unzählige Mal bey Herrn Amelot vorzukommen, um die Sache zu betreiben; es war allezeit umsonst. Endlich wieß man sie an seinen ersten

Schreiber Robinet, der ihr sagen sollte, wie die Sache stehe. Sie rennt in seine Schreibstube und meldet sich. Dieser Schreiber sah sie aber trotzig an, und seine ganze Antwort war: „Herr von Latude „wird nimmermehr loskommen."

Meine nur zu zärtliche Freundin kam bey diesem Worte außer sich. Es war ein Donnerschlag für sie. In ihrem Leben, sagte sie, habe sie nichts so grausames empfunden, und etliche Monate lang hatte sie ein Zittern in allen Gliedern, das ihr der Schreck verursacht hatte. Sie war damals in dem vierten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie läuft und rennt voller Bestürzung und Betäubung, und weiß nicht, wohin sie sich wenden soll. Sie geht in den Palast des Kardinals von Rohan. Dieser gefühlvolle Mann erschrack über ihren Zustand, hieß sie niedersetzen, sprach ihr zu, und da er ihr mit seinem Ansehen, das beynahe nichts mehr galt, nicht dienen konnte, so bot er ihr alle Hülfe an, die sie sonst benöthigt seyn möchte.

Er drang mehr als jemals darauf, daß sie seinem gegebenen Rathe folgen, und sich nach Patronen umsehen solle, welche die Königin bewegten, daß sie sich meiner annähme. Frau Legros schüttet ihre Wehmuth und ihren Jammer bey meiner verehrungswürdigen Minerva aus. Sie seufzen unter einan-

der über diesen abscheulichen Haufen von Niederträch-
tigkeiten und Verbrechen. Was ist zu thun, wie
soll man so erhabne Feinde überwinden? Frau Le-
gros besinnt sich, daß Herr Robinet ihr im Weg-
gehen gesagt habe, sie solle zur Gräfin von Sabran,
an die Herr Amelot geschrieben hätte, gehen.
Diese Dame war eine gute Freundin von meiner
Minerva, und hatte sich auch schon für mich verwen-
det. Sie gehen also beide zu ihr. Sie hatte wirk-
lich vom Minister einen Brief erhalten, der folgen-
des sagte:

„Ich habe alle Papiere Ihres Clienten dem
„Könige vorgelegt; Seine Majestät haben sie
„untersucht und gesprochen: daß dieser Ge-
„fangene verrückt, und gefährlich für den
„Staat sey, und daß er ihm niemals seine
„Freyheit bewilligen könne."

Dieß war ein schrecklicher Schlag! Meine bei-
den unerschütterlichen Beschützerinnen waren darüber
bestürzt, ließen aber doch ihren Muth nicht sinken.
Glücklich wären sie noch gewesen, wenn sie ihre
Kräfte zu sonst nichts nöthig gehabt hätten, als die-
sen Schlag zu ertragen, und Mittel ausfindig zu ma-
chen, wie sie ihnen ausspariren könnten; allein sie wa-
ren gezwungen, sie zu ihrer eigenen Vertheidigung zu
gebrauchen. Bis hieher hatte man es dabey bewen-

den lassen, daß man sich über den Muth und Eifer der Frau Legros blos aufhielt; nun aber mußte sie noch viel heftigere Kämpfe aushalten. „Dieser Mensch ist also ihr Liebhaber,“ sagte beständig eine Menge Leute, die über ihren Eifer erstaunten, und ihn auf keine andere Art zu erklären wußten. Für sie also war das Laster zu allem fähig, und sie konnten nicht begreifen, daß die Tugend auch nur einer einzigen Anstrengung fähig wäre.

Wie viele Gänge*) machte diese großmüthige Frau damals nicht! Die meisten unserer Patronen fingen an kaltsinnig zu werden, ihr Eifer ließ nach, so wie sich die Schwierigkeiten vermehrten, und der Groll meiner Feinde wirksamer wurde, sich mehr offenbarte, und den Widerstand gefährlicher machte. Frau Legros war beständig an ihren Thüren, suchte die Einen zu rühren, die Andern in ihren guten

*) Es wird nicht unnütz seyn, wenn wir hier einen Begriff von allen diesen Gängen geben. Von den Personen, welchen sie am meisten ihren Eifer einzuflößen nöthig hatte, wohnte die eine an der Greneller Barriere, am Bernhardsthor, die andern in der Thurmstraße, Brunnenstraße, beym Tempel, in der Glasstraße, beym Feigenbaum, ꝛc. Und zu gewissen Zeiten ging diese erstaunenswürdige Frau alle Tage zu diesen Personen nach Montmartre, und oft ging sie wieder zurück, wenn sie dieselben nicht angetroffen hatte.

Gesinnungen aufzumuntern, schmeichelte der Eitelkeit des Einen, sicherte dem Andern die Gnade eines mächtigen Mannes zu: bald war's ein Gang, bald ein Brief, den sie verlangte. Durch ihr Ueberlaufen zwang sie das heraus, was sie auf keine andere Art erhalten konnte. Madame D** ging in Gesellschaften, und unterhielt in ihrem Hause selbst zahlreiche Gesellschaften, sprach beständig von mir und von meinem Unglücke, zwang empfindliche Personen zum Mitleiden, und gleichgültige zum Erstaunen. Sie wollte wenigstens sich mit dem Urtheil der Welt waffnen, dasselbe meinen Feinden entgegensetzen, und sie dadurch zu Boden schlagen.

Herr de la Croix ließ es seinerseits nicht weniger an Eifer und Fleiß ermangeln. Herr von Sartines war so niederträchtig, und verlangte von ihm sein Ehrenwort, daß er zu meinem Besten nicht gegen ihn schreiben wolle. Dieser hochachtungswürdige Mann sah wohl ein, daß, wenn er ihm dieses abschlüge, er dadurch unter die Zahl seiner Feinde gezählt werden, und alsdann die Gewalt, die er über ihn hatte, verlieren würde. Er hatte ihm also sein Wort gegeben, damit er sich dadurch das Recht vorbehalte, mit ihm zu sprechen, und ihn über lang oder kurz zu nöthigen, daß er sich davor fürchte. Allein er hatte ihm nicht versprochen,

daß er mich verlassen, und dem Triebe seines Herzens widerstehen wolle, der ihn bewog, einem Unglücklichen beyzustehen, und ihn zu rächen. Was Herr de la Croix also nicht thun durfte, dazu bot sich einer von seinen Collegen an, der eben so tugendhaft, eben so hochachtungswürdig als er ist, der Muth genug hat, so wie er, der Gefahr, die mit der Vertheidigung eines Unglücklichen gegen Mächtige verbunden ist, zu trotzen; nämlich Herr von Comeyras, sein Freund, und der werth war es zu seyn. Frau Legros ging zu ihm, erzählte ihm alle meine Begebenheiten. Wie er die Beylagen, welche die Wahrheit einer jeden Sache attestirten, sah, so ward er aufmerksam, zweifelte aber doch noch. Er wollte mich sehen, und aus meinem eignen Munde eine so erstaunenswürdige Geschichte hören; er wollte sich überzeugen, daß meine Existenz keine Chimäre wäre, und daß meine Geisteskräfte noch nicht alle erschöpft wären. In einem heiligen Unwillen gegen meine Feinde entbrannt, schwur er, ihre Gewaltsamkeiten aufzudecken, und das Leben zu lassen, wenn's seyn müßte, um mich der Wuth meiner Feinde zu entreißen. Er setzte eine Schrift auf, die er im Begriff war, herauszugeben. Allein er wurde, wie ich weiter oben schon angeführt habe, durch Verordnungen verhindert, denen er sich vermöge seines Amts unterwerfen mußte. Ein Advokat konnte

nicht zum Besten eines Gefangenen schreiben, der unter einer lettre de cachet verhaftet war! Der Despotismus unterfing sich, auch seine Verrichtungen zu beschimpfen, indem er ihn diesem infamen Gesetze unterwarf. Die Gerechtigkeit war taub, und alle ihre Werkzeuge stumm, sobald ein Unglücklicher den Haß eines Ministers oder einer seiner Knechte auf sich geladen hatte.

Herr von Comeyras sah sich also voller Verdruß gezwungen, die Blätter seiner Schrift, die zum Druck bereit lag, zu zerreißen. Er wußte aber diesem Gesetz, das ihn zum Stillschweigen verdammde, auszuweichen. Man machte eine große Menge Abschriften von dieser Schrift, theilte sie aller Orten aus, jedermann las sie, jedermann wurde aufgebracht. Meinen Feinden war nicht wohl bey der Sache, da sie dieses Bündniß gegen mich formiren sahen, in welches die angesehensten Personen traten, und welches von Tag zu Tage sich weiter ausbreitete, und sahen nur einen Weg vor sich, durch welchen sie sich aus ihrer Verlegenheit ziehen konnten. Es war der, den sie schon öfters gegen mich eingeschlagen hatten, und der ihnen ohne Zweifel geläufig worden ist; sie bürdeten nämlich dem Unglücklichen, den sie stürzen wollten, Verbrechen oder Thorheiten auf.

Sie dichteten mir, ich weiß nicht was für einen tollen Brief an, den sie an den König addressirten,

in welchem sie mich sagen ließen, daß man ihn vergiften wollte, und daß schon alle Brunnen zu Paris und zu Versailles vergiftet wären. Meine Freunde und Gönner erfuhren den Augenblick diesen tollen Streich, den die Minister aussprengen und glaublich machen ließen. Frau Legros rennt nach Bicetre; das Wetter war schlecht, der Koth, der Regen konnte sie nicht aufhalten. Sie kommt in einem abscheulichen Aufzuge daher; Kleider und Schuhe waren zerfetzt und zerrissen. Mir wurde angst und bange, als ich sie sah; ich konnte mir vorstellen, daß sie nicht ohne wichtige Ursachen gekommen wäre. Ich frage sie, ich dringe in sie; sie antwortet mir nicht; sie sieht mir unruhig ins Gesicht; sie giebt auf meine Fassung Acht, und scheint erstaunt zu seyn, daß sie mich nicht wahnwitzig sieht. Endlich fängt sie an, und hält mir das Unrecht vor, das ich allen meinen Gönnern angethan hätte, indem ich ihnen nichts von dem Brief gesagt, den ich geschrieben hätte. Bey diesem Wort fuhr ich auf, und sagte, ich würde diesen Mangel des Vertrauens als ein Verbrechen ansehen; ich beklagte mich, daß sie mir dasselbe nur einen Augenblick zutrauen könnte; ich betheure, daß ich nichts geschrieben habe, ich schwöre, und lege einen Eid ab. Der Ton, in welchem ich sprach, ist ihr auffallend, und beruhigt sie wieder; allein sie

geräth von neuem in Erstaunen. Man muß also meine Feinde dieses abermaligen Bubenstücks beschuldigen. Sie entsetzt sich vor diesem Gedanken, und kann es gar nicht glauben. Alles, was sie in der Geschichte von den Unternehmungen der Tyranney und von den kühnsten Verbrechen gelesen hatte, das konnte sie noch nicht überzeugen, daß ein Mensch einer solchen niederträchtigen und barbarischen Grausamkeit fähig seyn könnte. Halb fürchtet sie, ich möchte diese Thorheit begangen haben, und halb entsetzt sie sich über dieses Beginnen meiner Feinde. Sie behielt jedoch soviel Gegenwart des Geistes, daß sie mich nicht durch Erzählung des Vorgangs niederschlug. Sie geht wieder zurück, und bittet den Herrn von Comeyras, sie aus dieser Ungewißheit zu reißen. Anstatt ihr sie zu benehmen, wurde er vielmehr selbst ungewiß; er will selbst urtheilen, und trauet kaum seinen eignen Augen. Er kommt nach Bicetre, und bald ist er von meiner Unschuld überzeugt. Nun schont er nichts mehr; er folgt blos seinem Unwillen; er macht diesen letzten Zug meiner Verfolger bekannt; er fordert sie auf, diesen Brief vorzuzeigen, und sich zu unterstehen, mir es ins Gesicht zu zeihen, und mir wenigstens das Recht zu lassen, daß ich mich vertheidige.

So

So viele Beschwerden brachten endlich die Wirkung hervor, die meine zahlreichen Anhänger erwarteten; allein mein unglückliches Schicksal hatte noch nicht aufgehört, mich zu verfolgen. Frau Legros brachte es endlich dahin, daß eine von meinen Schriften, so wie der Herr Kardinal es ihr anbefohlen hatte, der Königin überreicht wurde. Man las sie ihr vor, und schon fing sie an über mein Schicksal zu seufzen; sie wurde gerührt, und es gewann das Ansehen, als ob sie geneigt wäre, zu befehlen, daß man eine Aenderung mit mir treffe. Zu der nämlichen Zeit tritt ein Hofmann hinein, und nachdem er einen Augenblick zugehört hatte, so sagte er, daß diese ganze Schrift nichts als ein Gewebe von lächerlichen Lügen wäre, und daß der Held dieses Romans eine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte, die er nicht verdiente.

Bey diesem Worte ließ der Vorleser die Schrift aus der Hand fallen, niemand wollte mehr weiter etwas davon hören. Man sprach nicht weiter davon.

Ich habe denjenigen, der diesen Ausspruch gethan, noch nicht genennt: wenn ich ihn eher namhaft gemacht hätte, als ich ihn rechtfertigen konnte, so hätte ich befürchtet, man möchte ihn den Unwillen entgelten lassen, den dieser für mich so verderblich gewesene Zug verursachte. Ich kann dem Herrn von Con-

flans allerdings schuld geben, daß er durch dieses vielleicht zu leichtsinnige Wort mein Leiden verlängert hat; aber zu gleicher Zeit gereicht es mir zu einem Vergnügen, hiedurch bekannt zu machen, daß sein Herz an diesem Versehen keinen Antheil hatte. Möchte doch seine bezeigte Reue und sein Eifer, mit welchem er den Schaden wieder gut zu machen suchte, allen denen zur Lehre und Warnung dienen, die sich oft in dem nämlichen Falle befinden!

Dieser Streich war vielleicht der allerschlimmste in seiner Art, der mir wiederfahren konnte. Wie konnte man noch die Aufmerksamkeit der Königin mit Erzählung von Abentheuern ermüden, die man für Fabeln ausgab? Wie konnte man den König von seiner vorgefaßten Meynung abbringen, da er verboten hatte, weiter mit ihm von meiner Sache zu sprechen? Und wenn es unmöglich war, bis zu den Füßen des Throns vorzudringen, wie wollte man zu den Zugängen gelangen, von denen meine Feinde mich so geflissentlich und mit so leichter Mühe entfernt hielten?

Die immer unermüdete Frau Legros rennt zum Herrn von Conflans. Sie war damals am Ende ihrer Schwangerschaft. Sie wird vorgelassen, und bespricht sich mit ihm wenigstens drey Stunden lang. Sie erzählt ihm alle meine Unglücksfälle; er

will's nicht glauben: sie bringt ihre Beweise vor, er zweifelt noch: sie benimmt ihm seinen Zweifel, und bringt ihn endlich zu Rechte. Er wird von meiner Unschuld und von seinem Unrecht überführt, er verspricht den verursachten Schaden wieder gut zu machen, und er verspricht's als ein großmüthiger und gutherziger Mann. Er lobt und bewundert den Muth und die Tugend meiner Freundin. Ob sie gleich durch das lange, immer eifrige und zuweilen sehr lebhafte Reden abgemattet war, so rennt sie doch noch zu dem Herrn von Comeyras, der hierauf gleich dem Herrn von Constans alle die Sachen, Umstände und Beweise, welche Frau Legros vorgebracht hatte, bekräftigt.

Es ging damals eine Veränderung im Ministerium vor, wovon sich meine Freunde viel Gutes versprachen. Herr Amelot war von meinen Verfolgern hintergangen worden; es konnte seyn, daß Herr von Breteuil, sein Nachfolger, noch nicht wieder eingenommen wäre: und man entschloß, mehr Thätigkeit zu meiner Vertheidigung bey ihm anzuwenden, als man gegenseits wohl nicht zum Angriff auf mich anwenden würde. Dieß war aber nicht die einzige Hofnung, die zu selbiger Zeit meine großmüthigen Vertheidiger übrig hatten.

Sie hatten noch eine Dame angeworben, die noch mächtiger durch ihre wirksame Wohlthätigkeit

als durch ihr Ansehen war, oder vielmehr, die ihr Ansehen blos ihrer Tugend, und der Ehrfurcht, die sie einzuflößen wußte, zu verdanken hatte. Als Madame Necker von meinen Unglücksfällen und ihrer Ursache, und besonders von dem Eifer und dem Muthe meiner Freundin unterrichtet worden war, so wurde sie wechselsweise von Erstaunen und von Mitleid hingerissen; sie fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, dem Einen Hülfe zu leisten und die Andere zu bewundern. Diese zweyfache Gesinnungen äußerte sie in ihrem langen und ununterbrochenen Briefwechsel, den sie hierüber mit Frau Legros unterhielt, und den ich in meinen Händen habe.

Verzeihen Sie, tugendhafte Frau, meinen Aufwallungen, die ich vergeblich zu unterdrücken mich bemühen würde. Sie wollten unbekannt bleiben, Sie wollten, daß ich nicht wissen sollte, wem ich meine Freyheit, mein Glück und mein Leben zu verdanken hätte. Ach! Sie suchten vergeblich jene wohlthätigen Neigungen vor den Augen der Welt zu verbergen, vermöge welcher Sie Ihr Glück nur darin suchen, Andere glücklich zu machen, und das verborgen zu halten, was Sie für sie thun. Nein, nein, man muß alles erfahren, was ein so thätiges Mitleiden in einem so gefühlvollen Herzen vermag; man muß wissen, daß Sie so viele Elende unterstützten,

als Sie wahrhaft Elende fanden, und daß Sie die Furcht Undankbare zu machen, oder der Verdruß solche gefunden zu haben, nie hindern konnten, Gutes zu thun; ich muß den Bewegungen meines Herzens folgen. Wenn es süß ist, Dankbarkeit einzuflößen, so ist es für denjenigen, der den Werth der Wohlthaten fühlet, ein Bedürfniß, die seinige auslassen zu können.

Es ist mir nicht erlaubt gewesen nachzuforschen, was für Federn Madame Necker habe springen lassen, was für Mittel sie sich bedienet, um endlich den Befehl zu meiner Loslassung auszuwirken, welches sehr schwer gehalten hat. Sie hat es sogar denjenigen, welche das ihrige mit beygetragen haben, zu einer Pflicht gemacht, sich nichts verlauten zu lassen. Sie hat aber wohl in ihren Briefen von den Schwierigkeiten, die ihr im Wege standen, reden und sogar sich merken lassen müssen, daß sie sich vielen Verdrüßlichkeiten aussetzte, indem sie mir diente. Was für eine bewundernswürdige Gutherzigkeit gehörte nicht dazu, wenn man zum Besten eines Unglücklichen, der in ihren Augen keine andern Ansprüche, als sein Unglück haben konnte, sich nicht an so viele Hindernisse kehren wollte?

Möchte ich doch alle jene Briefe anführen und dadurch das süße Vergnügen verlängern können, welches man empfindet, wenn man diese so zärtliche, so

schöne Seele sich selbst, ohne es zu wollen, ohne daran zu denken, schildern, und sich nur damit beschäftigen sieht, wie sie sich dem Anblick Aller entziehen könnte! Allein, soll ich ihr ihre Wünsche versagen, und die meinigen befriedigen? Kann ich die Furcht, meine großmüthige Befreyerin zu beleidigen, dem Vergnügen, länger von meiner Dankbarkeit zu sprechen, aufopfern? Ich werde also aus ihren Briefen nur dasjenige anführen, was mir die Pflichten und Verbindlichkeiten, so sie mir auferlegt, vorhält, und besonders, was ihre gerechte Bewunderung über die Frau Legros ausdrückt. Die rührende Achtung dieser verehrungswürdigen Dame ist gewiß für meine Freundin der süßeste Lohn ihrer Tugenden, und das Glück. Gesinnungen, die ihnen beiden Ehre bringen, bekannt machen zu dürfen, wird für mich die vornehmste Pflicht.

Ehe noch Madame Necker sich von ihren Bemühungen einen guten Erfolg versprechen durfte, spricht sie schon in einer Menge von Briefen, die sie an meine Wohlthäterin geschrieben hat, mit dem zärtlichsten Antheil, von ihren Hofnungen und von ihren Besorgnissen: sie richtet alsdann ihr Augenmerk auf mich, und scheint alle meine Leiden mit mir zu fühlen. In ihrem Briefe vom 30sten December sagt sie:

„Die Strenge der Jahrszeit, die meine Ge„sundheit noch mehr angreift, macht, daß ich „mit Unruhe an die Kälte denke, die dieser Un„glückliche aussehen muß, und ich nehme mir „die Freyheit, noch einen Louisd'or beyzulegen, „um ihm dadurch einige Linderung zu verschaf„fen."

Selten waren ihre Briefe nicht mit einem dergleichen Geschenke begleitet.

Anfänglich konnte sie nichts weiter erhalten, als die Versicherung, daß ich in ein leidlicheres Gefängniß sollte versetzt werden. Dieses geschah damals, als meine Verfolger erwähntermaßen damit umgingen, mich für einen Narren auszuschreyen; sie verlangte, daß ich jenen Brief, welchen man mir schändlicher Weise untergeschoben hatte, schriftlich abläugnete. Sie sagte in einem Brief an Frau Legros:

„Ich habe mit einer sehr schmerzhaften Empfin„dung die Abläugnung des armen Latude, und „mit vielem Vergnügen Ihren vortrefflichen „Brief, wovon jeder Ausdruck mich wahrhaft „gerührt hat, gelesen. Erlauben Sie, daß „ich Ihnen von Grund meines Herzens dafür „danke. Ich hebe diese Abläugnung in der „schwankenden Hofnung auf, daß ich einigen „Gebrauch werde davon machen können."

Die Veränderung, welche im Ministerium vorging, gab ihr Hofnung: sie schreibt der Frau Legros vor, wie sie sich verhalten sollte, daß sie ihr wirksamer beystehen könnte. Endlich thut man mir zu wissen, daß ihre eifrigen Bemühungen mit einem glücklichen Erfolg gekrönt worden seyn. Sie meldet diese glückliche Neuigkeit eiligst meiner Freundin, *) sie ist mit ihr entzückt, und diese Empfindung, sagt sie, ist die erste, der sie sich überlassen könne. Bald aber machen sie einige Besorgnisse unruhig: sie theilt sie dieser zärtlichen und vernünftigen Frau mit:

„Bey der kräftigen Fürbitte, die ich eingelegt „habe, bin ich nicht ohne Unruhe wegen den „Folgen, den ein so sehr gewünschter Ausgang „der Sache haben könnte. Man befürchtet, „der Kopf dieses Unglücklichen möchte von allen „den Leiden, so er ausgestanden hat, angelau„fen seyn, oder er möchte durch seine Reden „oder durch seine Aufführung verursachen, daß „uns das Gute, so wir an ihm gethan, gereuete: „ich verlasse mich also in einer Sache, die wirk„lich wesentlich das Glück meines Lebens aus„macht, auf Ihre Klugheit; denn ich würde „persönlicher Ursachen wegen grausam leiden, „wenn man nach dem, was ich für den Herrn „von Latüde gethan habe, Ursache hätte, sich „über ihn zu beklagen.

*) In ihrem Brief vom 16. Februar.

„Da Sie geglaubt haben, ihm meinen Na-
„men im Vertrauen entdecken zu dürfen, und
„da Sie mir geschmeichelt haben, daß der An-
„theil, den ich an seinem Schicksal genommen
„habe, ihm Vergnügen machen würde, so be-
„schwöre ich Sie, daß Sie von ihm, als das
„einzige Merkmal der Zuneigung und der Dank-
„barkeit, die ich je von ihm zu fordern, Gele-
„genheit haben werde, verlangen, daß er al-
„les ihm angethane Unrecht gänzlich verzeihe,
„daß er über seine Verfolger ein gänzliches
„Stillschweigen beobachte, und überhaupt in
„allen diesen Punkten sich als Christ beweise.
„Dieß ist das einzige Mittel, wodurch er glück-
„lich werden kann, und für mich ist es ein we-
„sentlicher Umstand zu der Ruhe meines Ge-
„müths. In Ihre Hände, Madame, übergebe
„ich so wichtige Angelegenheiten, in dem voll-
„kommenen Vertrauen und in den hochachtung-
„vollen und geneigten Gesinnungen, die Sie
„mir eingeflößt haben. ꝛc.

Hat wohl die Tugend jemals eine liebenswürdi-
gere Sprache geführt? und muß man gerade der
Gegenstand dieser himmlischen Güte seyn, wenn
man diejenige, die dieselbe so auszudrücken und zu
fühlen weiß, verehren und anbeten soll? Laßt uns

fortfahren, ich kann den Ausbrüchen meines Herzens nicht länger widerstehen; und ich will mehr als einen Zwischenraum überspringen, um mich nur mit andern Stellen aus ihren Briefen zu beschäftigen, welche ich mir nicht untersagt habe anzuführen. Ohne Zweifel werden meine Leser eben so wie ich wünschen, daß diese merkwürdige Lektüre nicht unterbrochen werde.

Den 3ten April.

„Ihr Brief, Madame, hat mich sehr beruhigt;
„Ihre Tugenden und Ihr feines Gefühl setzen
„mich in Erstaunen, und entzücken mich, und ich
„glaube mich ganz auf Ihre Sorgfalt verlassen zu
„können. — — Ich bin so vergnügt über Ihrem
„Brief gewesen, Madame, daß ich ihn dem Mi-
„nister vorgelesen habe, der das Werkzeug der
„Vorsehung gewesen ist, durch welches Ihr Client
„seine Freyheit erhalten hat. — — Ich werde
„mich künftig bey den Gesinnungen, die er äußert,
„und bey denen, die Sie ihm einflößen, beruhi-
„gen."

Beständig redet sie von dem Verdruß, den ihr eine Indiskretion verursachen könnte. In einem andern Briefe vom 23sten April sagt sie:

„Ich vertraue Ihnen, Madame, meine Ange-
„legenheiten an. Ich glaube, daß Sie eben so

„viel Klugheit als Menschenliebe besitzen. Ich
„liebe das Beyspiel, das Sie allen reinen See-
„len gegeben, und es wird mir sehr angenehm
„seyn, Sie wieder zu sehen." — —

Sie war damals noch nicht so weit gekommen, daß
sie meine Feinde bezähmt, und ihrer Wuth einen
Zügel angelegt hatte — —

„Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie
„mir melden werden, was vorgehen wird; denn
„ich bin, ich muß es gestehen, in äußerster Un-
„ruhe, und ich kann Ihnen in allen Rücksich-
„ten nicht genug Vorsichtigkeit und Achtsam-
„keit, daß sie vor andern beobachtet werde, em-
„pfehlen."

In einem andern Briefe schreibt sie:

„Nach den Versicherungen, die Sie mir ge-
„ben, verlasse ich mich gänzlich auf die Diskre-
„tion, und das gute Betragen Ihres Clienten.
„Da er von einer Person von so lebhafter Tu-
„gend geleitet wird, so hoffe ich, daß das, was
„wir für ihn gethan haben, zu unserer Zufrieden-
„heit gereichen, und daß Gott ein Unternehmen
„segnen werde, das aus den reinsten Bewegungs-
„gründen der Religion und Menschenliebe ent-
„sprungen ist. Wenn Ihr Client in Freyheit
„gesetzt worden ist, so werde ich mir das Ver-

„nügen, ihn zu sehen, so wie jedes Benehmen, „wodurch ich verrathen werden würde, verbit- „ten müssen. Was Sie anbelangt, Madame, „so wird mir es allezeit zu einem wahren Ver- „gnügen gereichen, wenn ich Ihnen selbst die „innigste Hochachtung bezeigen kann, die Sie „mir eingeflößt haben.“ — —

Noch einige Stellen aus einem andern Briefe, und der soll der letzte seyn, von dem ich spreche:

„Es kann Ihnen, Madame, nicht mehr als „mich befremden, daß die Befreyung Ihres „Clienten bisher aufgeschoben worden ist, da „man sich schon vor drey Wochen positiv ver- „bindlich gemacht, und mir zugleich erlaubt hat, „ihm davon Nachricht zu geben. Ich kann „gar nicht begreifen, warum man nicht Wort „gehalten hat. — — — Ich zweifle in- „dessen nicht, daß unsre Hoffnungen nicht bald „sollten erfüllt werden. — — Ich werde die „Sache von neuem betreiben. Melden Sie „mir unterdessen, ob Ihr Client einige Geld- „hülfe nöthig hat. Es thut mir sehr leid, „Madame, daß Sie an meine Thüre gekom- „men sind, ohne zu mir hineinzugehen. Wenn „mir gleich meine überhäuften Geschäfte und „meine Gesundheitsumstände nicht erlau-

„den, mich lange mit Ihnen zu unterhalten,
„so wird es mir doch allezeit ein wahres Vergnü-
„gen seyn, eine halbe Stunde mit Ihnen zu-
„zubringen; mit einer Person, welche ich von
„Grund meines Herzens ehre und hoch-
„schätze." —

Madame Necker hatte mir angekündigt, daß sie nie einen Dank von mir annehmen würde, und niemals hat sie mir erlaubt, diesen harten Befehl aus den Augen zu setzen. Ich werfe mich also hiermit zum erstenmal vor den Augen der Welt zu ihren Füßen nieder. Vor diesen will ich meiner verehrungswürdigen Beschützerin meine Empfindungen ausdrücken, die ein so sanftes Vergnügen gewähren, und auf die man stolz seyn darf, wenn man sie für dieselbe empfindet. Was sage ich? ach! vielmehr vor den Augen der Welt muß ich mir eine Ehre daraus machen, daß ich mich zwinge, sie in meinem Herzen einzuschließen, und dem mir auferlegten Gesetze gehorche: meine Dankbarkeit möchte sie sonst an ihre Wohlthaten erinnern.

Laßt uns wieder zu mir in meinen Kerker hinab steigen, wo mich meine Feinde noch gefangen hielten! Ich habe mich von so vielen Abscheulichkeiten zu erholen gesucht, indem ich meine Augen so lange, als mir möglich gewesen, an den bezaubernden Ge-

mälden welche, die wir eben flüchtig durchgegangen haben. Der letzte Brief von der Madame Necker, den ich angeführt habe, erwähnt eines neuen Umstandes, der mich noch einmal zwingt, die Namen meiner beiden Tyrannen anzuführen, und ihre Wuth, die auch noch in den letzten Zügen thätig ist, zu zeigen.

Der Minister hatte den Befehl zu meiner Loslassung unterzeichnet. Er hatte selbst, wie sie sagt, die Madame Necker davon benachrichtiget, *und ihr* überlassen, daß sie es mir zu wissen thun ließe. Dem Gebrauch nach schickte man den Befehl in das Polizeyamt, von wannen man ihn den Gefangenen zukommen ließ. Ist es wohl begreiflich, daß Herr le Noir sich unterstanden, den meinigen sechs Wochen lang zurückzuhalten, daß man ihm etliche Mal die Ausfertigung desselben hat anbefehlen müssen, und daß ich ungeachtet dieses Befehls im Gefängniß geblieben, darin gestorben wäre, wenn Madame Necker die Sache nicht so eifrig und *muthig* betrieben hätte? Ey! hielten denn seine Collegen und er mich seit 35 Jahren nicht gegen alle Gesetze, Gerechtigkeit, und alles was die Menschen, die sich vergeblich auf meine Unschuld beriefen, heiliges haben, in der Gefangenschaft.

Endlich ist jedoch dieser abscheuliche Zeitpunkt verstrichen, endlich entreißt man mich ihrer Wuth, und

ihr Name wird von nun an mein Gedächtniß nicht mehr anstinken, noch den Ueberreſt meiner Geschichte besudeln. Endlich fallen meine Ketten ab; die fürchterlichen Thüren, die seit 35 Jahren über mir verschlossen waren, thun sich auf, und ich komme wieder unter Menschen. Man sagt mir's wenigstens, und ich glaube es. Ich eile in die Arme meiner Freundin. Dießmal ist meine Trunkenheit rein, nichts kann sie stören, nichts hält mich in meinem Entzücken auf. Doch ach! sie fühlt es mit mir, und bald werde ich gewahr, daß ihre bittern Thränen keine Freudenthränen sind. Ich glaubte auf dem Gipfel des Glücks zu seyn, und meine Unterdrücker haben es zu guter Letzt noch dahin gebracht, daß sie es mir versalzten, und mir blos einen betrügerischen Schatten davon ließen.

Ich bin nach Montagnac verwiesen, wo mich, wie ich schon oben erinnert, Elend und Verzweiflung erwarteten, ohne daß ich mich darüber hätte erklären und es beweisen dürfen. Der nämliche Befehl untersagt mir, Paris zu betreten, und zwingt mich, auf der Stelle nach Languedoc abzugehen, mich bey meiner Ankunft daselbst bey dem Polizeybeamten zu melden, der den gebieterischen Auftrag erhalten hatte, auf meine Aufführung ein wachsames Auge zu haben, und für mich zu haften. Wenn ich nach

Montagnac verwiesen worden bin, so darf ich keinen Schritt aus der Stadt thun, ohne die Bewilligung dieses Beamten, dem ich den kleinsten Spaziergang melden muß. Und zur Schadloshaltung für alle die Martern, die mir das Leben abgefressen haben, für alle die Ungerechtigkeiten, die mich so viele Jahre hindurch niedergebeugt haben, und mich bis in mein Grab verfolgen; zum Ersatz meines verlornen Vermögens, meines verschwundenen Glücks, und endlich zum Lebensunterhalt setzt mir die Regierung *eine* Pension von vierhundert Livres aus. Das war's, was mir das Stöhnen und die Verzweiflung meiner Freundin zu wissen that! Sie stellt mir mit Zittern diesen unglücklichen Befehl zu. Allein sie war zu sehr gewohnt, meinen schändlichen Tyrannen Trotz zu bieten, als daß sie sich nicht hätte entschließen sollen, es zu versuchen, ob sie ihnen ihre Beute nicht noch entreißen könnte. Ihre erste Sorge war, daß sie mit diesen Befehl, weil er doch einmal der Befehl zu meiner Freylassung war, und mir wenigstens erlaubte, das Tageslicht wieder zu sehen, zustellte. Es wäre für sie so süß gewesen, wenn sie ihres Triumphes hätte genießen, und mich aus diesem Orte des Jammers herausführen können; dafür aber sah sie sich genöthigt, mich wieder selbst in denselben zu setzen.

Ich

Ich habe gesagt, daß sie den Entschluß gefaßt habe, um die Wiederrufung meines Erkänntnis anzuhalten, und alle ihre Kräfte anzustrengen, damit diese letzte Bemühung gelingen möge. Sie eilet, mir noch diesen traurigen Dienst zu erweisen. Aber wo sollte sie mich lassen, während dem sie diese Angelegenheit besorgt? Es war mir verboten, Paris zu betreten; sie war zu klug, als daß sie sich nur in den Sinn kommen ließ, gegen diesen Befehl zu handeln. Sollte sie mich mir selbst, meiner Wuth überlassen, in einer Schenke, zu einer Zeit, wo alle meine Schritte, meine Reden, meine geringsten Handlungen ausgekundschaftet werden, wo meine Feinde nur auf den geringsten Vorwand warten, unter welchem sie das fatale Grab, das noch nicht eingeworfen ist, auf ewig über mir verschließen könnten? Sie weiß, wie leicht mein durch die Ungerechtigkeit erhitztes Blut in Wallung geräth, sie weiß, wie heftig meine Ausfälle sind, und sie hat sich davor fürchten gelernt.*) Sie sah sich also genöthigt, sich's vom

*) Ich habe aus einer lächerlichen Eitelkeit zu lange anstehen lassen, ein Geständniß zu thun, welches mir aber meine Aufrichtigkeit und die Wahrheit, die mir diese ganze Schrift dictirt hat, doch noch abnöthigen. Sollte man glauben, daß ich hätte so ungerecht seyn, und in meinem Kerker meine Befreyerin mehr als einmal der Trägheit und Gleichgültigkeit beschuldigen können? —

Verwalter zu Bicetre zu einer besondern Gnade auszubitten, daß ich noch so lange in meinem Kerker bleiben dürfte, bis sie wüßte, wo sie mit mir hinaus sollte.

Sie geht von mir weg, und läßt alle meine Patronen zusammen kommen. Sie geht zu Madame Necker, sie geht zum Herrn von Conflans, der das, was er verderbt, noch gut zu machen, und es auch zu thun versprochen hatte. Das ist noch ein gerechter Anspruch, den sie zu machen hat, und den sie dießmal für sich selbst zu machen das Recht hat. Ihr Mann hatte sich anheischig gemacht, für meine geringsten Handlungen zu stehen; sie haben die Ruhe meiner Feinde auf sich genommen, die zittern, sie möchten mich ihre Namen aussprechen hören, und

sollte man glauben, daß ich mich in meinem Schmerze so sehr hätte vergessen können, daß ich ihr eine Lauigkeit vorwarf? Ich bat sie, ich verlangte von ihr, daß sie sich keine Mühe mehr um mich geben sollte, weil meine Feinde dadurch nur um so mehr erbittert, und meine Leiden verlängert würden. Ach! sie weinte über meinen Unsinn, und wahrscheinlich brauchte ihr Herz sich nicht sehr Gewalt anzuthun, um mir zu verzeihen. Für alle Antwort verdoppelte sie ihre Bemühungen, wagte ihre Freyheit, ihr Leben daran, verschleuderte ihr Vermögen, und machte mich frey! — — Dieß ist vielleicht der erstaunenswürdigste Zug in ihrer Geschichte: das heißt gewiß Heroismus!

man will uns zweyhundert (französische) Meilen weit von einander absondern. Sie haben vermuthlich gut gesagt, daß sie durch ihre Sorgfalt meine Wuth und meine Verzweiflung besänftigen wollen; aber wenn sie mich gehen lassen, wenn sie mich diesen Empfindungen überlassen, die durch eine gänzliche Unthätigkeit noch mehr überhand nehmen, die meine neue Gefangenschaft, besonders der Ort, der sie mir noch unerträglicher machen würde, und das Elend, zu welchem man mich verdammt, noch mehr erhitzen: wie sollten sie da für alle Seufzer, die mir der Unmuth auspressen, für alle Ausfälle, wozu mich die Verzweiflung hinreißen würde, stehen können?

Meine wüthenden Feinde suchen vergeblich auf diese triftigen Gründe zu antworten; sie wissen nicht, was sie sagen sollen, und bringen es leicht dahin, daß mir nicht gestattet werden solle, mich länger als drey Tage in Paris aufzuhalten. Endlich erhält man doch, daß ich in Paris mein Leben zubringen könne, jedoch mit dem Beding, daß ich mich weder auf Kaffeehäusern, noch auf öffentlichen Spaziergängen, noch an andern öffentlichen Orten erblicken lasse. Wozu doch der Unsinn diese Elenden verleitet. Sie sehen nicht ein, daß sie sich dadurch selbst anklagen, oder vielmehr, daß solche außerordentliche Vorkehrungen sie verdammen.

So bin ich dann der Freundschaft und der Dankbarkeit wieder gegeben, so werde ich von nun an, für diese Empfindungen leben können! Ich wag' es nicht, die sonderbare Lage zu schildern, in der ich mich damals befand; man kann sie vielleicht bewundern, aber sich doch keinen Begriff davon machen. Ich schwamm in Freud' und Wonne; ich hatte nicht Sinne, nicht Herz genug, um sie alle zu fassen. Ich auf der ganzen Welt allein konnte sie schmecken; man müßte an meiner Stelle seyn, man müßte Jahrhunderte voll Thränen, Verzweiflung und Raserey überlebt haben, wenn man sich einen Begriff davon machen wollte. — Doch diese schmerzhaften Empfindungen sind dahin, von nun an werde ich nichts als Glück kennen!

Meine glückliche Freundin hatte die Nacht daran gewendet, um den neuen Befehl zu Wiederrufung meines Exiliums auszuwirken. Sie kommt des Morgens um zwey Uhr ganz entkräftet nach Hause. Kaum erwartet sie des Tages Anbruch, so schickt sie ihren Mann und den werthgeschätzten Herrn Girard ab, die nach so vielen Schrecken und Gefahren nun auch an unserem Wonnegefühl Theil nahmen. Bald kommt sie ihnen nach, und wir sind alle beysammen. Es war der 22ste März 1784, ein ewig merkwürdiger Tag in meiner Geschichte, und vielleicht in der ganzen Menschengeschichte, an dem ich zu einem neuen Leben gebohren ward.

Meine Freunde, meine großmüthigen Freunde, schlossen mich einer nach dem andern in ihre Arme, sie küßten mich, wir weinten alle, und immer unterhielten sie sich mit dem tröstlichen und süßen Gedanken, daß der Gegenstand so vieler Unruhe künftig nur der Gegenstand der zärtlichsten Bemühung seyn solle. Welch Erwachen nach einem so scheußlichen Traum!

Wir kamen an. Ich sehe ein simples und gemächliches Zimmer, wo mir alles bewieß, daß ich erwartet wurde. Ich besah alles, staunte alles an. Ich bewunderte alles mit der gierigen Neugierde oder vielmehr dem Entzücken eines Kindes, die kleinsten Gegenstände rührten mich; jeder war für mich ein Genuß, und in allen fand ich Glückseligkeit.

Meine Pflicht oder vielmehr mein Herz trieb mich an, mich meinen Gönnern zu zeigen, und sie zur Belohnung für ihre Wohlthaten zu Augenzeugen meiner Freude zu machen. Vornehmlich wurde mir die Zeit lang, sie der Madame D** bezeigen zu können. Ihr so zärtliches und so gutes Herz konnte sich dieselbe vermuthlich schon vorstellen; ich fühlte aber, daß ich sie nur bey ihr rein und unvermischt schmecken würde. Ich sah schon mit einer gewissen Ungeduld, die mein Vergnügen ein wenig störte, dem folgenden Tag entgegen, wo ich ihr meine Dank-

barkeit bezeigen und sie die Früchte ihrer Arbeit genießen lassen könnte. Es war halb zehn Uhr, wir speisten zu Abend. Es hält eine Kutsche vor der Thüre: man meldet sie an. Mein Herz hüpfte vor Freuden, als ich den Namen hörte, den ich verehrte, und den ich gern weniger verehrt hätte, um ihn desto mehr lieben zu können. Wir laufen ihr alle entgegen. Mir ists, als wenn ich eine Mutter sähe, die mir durch eine lange Abwesenheit entzogen gewesen wäre, und sie würdigte mich als ihren Sohn anzusehen und zu behandeln. Sie kam, um sich mit uns und gleich uns zu freuen. Sie wendet sich an meine Freunde, an mich, wünscht uns allen Glück, und nachdem sie mir auf das liebreichste begegnet war und uns alle mit Schmeicheleyen überhäuft hatte, so reicht sie mir freundlich die Hand, und — fort war sie. Diese letzte Bewegung setzt mich in Verwunderung; ich schaue, und finde zwischen meinen Fingern ein Etui, das sie mir so geschickt zugesteckt hatte, daß ich es nicht merkte: ich mache es auf, und finde darin eine Rolle mit Louisd'ors.

Diese zärtliche Gönnerin thut noch mehr, sie schreibt mir einen Lebensplan vor, der ihrer und der Göttin, dessen Namen ihr mein Herz beygelegt hat, und deren liebenswürdige Sprache sie immer zu führen scheint, würdig ist. Den andern Morgen schickt

sie mir diese Schrift, die ich stets vor Augen haben werde.

„Mein Herr!

„Ich bins nicht, die Ihre Freyheit ausgewirket „hat. Ich habe aber an Ihrem Unglück wahr„haften Antheil genommen, und habe mir „Mühe gegeben, alle Personen, die ich glaubte „Ihnen nützlich seyn zu können, für Sie einzu„nehmen. Sie haben nur ein einziges Mittel, „wodurch Sie ihnen Ihre Dankbarkeit bezeu„gen können. Dieses besteht darin, daß Sie „sich mit einer Klugheit betragen, die niemals „über Sie zu klagen Ursache giebt, und auch „den geringsten Vorwand Ihnen künftig zu „schaden benimmt. Bedenken Sie, daß, wenn „Sie sich von neuem, wäre es auch nur durch „Unvorsichtigkeit, irgend einem Unglücke aus„setzten, die nämlichen Personen nicht von „neuem sich für Sie verwenden könnten, und „daß Sie dieselben in Verlegenheit setzen wür„den. Ihr eignes Interesse also, und die Dank„barkeit, die Sie denselben schuldig sind, müs„sen Sie veranlassen, daß Sie jeden Tag Ih„res Lebens auf Ihrer Hut seyn.

„Bedenken Sie auch, daß die Ihnen be„willigte Pension lediglich darauf beruhet, daß

„Sie gehorsamlich an dem Ihnen vorgeschriebenen Orte bleiben, und daselbst einen guten „Lebenswandel führen.

„Legen Sie sich also selbst ein Stillschweigen über alle vergangene Leiden auf. Vergessen Sie die, so Sie für Ihre Feinde gehalten haben. Thun Sie es Gott, Ihren Gönnern, und besonders Ihrer eigenen künftigen „Sicherheit, die lediglich von Ihrem Betragen abhängt, zu gefallen.

„Keinem Menschen in der Welt sind Sie „so viel Verbindlichkeit schuldig, als der Frau „Legros; denn dieser haben Sie ohne alle „Ausnahme alle die Personen zu verdanken, „die sich für Sie verwendet haben. Alle Ihre „Dankbarkeit vereinigen Sie gegen diese, und „beweisen Sie ihr dadurch, daß Sie ihren Vorschriften folgen, daß Sie soviel Dankbarkeit „besitzen, als Sie ihr schuldig sind.

„Die geringste Unvorsichtigkeit, die Sie Ihrerseits begehen würden, würde auf sie zurückfallen, und der guten Meynung, die sie uns „von Ihnen beygebracht hat, schaden.

„Seyn Sie vorsichtig, und Sie werden frey „und glücklich seyn. Ich hoffe, daß Sie durch

„den Genuß Ihrer Freyheit Ihre Gesund-
„heit und Kräfte wieder erlangen werden, und
„wünsche, daß Sie dieselben lange genießen mö-
„gen."

Ich konnte diese verehrungswürdige Wohlthä-
terin nicht besser loben, als indem ich ihr Herz und
ihre Tugenden sehen ließ; und nur sie konnte diesel-
ben auf eine ihrer würdige Art schildern. Ich habe
eine Menge andere Briefe: aber dieser faßt alles in
sich. Er ist die Regel meines Lebens, und kann für
ein besonderes Gesetzbuch der Vernunft, das von der
Weisheit und den Grazien dictirt worden ist, ange-
sehen werden.

Ich könnte hier abbrechen. Die Geschichte mei-
ner Trübsale ist zu Ende. Was ich aber noch bey-
zufügen habe, ist eine nicht der unwichtigsten Episo-
den meines Lebens; und sollte ich meine Feder nie-
derlegen, weil ich keine Vergehungen und Gräuel
mehr zu entdecken habe? Nein, gewiß nicht. Man
hat es nöthig, daß, wenn man sein Gesicht an der-
gleichen Gemälden abgemattet hat, man es an Ge-
mälden der Tugend wieder ausruhen lasse. Bisher
haben wir gewiß deren sehr tröstliche gesehen. Ich
habe meine Gönner und Freunde lieben und hochach-
ten gelernt, und unter welcher Bildung könnte ich
sie, diese Tugend, besser vorstellen, als unter der

Ihrigen? denn Sie sind stets menschenfreundlich, gefühlvoll und wohlthätig gewesen. Allein alle Augenblicke mußte ich neben ihren Namen die Namen eines Sartines, eines le Noir aussprechen. Von nun an haben wir nicht mehr diese unwürdige Nachbarschaft zu befürchten.

Ich werde mich bey einem der ersten Vorfälle nicht lange aufhalten, doch darf ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen. In der ersten Zeit schienen Frau Legros und ich der Gegenstand der allgemeinen Neugierde geworden zu seyn. Ihr Haus war beständig voll Leute, die uns sehen und kennen lernen wollten, und die Straße war voll Kutschen, mit denen man uns holen ließ. Dieses Zudringen dauerte etliche Monate. Es war uns schmeichelhaft, und gereichte uns allerdings zur Ehre; doch würden wir uns nicht so viel darauf eingebildet haben, wenn es nur lauter müßige und gleichgültige Leute gewesen wären, die sich um uns versammelten.

Wie theuer und werth, wie entzückend ist für mich diese Rückerinnerung! Denn hier mitten unter diesem Getümmel, wo Ihnen alles zurief, *) und wo

*) Diese Anrede scheint an den Marquis de la Fayette gerichtet zu seyn. Denn daß er auch an der Befreyung des Herrn von Latude mit gearbeitet habe, zeiget die an ihn gerichtete Dedication dieser Schrift, und doch

Ihre Bescheidenheit sie beständig entfernte, hier war es, wo ich Sie sah, wo ich Sie kennen, Sie lieben lernte. O Sie, den mein blinder Gehorsam zu nennen mir verbietet, die Sie stets bemühet sind, sich Aller Anblick zu entziehen, und nach dem alle Blicke begierig sind, und den alle Herzen aufsuchen! Sie, in dem von Ihrer Jugend auf schon eine wohlthätige Philosophie, welche so viele Andere nachäffen, und welche man in Ihrem Herzen findet, ohne daß Sie dieselbe zu kennen scheinen, sich mit der lebhaftesten Liebe zu den Wissenschaften und mit den ausgezeichnetsten Talenten vereinigte, die durch das feinste Gefühl und die thätigste Wohlthätigkeit in Bewegung gesetzt und geleitet werden; glücklicher Mann, weil Sie Gutes stiften, glücklicher Mann durch ein Uebermaaß von Tugend, und tugendhafter Mann ohne Zwang; Sie endlich, der, um der liebenswürdigste der Menschen zu werden, nicht nöthig hatten, sich so zärtlich zu verwenden, und sich bisweilen so viele Mühe zu geben: ach! erlauben Sie, daß ich hier Empfindungen ausdrücke, durch welche ich endlich zu leben scheine, und wegen welcher ich mein Leben liebe. Erlauben Sie, daß mein junger Vertheidiger sein Herz mit dem meinigen

wird seiner nirgends in derselben erwähnt. Dieß unterblieb gewiß nicht ohne besondere Ursache, welche wohl die hier angeführte seyn wird. Ueb.

vereinige, und daß wir alle beide, stolz auf das Glück Sie zu lieben, uns rühmen, daß wir das Glück haben verdienen können, oder wenigstens erhalten haben, dagegen geliebt zu werden.

Dieser verehrungswürdige Freund, — denn anders darf ich ihn doch nicht nennen — schien die Frau Legros, welche er, ohne sie zu kennen, und blos auf die simple Erzählung ihres Betragens bewunderte und verehrte, aufzusuchen. Ein Herz, wie das seinige, war dazu geschaffen, einen solchen Heroismus zu schätzen; allein er ließ es nicht dabey bewenden, daß er ihn nur bewunderte, er hält sich nicht lange bey dergleichen unfruchtbaren Empfindungen auf, und seine Sache ist nicht, das Unglück durch Thränen zu lindern. Er hatte erfahren, daß meine Befreyerin sich in einer verdrüßlichen Lage befände; daß sie durch die Hülfleistung, so sie an mir verschwendet, und durch Uebernahme einiger Schulden ihrer unlängst verstorbenen Mutter, die sie zu bezahlen sich das Gesetz auferlegt hat, so erschöpft worden wäre, daß sie sich genöthigt gesehen, ihren Kram aufzugeben; daß sie oft nichts als trockenes Brod zu essen habe, welches sie noch dazu erst hart werden lasse, um damit weiter hinaus zu langen; daß der kärgliche Verdienst ihres Mannes, der jedoch mehrere Talente in sich vereinigt habe, nicht

hinreichend sey, dieser ehrvollen und rühmlichen Dürftigkeit abzuhelfen, und daß ich, ich, der so viele Jahre hindurch der unglücklichste unter allen Menschen gewesen, zu Abtragung meiner im Herzen geheiligten Schuld gegen sie, zur Schadloshaltung für alle meine Leiden, zum Trost für die erlittene Ungerechtigkeit, zum Unterhalt meines Lebens eine Pension von nicht mehr als vierhundert Livres hätte. Er beschäftigte sich daher unermüdet, wie er mein Schicksal verbessern könnte. Die Güte seines Herzens hat sich nie anders als durch Wohlthaten oder durch Dienstleistungen, die vorzüglichste, die großmüthigste aller Wohlthaten, veroffenbaret.

Er trug es auf eine Subscription an, wovon die Einnahme zu einem Leibgedinge für mich, für die Frau Legros, und für ihr Kind angelegt werden sollte, das sie zu der Zeit, als sie meine Loslassung betrieb, unterm Herzen trug, und das so oft ihre schmerzhafte Lage vermehrte und selbst unter ihren Thränen litte. Allein es war schwer, dieses Projekt allgemein bekannt zu machen. Die, welche es vorgeschlagen hatten, waren zu delikat, als daß sie uns nicht die demüthigende und grausame Zuflucht zum Almosen erspart hätten; und Frau Legros und ich waren viel zu stolz, als daß wir es hätten annehmen können. Man konnte also dieses Projekt

nur bey einer kleinen Anzahl Privatgesellschaften herumgehen lassen, wenn alle Mitglieder wohl bekannt und zu mitleidig waren, als daß sie nicht von unserm Schicksal gerührt worden wären, und zu groß, um in unserm Unglück etwas anders, als das Unglück selbst, zu sehen. Man erwählte zum Cassirer ihrer Wohlthaten den Herrn Notarius Boulard, einen Mann, der seines edlen Amtes und des in ihn gesetzten Vertrauens würdig war.

Ich habe nicht erfahren können, wer alle die Personen gewesen sind, die zu dieser Handlung beygetragen haben. Viele wollten nicht bekannt werden. Ich bedaure, daß ich das Verzeichniß derjenigen, denen ich hiermit meinen lebhaften Dank darbringe, nicht mit ihren Namen zieren kann. Ich mache mir eine Ehre daraus, dieses Verzeichniß bekannt zu machen, und diejenigen, die darin enthalten sind, zu nennen. Es scheint überhaupt, als ob in allen Klassen alle, die sich durch Geburt, Talente und die glücklichsten Eigenschaften auszeichneten, sich vereinigt hätten, um mich gegen die Ungerechtigkeit und Verfolgung zu rächen. Demüthigende Wahrheiten für meine Feinde, die ihre Verbrechen und meine Unschuld zugleich beweisen! Ich bin stolz darauf, daß ich in das zahlreiche Verzeichniß meiner Wohlthäter setzen kann die Herren von Condorcet

und von Chabanon, die mit ihren Tugenden ausgezeichnete Talente zu verbinden gewußt haben, den Herrn Marquis von Conflans, Herrn Baumeister Guillomot, dessen Tochtermann Herrn Regnard, und ihre liebenswürdigen Gemahlinnen, Herrn Ritter von Gestas, Herrn Herzog von Charot, die Frau Marquise von Brunoy, Frau Herzogin von Bourbon, die Frau Präsidentin von Fleurieu, den Herrn Grafen von Muy, Ihro königliche Hoheit die Prinzessin von Condé, den Herrn von Meilhan, der alle Reichthümer der Litteratur und alle Anmuthigkeiten des Geistes in die Gesellschaft zu bringen gewußt; und als Gouverneur nicht nur Tugenden eines Bürgers, sondern auch den Muth sie zu zeigen besessen hat, die Frau Herzogin von Lauraguais, den Herrn Herzog von Ayen, die Frau Gräfin von Tott, den Herrn Grafen und die Frau Gräfin von Tesse, den Herrn Vicomte von Gand, die Frau Herzogin von Anville, die Frau Gräfin von Sabran, den Herrn Präsidenten von Francheville, die Fräulein de la Roche, die Frau Marschallin von Luxenburg, den Herrn Cardinal von Rohan, die Frau Gräfin von Usson, den Herrn von Crosne, damaligen Gouverneur von Rouen, die Madame Dufresne, Frau von Pont, Gouverneurin von Metz, die Frau Marquise von Longueville, und

eine Menge anderer Personen, deren Gnade eine Lobrede und deren Wohlthaten ein rühmlicher Titel ist.

Durch ihre großmüthige Beysteuer kam in sehr kurzer Zeit eine Summe von zehntausend Livres zusammen. Meine tugendhafte und verehrungswürdige Minerva schickte zu allem dem, was sie schon für mich gethan hatte, noch funfzig Louisd'or. Von diesem Gelde konnte man nun zwey lebenslängliche Leibgedinge, jedes von dreyhundert Livres, *eines für* mich und das andere für Frau Legros kaufen. Zu gleicher Zeit erhielt ich noch eine andere Versicherung auf eine jährliche Rente von hundert Livres. Meine Leser werden mir's danken, wenn ich mich einen Augenblick hiebey aufhalte, und dadurch einen schätzbaren Namen und rührende Rückerinnerung erneuere.

Einer von jenen seltenen Menschen, die auf alle Uebel der Menschheit aufmerksam sind; in deren Busen Gott selbst einen Theil seiner Vorsehung für verborgene Trübsale und hülflose Uebel ausgeleert zu haben scheint, *) Herr Dupaty, der während seines Lebens mit dem Hasse jener fürchterlichen Collegien, die er zu bekämpfen ge-

*) Vertheidigung dreyer zum Rade verdammten Personen, Seite 2.

gewagt hatte, und nach seinem Tode mit der Verehrung aller guten Herzen und mit den Thränen aller Unglücklichen beehrt wurde, ward von meinen Unglücksfällen und meiner Lage benachrichtigt, und ließ durch eine Person, die wie der Blitz verschwand, bey der Frau Legros ein Paket mit einigen Louisd'or und einen Brief abgeben, der an Herrn Cousin in der Straße Cimetieres, St. André des Arcs addressirt war, und also lautete:

Paris, den 27sten März 1784.

„Mein Herr!

„Ich habe für den Herrn von Latude, um „mich meiner Schuld gegen ihn zu „entledigen, eine lebenslängliche Pension „von hundert Livres ausgesetzt. Ich weise sie „auf die Gelder an, die Sie jährlich für mich „einziehen. In dieser Gemäßheit belieben Sie „besagte Summe von hundert Livres alljährlich, von Halbjahr zu Halbjahr, an ihn aus„zuzahlen, und den Anfang damit den ersten „Julii des gegenwärtigen Jahres zu machen. „Es ist gleichviel, ob Frau Legros gegen Vor„zeigung dieses Briefs, oder ein anderer dazu „Bevollmächtigter diese Pension erhebt. Mei„ne Absicht ist, daß dieser Brief in den Hän-

„den der Frau Legros oder des Herrn von „Latude, je nachdem sie sich hierüber mit „einander verständigen, bleibe, damit Herr „von Latude sich desselben als eine Versiche„rung auf die lebenslängliche Pension, die ich „ihm ausgesetzt, und auf die Verbindlichkeit „meiner Erben bedienen könne. Sie werden „dafür sorgen, daß ich einige Monate vor jeder „Verfallzeit davon benachrichtigt werde, wenn „Sie voraussehen sollten, daß Ihnen *nicht so* „viel übrig bleiben sollte, um diesen Posten ab„zustoßen.

„Dupaty."

Diese großmüthige und mitleidige Gerichtsperson die mir dieses Geschenk mit einer so edlen Delikatesse machte, hatte fünf Kinder, und war *nicht reich!* Allein außer seinen Feinden werden nur *Wenige* seyn, die nicht das Recht hätten, sich über sein Betragen und seine Wohlthaten zu verwundern. Er *starb*, und es war mir ein Anliegen, daß ich seiner tugendhaften Gemahlin diese Schuldverschreibung wieder zurückgäbe; allein mein Zureden war vergeblich. Diese verehrungswürdige Frau, die würdig war, den Namen ihres überlebten Mannes zu führen, hat sich standhaft geweigert, sie anzunehmen, und beehret mich noch immer mit einer eben so rührenden Wohlgewogenheit.

Alle diese Gelder zusammen machten eine jährliche Rente von eilfhundert Livres: unser tugendhafter Freund hielt mit Recht dafür, daß diese zum Unterhalt einer Familie von fünf Personen nicht zulänglich wären. Wie sehr verbietet mir mein unverbrüchlicher Respekt, daß ich hier die schätzbaren nähern Umstände anführe, die mich dieser nur zu bescheidene Wohlthäter zu verschweigen, gezwungen hat. Er schien sein Herz allen andern mitzutheilen; er suchte sie an, und erhielt von ihnen das, was er nicht selbst für uns thun konnte.

Eine von unsern angesehensten Familien, die sich in allen Zeitaltern der französischen Monarchie durch die größten dem Staat erwiesenen Dienste, und vorzüglich in der neuesten Zeit durch ihren muthvollen Patriotismus ausgezeichnet hat, unterstützte seine Bemühungen mit dem großmüthigsten Eifer. Eines von den Häuptern dieser Familie, das mit den kriegerischen Beschäftigungen den lebhaftesten Geschmack an den Wissenschaften zu verbinden gewußt hat, und dessen Name eben so berühmt bey unsern Armeen als in unsern Akademien ist, beehrte mich mit seiner besondern Zuneigung. Seine Schwester, die durch eine glückliche und seltene Mischung eine gründliche Philosophie und alle Annehmlichkeiten des Geistes mit ihrem erhabenen Charakter vereinigte, schon die

Frau Legros in Gunst zu nehmen. Sie überredete ihren Gemahl, daß er ihr eine Pension von hundert Thalern versicherte, und nach der Hand hat sie ihr, außer einer Menge anderer Hülfleistungen, noch zu einer freyen Wohnung in einem königlichen Gebäude verholfen.

Alle diese Wohlthaten, wozu noch eine Pension von hundert Thalern kam, deren Geber zu nennen mir nicht erlaubt, ja gar verboten ist, gewährten uns eine jährliche Rente von siebenzehn hundert Livres. Viele werden sich ärgern, wenn ich mir die Freyheit nehme, zu sagen, daß dadurch unser Glück nicht sehr glänzend wurde, und nicht zur Unterhaltung von fünf Personen hinreichen konnte, wovon die eine nach fünfunddreyßigjährigem Trübsale sehnlichst verlangte, das Leben erst recht zu genießen. Sollte ich dann meinen Geist von so vielen niederbeugenden Erinnerungen nicht zerstreuen dürfen, und sollte das, was für Andere blos Fantasie ist, für mich nicht ein Bedürfniß seyn? Und sollte denn meine Freundin den Rest ihres Lebens blos anwenden, über ihren Heroismus zu seufzen? Sie wurde genöthigt, ihren Kram aufzugeben; man wird sich noch erinnern, daß sie ihre Mundken verkauft hat, um die Ausgaben, die sich, die die Krankheit ihrer Mutter, die damals starb, und die ihre Haushaltung verursachten, bestreiten zu

können. Alle ihre Quellen waren erschöpft, sie hatte sich in einige Schulden gesteckt, und diese beliefen sich damals auf sieben tausend Livres.

Ich verlange nicht, daß man mir diese Ausführlichkeiten zu gut halte. Sie stehen nicht für jedermann da. Diejenigen, an welche sie gerichtet sind, werden sie begreifen und beherzigen, und würden mir es übel nehmen, wenn ich sie nicht angeführt hätte.

Damals wollte ein jeder wissen, in was für einer Lage wir uns befänden. Als der Herr Fürst und die Frau Fürstin von Beauveau, die uns mit der schmeichelhaftesten Zuneigung beehrten, erfahren hatten, daß wir zu Bestreitung so vieler Ausgaben nicht mehr als siebenzehnhundert Livres hätten, liessen sie in der Folge der Frau Legros eine Pension von sechs hundert Livres auf die Lotterien geben. Wie schätzbar sind uns die Gnadenbezeugungen, mit denen sie uns zu überhäufen geruhet haben! Wie rührend muß es seyn, wenn man sieht, wie sich alle beide bis zu mir herablassen, um mich zu trösten, wie sie bey einem Unglücklichen nichts als ihr Mitleiden kennen, und wie sie da zu vergessen scheinen, daß sie der Gegenstand der Achtung ihres Herren, und der Bewunderung und Dankbarkeit ihrer Mitbürger seyn.

Ach! es sey mir erlaubt, daß, indem ich mich aller dieser Vorzüge rühme, ich wieder auf einen Gedanken zurückkomme, den ich schon geäußert habe. Wenn ich, wie Herr von Sartines sich die Freyheit genommen hat zu sagen, nichts als ein unbändiger, oder wie ihm alle nachsagten, ein verrückter, ein gefährlicher Mensch wäre; wenn ich meinem Leben durch das Verbrechen, so man mir beygemessen, einen Schandfleck angehängt hätte; wenn ich Diebstähle begangen hätte; wenn ich, mit einem Worte, nur ein schlechter Kerl wäre, würde ich mich wohl der Unterstützung so vieler meistens vornehmer Personen rühmen dürfen, die alle in Achtung stehen, alle tugendhaft sind, und Gefühl haben, die mich gewissermaßen für so viele ausgestandene Leiden haben entschädigen, und gegen die Schmach, mit der man mich zu bedecken bemühet gewesen, mit ihrem Wohlwollen haben schützen wollen? Diese einzige Bemerkung schlägt meine Feinde zu Boden, und rechtfertigt mich. Ach! warum gleichen doch nicht alle Großen denjenigen, welche so heilige Ansprüche auf meine Dankbarkeit sich erworben haben?

. . . .

Ich kann noch viele Andere nennen, die mich mit eben so rührender Gütigkeit beehrt haben. Nehmen Sie hiermit alle meinen innigsten Dank hin! O Sie, der liebenswürdige Freund eines großen Mannes,

der, so lang er lebte, stolz darauf seyn durfte, Sie gebildet zu haben, und der uns bisweilen vergessen läßt, daß wir durch seinen Verlust jenen bezaubernden Geist, der seine Schriften belebte, und der ihn auch für sich allein, ohne die Beyhülfe seines Genies, verewigt hätte, bedauern; Sie, die bey unsern gegenwärtigen Unruhen als ein Bürger denken, und das, was Sie denken, kund werden lassen; glücklicher Gemahl jener reizenden Schönen und Guten, welche uns Voltäre zu kennen und zu lieben so begierig macht, und welche man noch mehr liebt, wenn man das Glück hat, sie zu kennen: alle beide haben mir angeboten, in ihrem Hause den Annehmlichkeiten einer Gesellschaft, wo man die wahren Muster des guten Geschmacks antrift, beyzuwohnen. Beide nehmen mich gütig bey sich auf, und geben sich beständig Mühe, mich zu zerstreuen und zu trösten.

So lange man mich so mit Achtungsbezeigungen überhäuft, so scheint es, als ob man täglich lebhafter fühle, was man den unglücklicherweise erstaunenswürdigen Tugenden der Frau Legros schuldig ist. Sie erhielt kurz nach meiner Freylassung ein kostbares Zeugniß der allgemeinen Bewunderung. Man hatte bey der französischen Akademie einen Tugendpreiß ausgesetzt. Er wurde einmüthig ihr als der Würdigsten zuerkannt, und das Publikum bestätigte

mit Entzücken die Entscheidung dieser erlauchten Gesellschaft, die mit Recht dafür hält, daß, so wie es schmeichelhaft ist, die Herrschaft über den Verstand auszuüben, also es auch sehr süß sey, dieselbe über das Herz zu erstrecken. Man hatte in dieser Sitzung sein Augenmerk auf eine angebetete Fürstin gerichtet, die in so vielen Rücksichten allen Franzosen eine so rührende Verehrung einflößt; eine Fürstin, die ein Muster aller Tugenden ist. Ihro Königliche Hoheit, die Frau Herzogin von Chartres, nunmehrige Herzogin von Orleans, vergoß reichliche Thränen, als sie von meinen ausgestandenen Trübsalen, und von dem Heroismus der Frau Legros erzählen hört. Meine Befreyerin und ich sammelten diese kostbaren Thränen in unsern Herzen; sie machten, daß ich fünfunddreyßig Jahr lange Trübsale und Verzweiflung vergaß, und ich fühlte, daß das wahrhaftig hieße, an den Rechten der Gottheit Theil haben, wenn man den Frieden und die Glückseligkeit in das Herz der Unglücklichen wieder einsetzet.

Diese Zufriedenheit war damals rein; allein man mußte sie noch mit Gefahren erkaufen. Es gehört noch mit in den Plan dieser Schrift, daß ich die Sache anführe. Man wird daraus abnehmen, wie weit die Minister in der Gewohnheit des Despotis-

mus, und die Franzosen in der Gewohnheit der Schwäche gekommen sind.

Die Akademie hatte blos ihre Pflicht zu Rathe gezogen, und sie konnte sich unmöglich enthalten, der Frau Legros den Preiß zuzuerkennen, denn sie hatte ihn der Tugend zu verdanken.

Allein unsere gemeinschaftlichen Feinde brummten schon über einen Triumph, der sie nothwendig der allgemeinen Rache aussetzte. Schon war zu befürchten, man möchte uns dieser Ehre wegen bestrafen, und der Lärmen, der sich ausbreitete, war schon so beträchtlich, daß unsern Gönnern und Freunden, denen unsere Freyheit lieber als dieser Glanz war, bange wurde. Sie gaben sich alle ersinnliche Mühe, die Akademie dahin zu bringen, daß sie der Frau Legros die Gerechtigkeit, so sie ihr wiederfahren lassen wollte, verweigerte, und die Gesellschaft hatte es blos der Vermittelung einiger ihrer Glieder, die vertraute Freunde des Herrn von Breteuil waren, und seine Genehmigung auswirkten, zu verdanken, daß sie unser Interesse mit ihren Wünschen vereinigen konnte, jedoch mit dem Beding, daß ich nicht mit Namen sollte genannt werden, und daß man auch nicht anführen sollte, wie viele Jahre derjenige in der Gefangenschaft gesessen, den die Frau Legros daraus erlöst hat. Erstaunende Vorsich-

tigkeit, die mich nichts weiter dazu sagen läßt!

— — —

Aller dieser Weihrauch, der uns dargebracht wurde, war uns gewiß sehr süß; allein wir konnten dadurch unser Daseyn noch nicht verschönern. Meine Beschützerin sah sich genöthigt, die Denkmünze, welche ihr ihre Tugend und die Bewunderung, so sie erregt hatte, attestiren sollte, gegen baares Geld umzusetzen.

Ich habe noch ein Ehrendenkmal anzuführen übrig, das für sie eben so rühmlich, und für mich eben so rührend als die erhaltene Denkmünze ist. Man wird mir erlauben, es noch bekannt zu machen. Ihre Lobeserhebung kann am würdigsten damit geschlossen werden, daß man sich an alles, was sie gethan hat, noch einmal erinnert, und alle besondern Umstände von ihrem Betragen unter Einen Gesichtspunkt bringt. Folgenden Brief schrieb meine zärtliche und verehrungswürdige Minerva nach meiner Freylassung an den Herrn von Comeyras, meinen ersten Advokaten.

Mein Herr!

„Ich habe vernommen, daß Sie von der Frau „Legros einen ausführlichen Aufsatz über „alles, was sie seit drey Jahren, um die Los-

„lassung des Herrn Masers zu erhalten, ge„than hat, verlangt haben. Nach den Fragen, „die ich an sie über den Inhalt des Ihnen von „ihr überschickten Aufsatzes gethan habe, sehe „ich, daß ihre Diskretion und Bescheidenheit „ihr nicht erlaubt hat, ihrem guten Werke sei„nen ganzen Werth zu geben, und daß sie sich „blos darauf eingeschränkt hat, von den We„gen, die sie eingeschlagen hat, mit Ihnen „zu sprechen. Da ich länger als ein Jahr „ein Zeuge ihrer Thätigkeit, ihres Muths, „ihrer Großmuth, ihrer Standhaftigkeit, ja „ich kann wohl sagen, ihres Grimmes, ohne „den sie in Ewigkeit — in Ewigkeit nicht „zum Zweck gekommen wäre, gewesen bin, „so gereicht es mir zum größten Vergnügen, „bey dieser Gelegenheit mit Ihnen davon zu „sprechen.

. . . .

„Eine schöne Handlung, die gleich gethan „ist, so wie man sie nur ausgedacht hat, ist „schon etwas ziemlich seltenes. Aber eine „schöne Handlung, bey der man drey Jahre „mit einer unerschütterlichen Menschenliebe „und Herzhaftigkeit aushalten, dabey seine Zeit, „seine eigenen Geschäfte versäumen, seine Ge„sundheit, sein Vermögen, wenn man noch

„dazu nicht viel hat, aufopfern muß — die „habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, „bis erst jetzt, da ich die Frau Legros habe „kennen lernen. Viele Andere hätten, wenn „sie das Unglück des Herrn Masers gewußt, „das nämliche unternehmen können; allein, „um es auszuführen — dazu gehörte mehr „als eine alltägliche Menschenliebe und Stand„haftigkeit; man mußte die haben, welche die „Frau Legros belebt.

„Weder Verzögerungen noch Verweige„rungen, noch ihre hundertmal betrognen Hof„nungen, noch das Wiedererkalten derer, die „durch so viele Schwierigkeiten ermüdet wor„den, noch die persönlichen Ungemächlichkeiten, „welchen diese Art von Wohlthätigkeit sie aus„setzte — kurz, nichts hat sie abgeschreckt. „Sogar die Vorstellungen derer, die von so „vieler Großmuth gerührt worden, und we„gen ihrem Glücke zärtlichst besorgt gewesen „sind, haben niemals ihrem Eifer Einhalt ge„than. Je mehr sich Schwierigkeiten zeigten, „desto größer wurde er, und ich habe sie nie „mit mehr Feuer arbeiten gesehn, als wenn es „schien, daß ihr nichts mehr zu hoffen übrig „sey. Ohne eine andere Unterstützung, als ih-

„ren Muth, und in einem Gesundheitszustan„de, den ihre Schwangerschaft noch kläglicher „machte, sah ich sie das verwichene Jahr un„aufhörlich sich in sauren Gängen abmatten; „nicht um eine Geldhülfe zu erlangen, — denn „diese verschaffte sie ihrem Gefangenen aus ih„ren eigenen Mitteln — sondern um Patro„nen zu finden, die ihm nützlich seyn konnten. „Sie theilte denen, mit welchen sie sprach, ihre „Menschenliebe mit, fand alle Tage neue, setzte „keinen auf die Seite, und ruhete nicht eher, „als bis sie nichts mehr zu thun übrig hatte.

„So hat sie endlich ohne Vermögen, ohne „Credit, ohne irgend ein sträfliches Mittel das„jenige zu Stande gebracht, was sie so lange, „so sehnlich gewünscht hatte.

„Und was war denn der Zweck von so vie„len Bemühungen? — — — Denjenigen „bey sich aufzunehmen; für den sie dieselben „unternommen hatte; mit ihm die Frucht ihrer „und ihres Mannes Arbeiten zu theilen. Ich „habe ihr manchmal gesagt, daß mir ihre Lage „nicht so vorkomme, daß sie sich so viele Groß„muth erlauben dürfe. „Ich habe meinen Sohn „„eingebüßt;“ gab sie zur Antwort, „ich habe

„meinem Gefangenen versprochen, daß er dessen Stelle vertreten solle; wenn er jemals frey wird, so halte ich mein Wort.“ Sie dachte, indem sie so sprach, nicht daran, daß ein anderes Kind, so seitdem gebohren worden, diese Stelle nicht mehr offen gelassen hatte. Eine Frau, die so ganz ihr Daseyn der Menschenliebe widmen kann, und ein Mann, der sich dieß gefallen läßt, und gutheißt, dieß sind ein paar seltene und sehr verehrungswürdige Wesen.

„Da ich die Frau Legros nie gesehen, als daß sie gänzlich mit demjenigen beschäftigt war, dem sie so gute Dienste geleistet hat, so weiß ich kaum, wie es um ihre eigenen Angelegenheiten steht. Nur so viel weiß ich, daß sie nicht nur kein hergebrachtes Vermögen hat, sondern daß auch ihre Umstände noch mißlicher sind, als sie seyn sollten, weil sie kürzlich ihren Vater nach einer langwierigen und folglich kostspieligen Krankheit verloren, und die Schulden, die wegen diesem Hauskreuze haben gemacht werden müssen, übernommen hat. Um diese kindliche Pflicht zu erfüllen, hat sie sichs an ihrem Leibe abgebrochen, und doch noch nebenher Mittel gefunden, Herrn Ma-

„fers mit allem, was ihr nur möglich gewesen
„ist, in seinem Gefängniß zu versorgen. Sie
„hat keine Kosten gescheuet, zu denen so viele
„Gänge sie veranlaßt haben, und gegenwärtig
„schätzt sie sich glücklich, ihn zum Theil auf ihre
„Kosten zu erhalten, wenn man kein Mittel
„ausfindig machen sollte, zu der ihm bewilligten
„Pension von vierhundert Livres noch etwas
„hinzuzuthun."

So muß man die Tugend erheben; nur die Tugend allein kann sie nach Würden loben!

Ich nähere mich meinem vorgesteckten Ziele. Ich habe alle Thatsachen meiner Geschichte vorgetragen. Ich habe sie mit Freymüthigkeit, und vielleicht mit Herzhaftigkeit gesagt. Ich habe mich der Schulden meines Herzens entledigt, und ich glaube bewiesen zu haben, daß ihm das Gewicht meiner Dankbarkeit nicht schwer und verdrießlich zu tragen gewesen ist. Allein diese Denkungsart legt mir noch eine andere Pflicht auf und ich bin nicht zu feig, daß ich mich lange besinnen sollte, sie zu erfüllen. Nicht blos eine nur allzugerechte Rache hat mir diese Schrift eingegeben. Wenn meine Wohlthäter leiden, wenn ich sehe, daß sie sichs selbst abbrechen, wenn sie mir zu essen geben; ja es sey gesagt, wenn ich genöthigt

bin, Almosenbrod zu essen: wäre es nicht eine unverzeihliche Schwachheit von mir, wenn ich mich einen Augenblick besänne, meine in so vielen Rücksichten erworbenen Ansprüche geltend zu machen? Eben diese Wohlthäter, ich weiß es, verlangen und erwarten nichts; aber wenn sie so edel denken, bin ich dadurch überhoben, auch edel zu denken? Und soll ich, weil sie großmüthig sind, das Recht haben, weder erkenntlich noch billig zu seyn?

Ich habe also meinen nur allzurechtmäßigen Beschwerden eine Erzählung der Thatsachen, auf welche sich dieselben gründen, vorausschicken können und müssen. Nunmehro wende ich mich getrost an Sie, erhabne Repräsentanten einer Nation, die von Ihrem Muthe ein neues Leben erwartet, und die Ihnen aufgetragen hat, sie an ihren Feinden zu rächen. Ich möchte Sie fragen, wie Ihnen dabey ums Herz ist, wenn Sie auf jenem Verzeichnisse, auf welchem man nur die Kinder des Vaterlandes suchen sollte, meine Verfolger, vermuthlich zum Lohn ihrer Uebelthaten, mit ungeschwungenen Pensionen verzeichnet finden. Die Summe der Pensionen, die sich Herr von Sartines hat versichern lassen, soll sich auf mehr als ein und neunzig tausend Livres belaufen, und in diesem Buche, das mit dem Blute des Volks gefärbt ist, sieht man,

daß

daß er sich nicht geschämt hat, sich zu Abtragung seiner Schulden zweymal hundert tausend Livres geben zu lassen. Und mir giebt man zur Schadloshaltung für so viele Leiden, zur Vergütung so vieler Ungerechtigkeiten — mir giebt man vierhundert Livres Pension, und, um mich zu martern, hat man zweymal hundert und siebenzehen tausend Livres weggeworfen? Ha! wenn jemand ein Kind des Vaterlands genennt zu werden verdient, wenn jemand auf seine Gerechtigkeit, oder, wenn man will, auf seine Gnade Ansprüche zu machen hat, ist es nicht derjenige, der ihm so viele Erduldungen vorhalten kann; derjenige, den es, indem es ihm einen Schutz verweigert hat, den jeder Bürger zu fordern berechtigt ist, aufgeopfert hat? Vergeblich habe ich fünf und dreyßig Jahre lang diesen Schutz angeflehet, habe die Gesetze angerufen, und bin niemals, als nur von den Despoten, die es entehrten, angehört worden: aber gewiß muß es das Uebel wieder gut machen, welches es nicht hat verhindern können; es muß mich wegen der ausgestandenen Leiden, vor welchen es mich hätte bewahren sollen, trösten.

Geruhen Sie, mitten unter dem Lärmen und Getümmel, das Sie umgiebt, meine schwache Stimme anzuhören. Erhabene Gesetzgeber, ich rede im Namen der Vernunft und der Menschheit, und ich fürchte

nicht, daß ich nicht Gehör finden sollte, da ich mich an Männer wende, deren Seele groß und menschenfreundlich genug ist, um so wohl für das allgemeine Beste, als auch für das Wohl eines jeden Einzelnen zu wachen.

Ich weiß nicht, ob ich, indem ich meine Feinde vor das Tribunal des Publikums fordere, mit ihnen dahin gehen, und mit ihnen zugleich daselbst gerichtet werden werde. Ich habe sie verklagt, ich habe sie überwiesen, und schon ist ihr Urtheil *gesprochen.* Aber hatte ich mich nicht auch zu verantworten? Nicht gegen diese verhaßten Despoten; sie sollen vor mir zittern, und schon mein Anblick bringt sie zum Schweigen. Ich habe ohne Umschweife erzählt, was für einen Rath mir meine Patronen gegeben haben. Ich habe gesagt, daß sie zur einzigen Belohnung für ihre Wohlthaten verlangten, daß ich mir auf immer die erlittenen Verfolgungen aus dem Sinn schlüge, und daß ich alle Rache an ihnen aufgäbe. Sollte es nicht das Ansehen haben, daß ich mich einer Undankbarkeit schuldig machte, indem ich mich der Herrschaft, die sie über mein Herz und meine Sinne auszuüben suchten, entziehe? Und die, welche die Erzählung so vieler aufgedeckten Verbrechen ermüdet und in Verlegenheit setzet; die, gegen welche ich so schreckliche Waffen an die Hand gegeben habe, um damit das

Ungeheuer, das sie so wüthend vertheidigen, ewig zu helfen? werden sie mir nicht einen Mangel an Großmuth schuld geben, daß ich meine schon zu Boden geschlagenen Feinde, die durch ihre Flucht und durch die allgemeine Verabscheuung in einen vertheidigungslosen Zustand gesetzt worden sind, noch verfolge? Dieser Einwurf ist nicht aus der Luft gegriffen. Man erwartet, ich weiß es, nur die Bekanntmachung meiner Geschichte, um mir ihn alsdann entgegen zu setzen. Traurige und schwache Rache, um die ich mich wenig zu bekümmern habe!

Unsere Feinde sind freylich zu Boden geschlagen, aber deswegen nicht überwunden. Haben sie jemals in ihren Missethaten Ziel und Maaß gehalten? Nein, wahrlich nicht. Und wenn es auf das Wohl des Vaterlands ankommt, wenn der Despotismus neue Angriffe wagt, wenn er noch klimmet, sollten wir da in unserem Widerstand Ziel und Maaß halten? Er ist zu Boden geschlagen, aber er lebt noch, er bedekt mit seinem Leibe den Abgrund, in den er uns zu stürzen seine Hofnung noch nicht aufgegeben hat. Lasset uns nie vergessen, daß eine falsche Sicherheit von einem Augenblick uns ins Verderben stürzen würde, und er wartet nur auf den Tag, wo wir blind seyn werden, um

sein Haupt mit neuen Kräften zu erheben, und uns mit desto mehr Wuth anzufallen.

„Ich habe meinen Wohlthätern zu schweigen versprochen, damals war ich es schuldig: unsere nur zu lange unverwundbare Widersacher waren damals noch mit dem fatalen Panzer bewafnet, der sie vor unsern Hieben sicher setzte. Allein, habe ich meine Pflichten ganz abschwören, ganz auf den Titel eines Bürgers Verzicht thun können? Ich suche jetzt nicht mehr meine Rechte, sondern *die* Rechte des Staats, und meine Feinde sind auch die seinigen. Ja, ich habe mich meiner Schuld gegen ihn entledigen müssen; ich habe ihn nur zu sehr mit meinen Thränen und meinen Martern vertheidigt. Stolz nunmehr auf meine schmerzhaften Narben, will ich sie nicht nur nicht verbergen, sondern ich wünschte auch allen meinen Mitbürgern die Furchen, die meine unrechtmäßigen Fessein mir eingeschnitten haben, zeigen, und allen sagen zu können:

Das haben sie gethan. Zittert! Morgen vielleicht thun sie es wieder!

Ende
des zweyten und letzten Theils.

Ver-

Verbesserungen.

Seite 188. Z. 14 lese man auch nicht, statt nicht weniger.
S. 195. Z. 19 wider mich, statt wieder.
— — 20 beschloß, statt entschloß.
S. 214. Z. 24 deren, statt dessen.
S. 219. Z. 4 der, statt die.
— — 19 hatte, statt hatten.

In

Ihns, J. C. patriotischer Versuch über die Bildung eines würdigen Offiziers. gr. 8. 1791. 14 gr.

Magazin, litterar. der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. 1ster Band. 8. 1791. Schreibpapier

Pignotti, del Dottore Lorenzo, Favole e Novelle. VII. Edizione. 8. 1791. auf Schreibpapier. 12 gr.

Ebendass. Buch auf holländ. Papier. 18 gr.

Smiths, D. A. Theorie der moralischen Gefühle. Uebersetzt, vorgeredet und hin und wieder kommentirt von L. T. Kosegarten. gr. 8. 1791.

Szenen in Paris, während und nach der Zerstörung der Bastille. Nach französ. und englischen Schriften und Kupferstichen. Mit Kupfern, die interessantesten Szenen darstellend. 1e Samml. 8. 10 gl.

Derselben 2e Sammlung. 8. 14 gl.

Derselben 3e Sammlung. 8. 16 gl.

Derselben 4e Sammlung, nebst Szenen zu Versailles, während der Revolution im October 1789. 8. 1790. 20 gl.

Derselben 5e und letzte Sammlung. 8.

Untersuchungen, kritische, über das Geschlechtsregister der sogenannten Gräfin de la Motte; nebst einem aktenmäßigen Bericht über die Halsbandgeschichte. Aus dem 51sten u. 52sten Heft der Staatsanzeigen von Herrn Hofr. Schlözer. Mit nöthigen Abänderungen und einigen Anmerkungen begleitet. 1s und 2s Heft. 8. Schreibpapier. jedes 5 gl.